This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

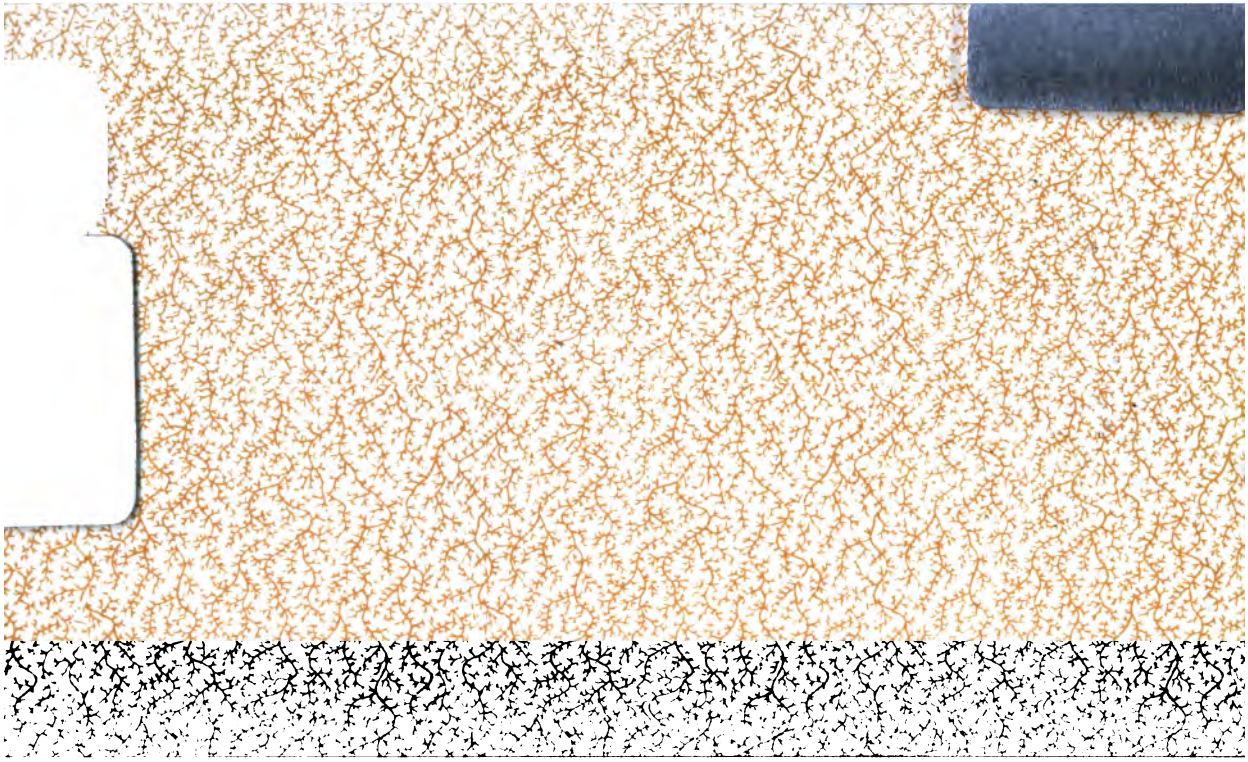
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

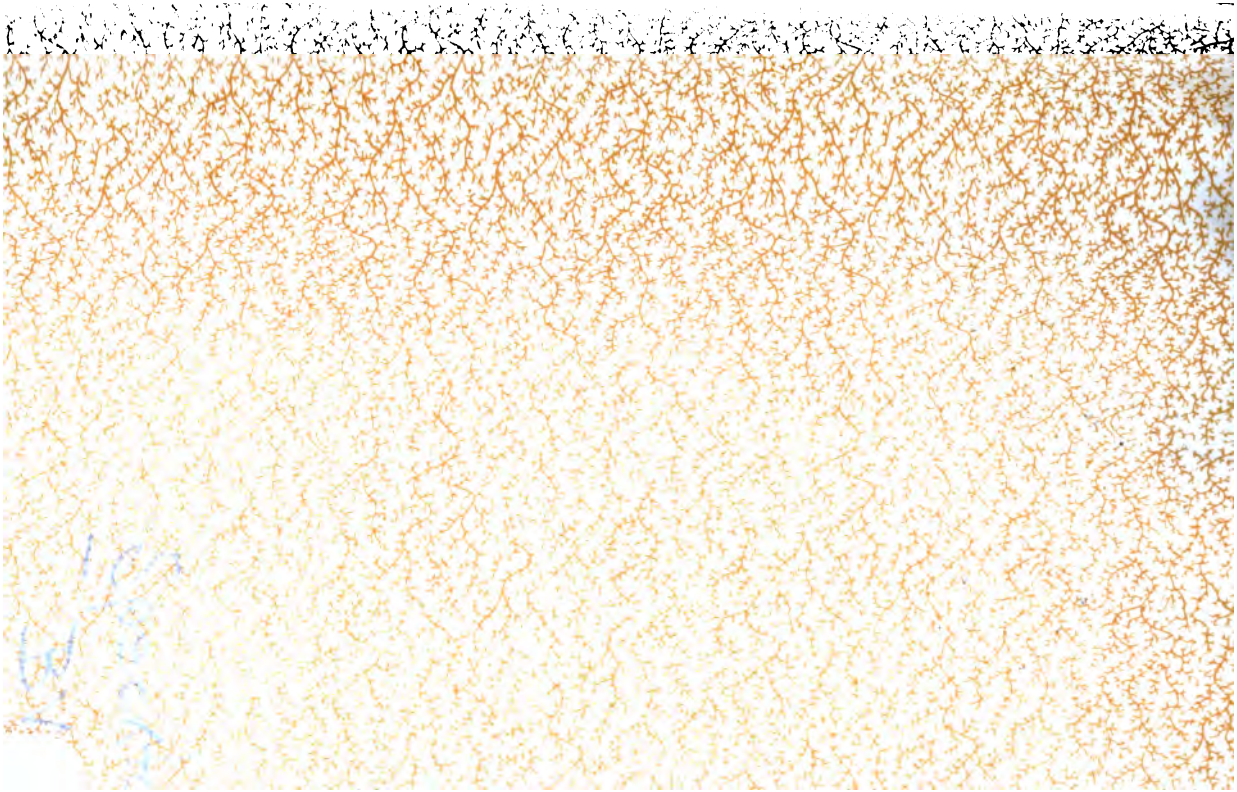
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08232142 7





Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien.

Erster Theil.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Italy-Description 1831

Briefe

eines

deutſchen Künſtlers

aus

Italien.

Aus den nachgelaſſenen Papieren

von

Erwin Speckter,

aus Hamburg.

Erſter Theil.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

1846.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt zum erſten Theile.

Seite

Einleitung IX
Von Padua nach Venedig 1
Venedig 5
Von Venedig nach Rom 41
Rom, Januar 1831 97
Thorwaldſen 102
Overbeck 113
Chriſtlicher Parnaß 114
Overbeck 120
Die Wohnung des preußiſchen Geſandten 122
St. Peter und der Vatican 124
Rom, den 16. Februar.
Papſtwahl 129
Carneval. Unruhen 141
Farneſina. Sixtina 153
Rom, den 22. Februar.
Unruhen 157
Rom, den 26. Februar Abends.
Unruhen 159
St. Paul 160
Proteſtantiſcher Kirchhof 164
Rafael's Schädel 167
Ausflüge 169
Villa Maſſimi 175
Ausflüge 178
Rom, den 11. März.
Rom 181
Ausflüge 183

Seite

Rom, den 25. März.
Ausflüge ... 194
Rom, den 13. April.
Ein Abschied ... 198
Stimmungen ... 200
Skizzenbuch ... 203
Rom, den 21. April.
Cornelius' Abschiedsmahl ... 209
Rom, den 30. April.
Römischer und deutscher Frühling ... 214
Persönliche Mittheilungen ... 218
Charwoche ... 222
Sirocco ... 226
Rom, den 20. Juni.
Sommer ... 230
Cornelius und Overbeck ... 232
Cornelius' Carton: die Kreuzigung ... 233
Ausflug ... 236
Schadow's Abschiedsfest ... 237
Rom, den 25. Juli.
Protestantischer Gottesdienst ... 241
Rom, August. An Chateauneuf.
Sixtina ... 243
Rafael und Michel Angelo ... 247
Rafael ... 249
Rom, September.
Architektur ... 251
Nennenswerthe fremde Künstler ... 254
Künstlerstreben ... 257
Zeit-Interesse ... 259
Vermischte Mittheilungen ... 260
Rom, den 2. October.
Vermischte Mittheilungen ... 262
Lufterscheinung ... 265
Corso am Sonntag ... 266
Zeichnen und Heirathen ... 269

Seite
Miston in der Gesellschaft 271
Rom, den 23. October.
Finis Poloniae 272
Lectüre 275
Octoberfeier 276
Römische Gärten 279
Römische Villen 281
Rom, den 24. November.
Künstlerbetrachtungen 282
Rom, den 9. December.
Piferari 286
Persönliche Mittheilungen 288
Rom, den 26. December.
Persönliche Mittheilungen 291
Rom, den 23. Januar 1832.
Weihnachtsabend 292
Erdbeben 295
Unsicherheit 296
Rom, den 9. März.
Persönliche Mittheilungen 298
Künstlerumschau 301
Rom, den 10. März.
Künstlerumschau 303
Rom, Ende März.
Künstleransicht 308
Rom, den 18. April.
Tivoli 311
Rom, den 19. April.
Frascati 311
Tusculum 319
Castell Gandolfo 323
Rom, einige Tage später.
Grotte der Diana 325
Emissario 327
Albano 330

	Seite
See von Nemi	333
Cenſano	337
Albano	339
Zweiter Ausflug	341
Cività vecchia	343
Polizei	343
Elba	346
Corneto	347
Ein Signorelli	353
Etruriſche Gräber	355
Tarquinii	357
Etruriſche Gräber	359
Corneto	361
Weg nach Tuscanella	365
Tuscanella	369
Kirchen in Tuscanella	373
Unterirdiſche Kirche	375
Weg nach Monteſiascone	377
Reiſeaufzug	—
Nomaden	381
Monteſiascone	383
Weg nach Orvieto	386
Viterbo	389
Weg nach Sutri	391
Sutri	393
Amphitheater	394
Boccano	397
Die Königin der Wüſte	391
Das Geheimniß	400
Ein Beſuch	403
S. Peter	405
Pellegrini	407
Charwoche	409
Von Rom nach Neapel	415

Einleitung.

Ueber Italien hat man unzählige Bücher von Kunstkennern und Kunstfreunden; aber wie selten hat ein Künstler über Italien gesprochen!

Dies ist der Grund, der uns bestimmt hat, eine Auswahl von Papieren, die ohne den entferntesten Gedanken an die Veröffentlichung niedergeschrieben waren, der Presse zu übergeben.

Der Leser wird urtheilen, ob die Auffassung von Eindrücken der Natur, der Art und Kunst in Italien, ob die Darlegung des bewegten, innern Künstlerlebens geeignet sei, ein Interesse in weiteren Kreisen zu wecken.

Um die Bekanntschaft mit der Persönlichkeit des Verfassers einzuleiten, schien es zweckmäßig, eine Lebensskizze desselben aus den Erinnerungen Derer, die ihm nahe standen, hier zusammenzustellen und sie bis auf den Punkt zu führen, wo das Tagebuch beginnt.

*

Erwin Speckter war geboren in Hamburg den 18. Juli 1806.

Sein Vater, **Johann Michael Speckter**, geb. in Uthlede im Hannoverschen am 5. Juni 1764, hatte unter der Leitung des Architekten Sonnin, dann auf der Handlungsakademie von Büsch und Ebeling und auf dem hamburgischen Gymnasium sich für das Studium der Mathematik vorbereitet, darauf aber einen jungen Gutsbesitzer aus Pommern auf einer Reise durch Deutschland und die Schweiz als Führer begleitet und bei seiner Rückkehr nach Hamburg der Aufforderung einiger Jugendfreunde (es waren die für Hamburgs Handel überaus günstigen 90ger Jahre) nicht widerstanden, sich mit ihnen zu einer kaufmännischen Geschäftsgenossenschaft zu verbinden. Das Interesse für die Entwickelung der deutschen, auch der philosophischen Literatur, das damals alle Gebildeten durchdrang und das ihm auf der Reise durch vielfach angeknüpfte persönliche Beziehungen noch näher getreten war, blieb auch bei verändertem Lebensberuf ihm stets gegenwärtig. Vorwiegend aber ward das Interesse für die Kunst, das, zunächst aus einem regen Sinn für charakteristische Auffassung der Individualitäten entsprungen, einst durch zufällige Bekanntschaft mit einigen Blättern Chodowiecki's geweckt, durch die Anschauung größerer Sammlungen genährt und durch viele Beschäftigung mit der

Kunstgeschichte befestigt worden. Im Lauf der Jahre vereinigte er eine ausgezeichnete Sammlung werthvoller Stiche nach den Werken der alten Meister, von Holzschnitten, und Originalradirungen der Niederländer. So war er, ohne selbst ausübender Künstler zu sein, dahin gelangt, als ein Vertreter der Kunstinteressen (einer von Wenigen in damaliger Zeit) für Hamburg zu wirken. Sein sehnlicher Wunsch war, daß ein Talent, das nicht erworben, sondern angeboren wird, seine Söhne einst in das gelobte Land einführen möge, welches ihm selbst zu betreten nicht vergönnt war.

Auf die Erfüllung dieses Wunsches mag der Hochbetagte*), nach allem Wechsel der Lebenserfahrungen, mit freudigem Dank gegen die Vorsehung zurückblicken. Während in rüstigem Wirken der jüngere Sohn Otto fortfährt, in der Nähe und Ferne seinem Namen Anerkennung zu schaffen, war den Bestrebungen des älteren Sohnes Erwin frühe schon die Theilnahme von Meistern und Kennern geworden und hat seine kurze Laufbahn überdauert. Rumohr's Urtheil werden wir unten mittheilen. Cornelius, umgeben

*) Der Druck dieses Werkes, dem er mit lebhafter Theilnahme folgte, war vollendet, und auch dieser Bogen schon einmal durch die Presse gegangen, als er aus dem Kreise der Seinigen schied. In der Sonntagsfrühe, am 1. März 1846, ist er ohne Krankenlager sanft entschlummert.

vom Wetteifer einer sich stets erneuernden Jugend, hat nach Jahren noch bezeugt, welche Erwartungen in dies frühe Grab gesunken.

Während der Belagerung Hamburgs (im Winter 1813—1814) fanden seine Aeltern eine Zufluchtstätte in dem gastlichen, mit einer schönen Sammlung von Gemälden geschmückten Hause des Banquier J. S. Oehn in Altona, bei welchem auch der Maler Heinrich Herterich, ein gemeinsamer Freund, sich aufhielt. Im Arbeitszimmer des Letzteren brachte der sinnige Knabe die ganzen Tage zu und erhielt damals schon aus dessen Hand die ersten Pastellfarben, wie derselbe ihm denn auch später fördernd zur Seite stand. Anstalten, welche eine genügende künstlerische Vorbereitung gewährt hätten, waren damals in Hamburg nur erst im Werden. Selbst die Aneignung der nöthigsten Fertigkeiten war gutentheils dem eigenen Trieb überlassen, den indessen ein äußerer Umstand spornte. Als sein Vater im Jahr 1818 eine Steindruckerei (die erste in Norddeutschland) mit Herterich zusammen errichtete, versuchte Erwin sich in Portraits, auch in Zeichnungen zum Reineke Fuchs.

Was den übrigen Unterricht anlangt, so war er ums Jahr 1815 der von Leonhard Wächter (Veit Weber) geleiteten Privatschule übergeben. Dies ist für ihn wichtig und wohlthätig geworden, weniger durch die Summe von positivem Wissen, als durch die

Entwickelung seines lebhaften Fassungsvermögens und die Ausbildung des Sinnes für das Rechte und Edle.

Mit mehreren Altersgenossen von verschiedener Bestimmung kam er regelmäßig in einer Abendgesellschaft zusammen. Es herrschte darin ein ernster, streng religiöser, etwas ängstlicher Ton (den die Eindrücke der Schule nicht eben veranlaßt haben würden) und zugleich die von den Universitäten in jener Zeit auf die Schulen zurückwirkende deutsche Richtung. Die letztere ward durch häufige Besuche jenaischer Studenten im älterlichen Hause genährt.

Beides ist für die erste Periode seiner Kunstversuche nicht ohne Bedeutung geblieben. Dazu kamen noch die Traditionen von Otto Runge's künstlerischem Charakter und die in befreundeten Familien aufbewahrten Arbeiten und Entwürfe desselben.

Eine alte Sitte in den hamburgischen Schulen gab den äußeren Anlaß zur Ausführung von Weihnachtswünschen, Arabesken zu neutestamentlichen Parabeln, mit freigelassenem Raum, um einen Spruch oder Liedervers einzutragen. Die Anregung war durch die Strixner'schen Steindrücke nach Albrecht Dürer's Randzeichnungen gegeben. Es ist wol kein Zweifel, daß diese seine Versuche zu den ersten gehören, die seitdem so beliebt gewordene und so glücklich ausgebildete Manier in Deutschland wieder zu erneuern.

In dieselbe Zeit fällt seine Confirmation, welche

die ernste, religiöse, bereits vorherrschende Richtung seines Wesens bestärkte.

Seine und seiner näheren Freunde Lectüre gehörte großentheils dem Kreise der romantischen Schule an — nicht allein die neueren Productionen, sondern auch die wiedererweckte Volkspoesie, in des Knaben Wunderhorn u. dergl. Daneben studirte er den Theuerdank und beschäftigte sich unablässig mit der Bibel, in welcher er sich vorzugsweise Stoffe zur künftigen künstlerischen Bearbeitung auszeichnete.

Im October 1822 kam der Freiherr v. Rumohr auf der Rückreise von Italien nach Hamburg. Mit großer Freundlichkeit ermuthigte er die Jünglinge, in deren schüchternen Versuchen er den Beginn eines künstlerischen Lebens erkannte. Einen dieser Kunstschüler, einen Neffen Herterich's, den er in demselben Hause traf (jetzt unter den Malern Federico Nerly genannt) nahm er bei einem spätern Besuch mit sich, die Uebrigen lud er zu sich nach Rothenhausen ein. Alle ermunterte er, die Denkmale alter Kunst aufzusuchen, welche die Umgegend darbiete.*)

So machten denn, im Juni 1823, die beiden Brüder, Erwin und Otto, mit Julius Milde sich

*) Einen „Ueberblick der Kunsthistorie des transalbingischen Sachsens" hat Rumohr im Jahre 1834 im 2. Bande des Schleswig-Holstein-Lauenburgischen „Archivs" gegeben.

auf, durchwanderten die deutschen Herzogthümer, sahen und zeichneten, was ihnen gefiel. Auch das erste von Erwins Oelbildern — das Rathhaus in Mölln — war bei ähnlicher Gelegenheit entstanden. Diesmal ward Schleswig, eigentlich der Altarschrein von Hans Brügman, das Ziel des Ausfluges. Der Eindruck war der der vollständigsten Ueberraschung. „Ich wollte Dir," schreibt Erwin an seine Schwester, „über Harms' Predigt recht ausführlich schreiben, doch diesen Vorsatz hat Meister Hans Brügman in mir zu nichte gemacht; denn seit ich dies Werk gesehen, weiß ich gar nicht mehr, wovon ich anders sprechen soll." Und an den Vater: „Wie wär' es aber, wenn Milde und ich, statt nach Dresden zu gehen, uns ein halb Jahr hier und eins in Lübeck aufhalten könnten?"

Im Juli und August 1823 waren Erwin und Julius Milde in Lübeck. Das Dombild von Hemling war eben damals durch Rumohr zu Ehren gekommen. Die lübecker Welt, und auch Reisende, betrachteten es als eine neue Entdeckung. Die beiden Freunde copirten einige Gruppen in Oel. Rumohr, der sie bald bei der Arbeit besuchte, bald auf Rothenhausen sie bei sich sah, forderte sie auf, eine Probe auf Stein zu zeichnen, deren Bekanntmachung durchs Morgenblatt, sowie die Einladung zur Unterzeichnung auf die Herausgabe des Ganzen, er übernahm. Die

vollständige lithographische Nachbildung ist später durch Erwin und Otto gemeinschaftlich besorgt.

Auch an Winken und Warnungen hat Rumohr es nicht fehlen lassen. Und sie prägten sich ein, wenn sie auch erst später ganz begriffen wurden. Geht nicht nach Italien, sagte er eines Tages, ehe Ihr Etwas unter den Füßen habt — ich meine, ehe Ihr fest entschlossen seid, was Ihr werden wollt und wie Ihr es werden wollt; überhaupt nicht, ehe Ihr in Deutschland etwas Tüchtiges geleistet habt. Italien ist für Viele ein Verderben geworden, die zu früh hingegangen sind. Man wird da leicht verführt zu chinesischen Schmierereien, welche deutsch sein sollen, und verliert seine Eigenthümlichkeit. Meint nicht, daß Ihr ohne Italien Nichts werden könnt — viele große Meister sind gar nicht, oder doch erst als Männer in Italien gewesen; auch Overbeck hätte sich noch nicht nach Italien gewendet, wenn es ihm in Wien besser ergangen wäre.

Bald darauf ward Overbeck's Oelbild, der Einzug Christi in Jerusalem, in der Marienkirche seiner Vaterstadt Lübeck aufgestellt. Es war ein Zeichen guter Vorbedeutung, daß an die alten Meister ein einheimischer aus der Gegenwart sich anreihte. Erwin sah das Bild mit einer Bewunderung, die ihn Jahre hindurch fast ausschließlich erfüllte. Später ward Otto durch den Freiherrn von Rumohr zu jener sorg-

samen Nachbildung im Steindruck (seiner ersten, größeren Arbeit) veranlaßt, durch welche das Bild in ganz Deutschland bekannt ist.

Aus dieser Zeit datirt eine sehr große Anzahl von Studien, nach der Natur aufgefaßt, besonders in solchen Momenten, wo das Seelenleben in Geberden sich ausspricht: eine Art von Tagebuch, das Erwins künstlerischen Blick übte, das eine Fülle von Ideen für die Composition darbot und freundliche Erinnerungen aus seiner Umgebung festhielt.

Ehe er die Vaterstadt auf längere Zeit verließ, hatte er außer diesen Studien, die mit großer Sorgfalt gesammelt und geordnet vorliegen, mehrere gelungene Portraits in Oel gemalt, die ihn im Technischen förderten. Ein Abstecher nach Lüneburg gab ähnliche Ausbeute, wie die früheren nach Schleswig und Lübeck.

Unterbrochen waren diese Beschäftigungen nur durch ein häufig wiederkehrendes Asthma. Hat ihn dies Uebel hin und wieder krankhaft reizbar gestimmt, so war es doch merkwürdig, wie lange der Geist den Körper beherrschte. So sah man ihn noch wenige Wochen vor seinem Ende, unter Beschwerden, die das Feuer seines Auges und der Ton seiner klangvollen Stimme selbst damals nicht errathen ließ, vom frühesten Licht bis zum spätesten bei der Arbeit ausharren. Frühe schon hat er die Gewohnheit dieses

aufreibenden Kampfes sich angeeignet, dem dann gänzliche Ermattung zu folgen pflegte. Ganze Nächte hat er sitzend zugebracht, den Kopf auf die Hand der älteren Schwester gestützt.

Im Sommer 1825 ging er mit Julius Milde nach München über Bamberg und Nürnberg. Der Eindruck von Overbeck's Bild war noch immer bei ihm durch keinen späteren verdrängt. Eine diesem Meister verwandte Richtung, mit seltner Einfachheit und Innigkeit ausgebildet, zog ihn bei Eberhard an. Cornelius nahm ihn von Anfang an sehr freundlich auf, ohne ihn in vorgefaßten Vorstellungen zu stören, von denen er voraussehen mochte, daß sie sich läutern würden. So ging Erwin fürs Erste seinen Weg. „Ich nehme mich selbst," schreibt Erwin den 18. October 1825, „nach Rumohr's Rath, so ordentlich vor, wie nur ein Mensch es kann, nämlich wo ich nur einen Kopf bekommen kann, zeichne ich ihn nach der Natur, dabei zeichnen wir jede Woche wenigstens einmal einen Act." Sein ganzes Streben faßt er in einem andern Brief so zusammen: „Damit ich als Mensch wie als Künstler (denn das ist ja so eng verbunden) ein recht tüchtiger, ordentlicher, christlicher Kerl werde." Für die Oelmalerei hat er in München vergleichungsweise wenig gethan. Er lieferte große, sehr ausgearbeitete, aber ohne den Gedanken an eine Ausführung in Farben gezeichnete Cartons,

bibliſche Darſtellungen in der ſtrengen entſagenden Manier, die bei ihm zum Grundſatz geworden war. Den bedeutendſten darunter, die Auferweckung des Lazarus, mit vielen ¾ lebensgroßen Figuren, ſandte er den Aeltern herüber. Es iſt meine erſte Arbeit, ſchrieb er; ja, darum bitte ich Euch, gebt den Carton auf keinen Fall weg. Er iſt mein genaueſter Freund, ſo wie der mich kennt, kennt mich kein Menſch.

Uebrigens hatte Cornelius ihn nicht aus dem Auge verlorrn. An der Decke der Galerie, ſagte Cornelius ihm eines Tages, ſoll das Leben der bedeutendſten Künſtler in Hauptmomenten dargeſtellt werden, ihm habe er den Fieſole beſtimmt, für den er am beſten ſich eigne. Das Wort traf ihn ganz eigenthümlich. „Es iſt mir ungeheuer lieb," ſchreibt er, „doch da müßte ich jedenfalls erſt nach Italien gehen, um ſeine Sachen und ſein Leben recht zu ſtudiren; es iſt wahr, ich habe den Fieſole ſehr lieb, aber ich kenne ihn doch bis jetzt nur höchſt unvollkommen."

Gegen das Ende ſeines münchener Aufenthaltes ward die rechte Luſt zum Malen bei ihm erſt rege, zumal da aus der Vaterſtadt ein Auftrag für ihn eingelaufen war: Chriſtus und die Samariterin, deſſen Entwurf ihn ſofort beſchäftigte. „Zum Herbſt," ſchreibt er im Mai 1827, „will ich nach Hauſe und male es dann wahrſcheinlich in Lübeck, angeſichts des ſchönſten bis jetzt mir bekannten Oelbildes, fertig.

Von Overbeck kann ich mehr lernen als hier. Heß sagt auch wie alle Andere, man könne das nie lehren, Jeder müsse es den guten Meistern selbst ablernen. Fürs Spätere wirkt vielleicht Cornelius' Zeugniß, daß es mir möglich wird, auf einige Jahre nach Italien zu gehen."

Im Spätjahr 1827 kehrte er mit Julius Oldach, der ihn auf einer Schweizer- und Rheinreise begleitet hatte, nach der Vaterstadt zurück. Hier wurden denn mehrere Compositionen von ihm in Oel ausgeführt.

Die erste derselben, Christus und die Samariterin (im Besitze des Herrn Syndicus Sieveking), worin die Landschaft und auch die Individualisirung der Apostel wohl gelungen war, ist durch ein störendes Bestreben, Abstractes in Form und Farbe auszudrükken, in den Hauptfiguren ungenügend geblieben.

Ein zweites Bild, die Frauen am Grabe (im Besitz des Herrn Professor Wilda in Breslau), bezeichnet einen ungemeinen Fortschritt. Indem er der alten Manier allmälig sich entzog, war er zu dem Entschluß gelangt, den er früher sich nicht vergeben haben würde, den Reiz auch in die Farbe zu legen.

Einen erfreulichen Contrast zu der früheren, oft ungelenken Härte bilden mehrere Miniaturen aus der heiligen Geschichte, im Besitz einer Frau, deren freundliche Theilnahme an seinen Bestrebungen in dieser Zeit für die Entwickelung seines künstlerischen Bewußtseins und seines innern Lebens von besonderer

Bedeutung ward und deren Züge auch in manchen seiner Darstellungen widerklingen.

Noch entschiedener zeigt sich die Lossagung von seiner früheren Weise in den Wandverzierungen, die er 1830 für ein Cabinet im Sieveking'schen Landhause malte. Der Stoff selbst, dem er sich zuwandte, war ihm ein neuer. An die Stelle der christlichen Allegorien waren antike getreten. Hier bewährte sich denn, daß weder die Ideen von Cornelius (denn die daraus geschöpfte Begeisterung, nicht das Anschmiegen an den Vortrag eines Meisters, galt ihm als das Pfand der Schülerschaft) noch die Anschauung der Antiken ohne Einfluß geblieben waren.

Gleichzeitig mit dem neuen Stoff und mit dem entfesselten Sinn für die Schönheit der Form, ward ihm auch die Sicherheit im Gebrauch des erst jetzt ihm recht zugänglich gewordenen Mittels der Farbe. Die Heiterkeit des Naturlebens waltet hier im Gegensatz zum Phantastischen nicht minder als zum Abstracten und vermittelt, im Sinn der Alten, dem Auge die Deutung der Figuren. An der Decke bändigt der Amor triumphirend die Elemente; in den Tageszeiten (rings an den Wänden) bewegt sich der freie Kreislauf der Natur; den Endpunkt bildet die Verherrlichung der Liebe in der edleren Sphäre der Menschen und Götter — Amor, der die Psyche umschlungen hält.

Bei dieſer Arbeit ward ihm der Genuß eines anregenden Austauſches von Ideen und eines darauf baſirten Zuſammenwirkens mit ſeinem Freunde Chateauneuf und zugleich die erſte Gelegenheit, ſeine Kunſt in ihrer Beziehung zur Ausſchmückung architektoniſcher Räume, alſo in einer ihrer würdigſten Beſtimmungen auszuüben.

Es war nun ausgemacht, daß er nach Italien gehen ſollte. Dies war nur möglich geworden, indem Otto darauf verzichtete, aus dem Kreiſe, in den er durch die Verhältniſſe gebannt war, herauszutreten und auch ſeinerſeits eine Akademie zu beſuchen. Erwin konnte dies große Opfer nicht anders vergelten, als durch die aufrichtigſte Anerkennung Deſſen, was der Bruder geleiſtet, der ſeine künſtleriſche Ausbildung keiner Gunſt der Umſtände, ſondern ſich ſelber verdankte und den auf durchaus ſelbſtändiger Bahn keine Aufmunterung gefördert hat, als die des Publikums, das ſeiner Werke ſich freute.

Im September 1830 ging Erwin über Berlin und Dresden nach München. Nicht ohne Beſorgniß, wegen ſeiner wiederkehrenden körperlichen Zufälle, ſahen die Seinigen ihn ſcheiden. Nach Berlin begleitete ihn Louis Asher, einer der Freunde, deren rührende Treue den Leidenden gepflegt, den Verſtimmten getragen hat. Er kam krank in Berlin an. Was ihn in Berlin mächtig ergriff, war das Muſeum.

Sein Bericht in die Heimat fängt nicht mit Rafael an. „Ich bin zu chronologisch gesinnt, habe auch hier deutlich gesehen, wie Rafael wol schwerlich Das geworden wäre, wären ihm nicht Solche vorangegangen, aus denen er so viel schöpfen und lernen konnte: also zum Erstling meiner Lieben, zum Filippo Lippi.“ Diese Betrachtung mag auffallen bei einem so jungen und für Rafael (seinen „göttlichen Rafael“) so enthusiastischen Besucher der Galerie. Der Enthusiasmus der Jugend gibt sonst an eine glänzende Erscheinung sich hin, setzt über die Frage nach den „Braven, die vor Agamemnon lebten,“ am leichtesten sich hinweg. Irgend eine Enttäuschung muß vorgegangen sein, um den Blick auf solche Betrachtungen zu lenken. So war es, und in diesem Fall wird der vermittelnde Gedankengang sich herstellen lassen. Der jugendliche Künstler hatte die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß sein früheres Treiben durch eine gewisse Befangenheit verkümmert worden, der er sich entringen müsse. War dies nun etwa nur seine persönliche Erfahrung? Nein, sondern die von gar Vielen. In jenen Jahren kam eine Periode in der Geschichte der erneuerten Kunst der Deutschen zum Abschluß. Auf verschiedenen Punkten, in vereinzelten Bestrebungen, mit vorübergehenden Idealen und Irrthümern versetzt, hatte die Bewegung begonnen. Nur allmälig konnte der feste Kern sich gestalten, mußte die wie-

derbelebte Kunst aus dem Dilettantismus sich zum Ernst und zum Innewerden ihrer eigenen Bedeutung emporarbeiten. Wie nahe lag nun der Gedanke an jene glücklichere Zeit, wo es so ganz anders gewesen; an die Zeit, wo die Kunst in sicherer Herrschaft den Strebenden von einer Stufe zur andern hob, wo die Bahn nicht nur von fernher durch leuchtende Spuren aufgehellt, sondern im vollen Tageslicht erschlossen war, so daß das Talent sie leichter einschlagen mochte, als jetzt sie verfehlen. Dieser Gegensatz des Sonst und Jetzt tritt in den Briefen aus Italien so vielfach hervor, daß es nicht überflüssig schien, auf diesem Wendepunkt von Erwins Entwickelung das Bewußtsein desselben, wenn auch nur in einer flüchtigen Aeußerung, nachzuweisen.

Auf der Ausstellung in Berlin traf er ein Gemälde „ganz in der Weise der älteren guten venetianischen Bilder" (Moses und die Hirten) von Dräger, eben demselben, mit dem er später in Rom so eng verbunden war. In Berlin war übrigens seines Bleibens nicht. „Mehr als ein vom übrigen Leben gesondertes Künstlerleben bedarf der Künstler (wenigstens ich) zu seiner Ausbildung ein gesundes, reges Volksleben."

In Dresden überraschte es ihn, daß manchen der Jüngeren sein Name nicht fremd war und daß eine gewisse Erwartung, veranlaßt durch die Berichte An-

derer über ſeine Perſönlichkeit, ſich daran zu knüpfen ſchien. Die Jahreszeit und die Ungeduld drängten ihn weiter zu reiſen. Auch der Galerie konnte er nur ganz kurze Zeit widmen und beſchränkte ſich auf einige wenige Bilder, auf die er geſpannt war, insbeſondere die Venetianer. Nach allem Vorangegangenen iſt es vielleicht hier am Ort, anzumerken, daß die Madonna von Holbein ihm als das angenehmſte, vollkommenſte altdeutſche Bild erſchien, das er noch geſehen, „und nicht, wie die andern altdeutſchen, dürftig.“ Overbeck's Oelſkizze zu dem Freskobild in Aſſiſi, die er auf der Ausſtellung fand, ſetzt er „getroſt den alten Meiſtern an die Seite.“

In Nürnberg erfreute er ſich aufs neue des Eindrucks „der Stadt, ſo aus einem Guß, daß das Ganze wie ein Kunſtwerk aus einer Periode, von einem Künſtler ſich darſtellt.“ Am 18. October kam er, bei ſtarkem Froſt und leidend, in München an. Das ſüddeutſche Volksleben ſprach ihn, aus dem Norden wiederkehrend, noch mehr an, als das erſte Mal. „Die Schwaben und Baiern ſind ein ſich ſelbſt mehr fühlender, derberer Menſchenſchlag, noch nicht ſo cultivirt, ſo verallgemeinert; Alles trägt mehr ein individuelles Gepräge; ſie denken nicht immer blos in Zahlen, ſondern erzählen ſich Geſchichten aus alter und neuer Zeit, Abenteuer, erlebte und erdichtete.“ Weniger konnt' er im Künſtlertreiben ſich dies Mal

zurechtfinden, wenn er auch mit offenen Armen als alter Bekannter sich aufgenommen sah. Er selbst war in mancher Hinsicht ein Anderer geworden. Er fühlte es und war sehr geneigt, sich selbst des Undanks anzuklagen, wenn er nicht mehr auf die alte Weise eingehen konnte. „Aber der Himmel weiß, mir schmeckt Das nicht mehr wie früher. Ich sehe, wie ich anders werde leben müssen, mehr auf mich beschränkt. Ich gehöre nicht zu diesem Verein, wo Jeder nur ein Theil des Ganzen ist; lieber will ich Allen Nichts oder auch Alles sein.“ Mit einigen Wenigen, darunter Kaulbach, fühlte er sich zum lebhafteren Austausch angezogen.

Gewaltig ergriff ihn die Glyptothek, die Schöpfung des „Triumphator“ Cornelius. „Wäre Der nicht, so könnte München (d. h. die Maler) leicht in den Perrückenstyl versinken.“

Eine schmerzliche Erinnerung und eine trübe Ahnung führte ihn am Allerheiligen Tage an das frühe Grab seines Freundes Julius Oldach. „Ohne Den konnt' ich mir München gar nicht denken. Lange mußt' ich den nackten, ungeschmückten Stein betrachten. Mir war, als müßt' ich ihn selbst, der unter dem Hügel ruht, herausſehen, ihn noch einmal lange, lange ansehen und Abschied von ihm nehmen.“ In den Phantasien seiner letzten Lebensstunden hat er den Namen dieses Freundes noch einmal hastig ausgerufen.

Am 10. November verließ er München, nachdem er nur eben noch im Fluge seinen Freund Hermann begrüßt, den er noch in Rom zu treffen gehofft. Zu Innsbruck sah er Maximilians Kaisergrab, zog dann über die Alpen und schied mit schwerem Herzen von der deutschen Erde. Ihn bewegte der Zweifel, der in seinen ersten Briefen aus Rom so oft wiederkehrt, ob seine Hoffnung auf die eigene Zukunft zu vermessen, ob es ihm vergönnt sein werde, in Italien seine Lebensaufgabe zu lösen.

Die Eindrücke des sonnigen Italiens erquickten ihn. Verona, wo er ohne Führer sich orientirte, bot ihm seine Kunstwerke und eine eigenthümliche Combination von Ideen. „Wenn der Congreß längst vergessen ist, werden Romeo und Julie noch als siegende Accorde durch dies Leben schweben."

Bei seiner Art, sich in der Fremde zu bewegen, kam ihm sein Sprachtalent zu statten. So hatte er, ohne jemals um die Theorie der Sprachen sich zu kümmern, unter mündlicher Anleitung eines Freundes in Hamburg einen Theil der Odyssee griechisch und mit einem Andern den Byron englisch gelesen.

Der erste Ruhepunkt war Venedig. Hier beginnt denn, in fortlaufenden brieflichen Mittheilungen an die Seinigen, das Tagebuch.

Zur Entschädigung für das Dürftige dieser Skizze bieten wir dem Leser das Urtheil über Erwins künst-

lerische Entwickelung, das Rumohr, wenige Monate nach Erwins Tode, zu diesem Zweck uns anvertraut hatte.

„Die Originalstiche holländischer Meister in der gewählten und reichen Sammlung seines Vaters zogen den auffallend begabten, daher zu eigenen Kunstversuchen zeitig angeleiteten Knaben anfänglich in ihre Bahn hinüber. Indeß vermochte jenes unbedachte, vergänglich heitere Spiel mit dem Reize der sichtbaren Erscheinung, als solcher, seine Seele nicht auszufüllen, wendete er sich daher von diesem Vorbilde ab, um der ethischen Richtung sich anzuschließen, die eben damals unter den deutschen Künstlern vorwaltete. Ob die sittliche Entwickelung schon an sich selbst ein geeigneter Gegenstand künstlerischer Darstellungen sei, ist bestritten worden. Allein, wer es einräumt, wird auch zugeben müssen, daß jede rein ethische Kunstrichtung, um dem Faden- und Schwächlichen der modernen englisch-deutschen Charakter- und Gefühlsstücke auszuweichen, nothwendig der älteren, in ihrem eigenen Sinne classischen Epoche der deutschen Kunst sich zuwenden müsse.

„Noch vor vollendetem zwanzigsten Jahre machte Erwin Speckter eine Kunstreise durch Holstein, zeichnete fort und fort Gebäulichkeiten und Landschaftsstudien, bis er Schleswig erreichte und hier in der

Altartafel des Doms, von Hans Brügman, zum ersten Male einem durchaus gediegenen Werke deutscher Kunst begegnete. Wie schnell er dessen Eindruck sich angeeignet habe, bezeugt eine Zeichnung in meinem Besitze, das Relief, worin Juden das Osterlamm verspeisen, mit dem Bildniß Brügman's im Grunde. Ein mehrtägiges sorgfältiges Studium nach diesem Meisterwerke deutscher Bildnerkunst hatte in dem Jüngling damals zuerst die geheimeren Regungen seiner Seele zu deutlichem Bewußtsein erweckt; seine Zeitgenossen haben daran wenig Antheil.

„Bis zur Ermüdung hat man den Künstlern der jüngsten Zeit die Nachahmung veralteter Kunstmanieren vorgeworfen, bald nur deutscher, bald auch italienischer. Zwar halte ich selbst, was in jeglichem und selbst im reinsten Kunstwerke Manier genannt werden darf, sowol für unnachahmlich, als auch für gar nicht nachahmenswerth; es ist ein individualisirender Zug der verschiedenen Zeitalter, Schulen und Meister, mehr ein nothwendiges Uebel als ein Vorzug. Doch ist es unnöthig, dagegen zu streiten, da eine solche Nachahmung alter Kunstmanieren, welche wiederholte Nachbildung, strenges Studium, eine sichere Kennerschaft des Mittelalters, nach Zeitaltern, Schulen und Meistern, voraussetzt, worin noch kein Künstler jemals sich hervorgethan, vielleicht dem Vorhaben oder der Meinung nach, doch in der That nie

ſtattgefunden hat. Hätte denn irgend ein Maler unſerer Tage jemals markig, präcis und ſicher gezeichnet wie Albert Dürer, oder maleriſch breit und weich wie Holbein? oder gemalt wie van Eyck oder Hemling? Man kann in ſolchen Stücken um ſo weniger ein ganzes Zeitalter ſich zum Muſter nehmen, als deſſen vereinzelte Erſcheinungen nothwendig unter einander bis zu gänzlicher Unvereinbarkeit abweichen. Die alten Meiſter leben nun allerdings in aller Munde, ihre Namen werden oft und mit Verehrung genannt; allein wenn in der Manier, in der äußerlichſten Erſcheinung ihrer Arbeiten die Künſtler, denen Erwin Speckter auf ſeiner zweiten Entwickelungsſtufe ſich angeſchloſſen, ſei's mit Recht oder Unrecht, Misfallen erregt haben, ſo entſtand dieſer Vorzug, oder Mangel, doch nicht aus der Nachahmung alter Kunſtwerke, ſondern aus Verabredungen und gegenſeitigen Anregungen der modernen Künſtler unter ihnen ſelbſt.

„Dieſen Einwirkungen begegnete Erwin Speckter zum erſten Male, als in München im Jahre 1825 er Vortheile aufſuchte, die ſeine Vaterſtadt ihm nicht gewähren konnte: beſtimmteres Wiſſen, techniſche Anweiſung, lebhaftere Aufregung in dem Wetteifer mit Vielen. Wir ſehen ihn um die Zeit ſeines zweijährigen Aufenthaltes in München die moderne Manier im Zeichnen annehmen, d. i. eine ängſtliche Reinlichkeit, welche den Zuſammenhang im Ganzen, das rich-

tige Verhältniß der Theile unter sich, die Rundung und ähnliche erste Bedingungen des Charakters, Ausdruckes, der Schönheit, einer gewissen äußerlichen Reinlichkeit und Nettigkeit nachsetzt, diese durch Correcturen zu entstellen fürchtet; als wenn die Zeichnung dem Maler je etwas Anderes sein dürfte, als Vorbereitung der malerischen Ausführung! — In der Malerei mit Oel schloß er sich ebenfalls den Verabredungen unter einem Theile damaliger Künstler an; eine glatte Oberfläche, ein reinliches Ansehen, erworben durch ungemischte Tinten und Lasurüberzüge von besonders reinen Farben, sollte für Mangel an Modellirung und Uebergängen schadlos halten, welche schon im Knabenalter seinen Bildnissen und andern malerischen Versuchen ein gewisses Interesse ertheilten. Wie sehr aber eine solche Behandlung von außen angenommen, ihm aufgedrängt gewesen, geben die geistreichen Federskizzen zu erkennen, welche der Künstler auch damals zuweilen seinen Briefen in die Heimat beizuschließen pflegte.

„In Ansehung seines kurzen Lebens müssen wir beklagen, daß jene Abhängigkeit seines eigenen Wesens von einem Tone, der fast schon vorübergegangen ist, ihm verschiedene Jahre hinweggenommen hat, in deren Verlauf seine erfreulicheren Leistungen gerade unter den flüchtigsten, unbedachtesten Entwürfen aufzusuchen sind. Ehe jedoch diese Stufe der Hingebung in die

Meinungen Anderer, die der Gesinnung nach ebenfalls ehrenwerth ist, ich verlasse, um den Künstler wiederum entbunden, frei, selbständig, ja auf dem Wege zu großer Meisterschaft zu zeigen, sei's mir vergönnt, Vermuthungen über die Gründe aufzustellen, welche den Künstlern unserer Tage das Zusammenfortleben minder, als denen alter Zeit, ersprießlich machen.

„Was in den blühenderen Zeiten die Künstler zu größeren Haufen vereinigte, war entweder die Schule und Werkstätte sehr beschäftigter Meister, oder auch eine Unternehmung von solchem Umfang, daß viele gleichzeitig und gemeinschaftlich daran zu arbeiten fanden. Ihre gegenseitige Mittheilung war daher ganz praktisch; sie zeigten einander, wie's jeder zu machen verstand; sie sprachen mit dem Pinsel oder Griffel. In unseren Tagen hingegen vereinigt sie gemeinschaftliche Arbeit an demselben Werke höchst selten, gewöhnlicher irgend eine berühmtere öffentliche Kunstschule, oder ein günstiger Markt für die Productionen, die jeder für sich und einsam in dem Geheimniß seiner Werkstätte hervorbringt. In beiden Fällen wird die künstlerische Bevölkerung der berühmteren Mittelpunkte leicht stehend, während sie früher, durch das Begehren nach Arbeit, an mehr als einer Stelle beweglich, veränderlich war. So bilden sich in unsern Tagen, leichter als sonst, blos gesellige Cotterien von

Künſtlern, in denen alsdann nicht leicht mehr ein fremdes Element aufkommt. Und da zudem bei ſehr gemehrter Schriftſtellerei über die Kunſt auch den Künſtlern für jeden, ſogar den untergeordnetſten Theil ihres Geſchäftes viele gleichſam philoſophiſche Formeln zugefloſſen ſind, deren guter Laut ſie ſcheinbar zufriedenſtellt; ſo trat allmälig an die Stelle der praktiſchen Mittheilungen oder des Wetteifers in maleriſchen Werken ein trauliches Geſpräch, in welchem Maximen, Regeln, Formeln bald neu ausgeſprochen, bald, und gewöhnlicher, nur friedlich wiederholt wurden. Und werden dieſe unwiderſprechlichen Thatſachen, ſoviel ich ſehe, allein erklären können, daß unter den Künſtlern unſerer Tage über bloße Manieren des Vortrages Vereinbarungen haben eintreten und herrſchend werden können, die weder von den dargeſtellten Gegenſtänden, noch von der Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Künſtler begehrt wurden und nicht ſelten dem Einen wie dem Anderen ſchnurſtracks widerſtrebten.

„Wenigſtens hat unſer Erwin Speckter in den letzten drei bis vier Jahren ſeines Lebens gezeigt, daß jene Conventionen, denen er eine Weile ſich hingegeben, ſeinem Naturell durchaus entgegen waren. Das Feine und Edle der Erfindung, ſo ihm ſtets eigen geblieben, erlitt keine Verminderung durch dieſe letzte Wendung ſeines Beſtrebens nach ſaftiger und kraftvoller

Behandlung der Malerei. In Oel suchte er den Venetianern ähnlich zu werden, al fresco einen neuen Weg einzuschlagen; obwol die berühmte Aurora des Guido in dieser Kunstart ihm könnte vorgeleuchtet haben. Samson und Dekila war sein letztes Staffeleigemälde von größerer Ausdehnung; das sonnige Licht auf einigen der von außen hereinbrechenden Philistäer, im Gegensatze zur Zimmerbeleuchtung der näher stehenden Hauptgruppe, würde in seiner Abstimmung und Haltung selbst einem Schüler des großen Veroneſers Ehre bringen. Er hat dieſes Gemälde noch in Rom ausgeführt, das er verließ, um in Hamburg einen Saal al fresco auszumalen, in dem palastähnlichen, gediegenen Hauſe (Plan und Ausführung von Herrn de Chateauneuf) des Dr. Abendroth, ſeines Gönners. Ueber dieſer ſchönen Arbeit ſtarb Erwin Speckter im Spätjahre 1835, vor Beendigung des zweiten Bildes. Indeß ließ er zu den übrigen Cartons und Entwürfe zurück, welche die Ausführung des Werkes durch andere Hand zu erleichtern verſprachen.

„Durch lithographiſche Nachbildung*) einiger ſeiner Entwürfe und Ausführungen, bei deren Auswahl

*) Es war dies die urſprüngliche Abſicht des Herausgebers; die Ausführung mußte aber aus mehreren Gründen aufgegeben werden. Indeſſen mögen einige ſeiner Arbeiten hier genannt werden, über welche der Leſer in den Briefen hin und wieder

die Erreichbarkeit durch Nachahmung zur äußern Richtschnur diente, wünscht man den zahlreichen Freunden des Verstorbenen ein tröstliches Andenken, Fremden aber eine Vorstellung von der Art und Richtung seines künstlerischen Talents zu gewähren. Indeß ward dieses von früh auf von einem poetischen Element seines Naturells bald beherrscht, bald selbst gehemmt und aufgehalten. Insofern nun das Verständniß seines künstlerischen Wesens von einiger Kenntniß seines übrigen Geisteslebens bedingt wird, schien es erforderlich, auch dieses letzte ins Licht zu stellen. Und konnte solches nicht triftiger geschehen, als durch Bekanntmachung alles Dessen, was in den

---

Näheres finden wird. Außer zahlreichen Skizzen, die er theils auf den Museen, theils nach der Natur gezeichnet, vollendete er 1832 zwei Brustbilder in Oel, Frauen aus dem Albanergebirge in idealischer Auffassung (im Frühjahr 1833 auf der hamburgischen Ausstellung — beide jetzt im Besitz seines Schwagers, Professor Wurm in Hamburg); Randzeichnungen: die klugen und thörichten Jungfrauen, der gute Hirte, der verlorene Sohn (die beiden letzteren, wie auch eine Skizze: der Vorleser auf dem Molo in Neapel, im Besitze des Herrn Syndicus Sieveking); die Nemesis (im Besitz des Herrn Mylius in Mailand); der Pan und die Syrinx, die Faunenfamilie und Aehnliches, für das Album von Reisenden; 1834 vollendete er das Oelgemälde Simson und Delila (im Nachlaß des Freiherrn von Rumohr), das 1835 auf der hamburgischen Ausstellung erschien, aber, weil es zu nackt befunden, wieder beseitigt ward. Immer, meinte Erwin, immer heiße es aufs neue: Simson, Philister über Dir!

zahlreichen, reichhaltigen Briefen des Künstlers an seine Familie, ein allgemeineres Interesse anregt. Die feste Richtung seiner Seele wird hier auch dem Abgerissenen Guß und Zusammenhang verleihen müssen; habe ich daher, nach Auswerfung alles rein Persönlichen, deren Mittheilung anrathen, ja dazu aufmuntern sollen. Ich bezweifle nicht, daß bei dem empfänglichen, theilnehmenden Sinne unserer Lesewelt an eigenthümlicher Geistesentwickelung jeglicher Art auch diese Aufnahme und Gunst finden werde."

So weit Rumohr. Ueber Erwin's letzte Arbeiten, nach der Rückkehr aus Italien, wird am Schlusse des zweiten Bändchens eine befreundete Hand berichten.

Hamburg, im Februar 1846.

C. F. W.

Von Padua nach Venedig.

Es war ein großer Wagen, in dem wir unſer ſechs ſaßen, und außen beim Conducteur noch zwei und hinten einer. Im Wagen war es ſehr ſtille und alle Leute ſehr contemplativ. Der Erſte ſchien ein Familienvater, der ſich ſchon die baldigen Freuden des Wiederſehens ſeiner Lieben im Gedanken vorſtellte. Dann kam ein junger Herr, der eine Stelle antreten und ſeine Lebenscarrière beginnen ſollte, ſich alſo auf die beſte Entrée vorbereitete. Zwiſchen dieſen Beiden ſaß ein großer, vornehmer, reicher Herr, der wahrſcheinlich die letzte Reiſe machte, um ſein Vermögen zu retten, da er im Bankerott begriffen war. Der ſtierte gewaltig vor ſich hin. — Dann kam ein alter Geiſtlicher, den ſeine vielen Entſagungen und Entbehrungen zu quälen ſchienen. Dann ein junger Herr, der eine Reiſe machen und Alles ſehen und erleben ſollte; denn er kam zu ſpät, indem die Poſt ſchon abfuhr, ſprang nur in den Wagen, warf ſeine Mütze an die Erde, zog den Mantel über die Ohren und ſchlief und ſchlief bis nach Venedig.

Nun fuhren wir, wie der Sturmwind, durch die schlecht gepflasterte Stadt und so hinaus. Es war frisch und neblicht, und die Gegend sehr einfach und flach, von Canälen durchschnitten, voller Wein, Obstgärten und einzelnen zerstreuten Villen. Wir hatten zwei prächtige Postillons, die mich sehr amüsirten und ganz das treue Bild des Volkes waren, indem sie einen Augenblick sich vom Pferde herunterneigten, um das andere zu küssen und zu liebkosen, und gleich darauf es wieder so unbarmherzig schlugen, als wollten sie es todtschlagen.

Nach und nach theilten sich die Nebel und ließen in der Ferne die schönen tyroler und steyerischen Gebirge sehen, die immer deutlicher hervortraten und die ganze Gegend umzingelten. Freilich waren sie nur zart an den Horizont gehaucht; sie waren der Erde leiser Ruf: „Wacht auf!" um nicht die glühende Sonne zu wecken; und dennoch war sie jetzt erwacht. Mit ihrem Glutenkusse begrüßte sie die Erde und Alles sah jetzt anders aus wie eben. Die Gegend überlief ein goldnes Streiflicht, die Berge in der Ferne glühten jetzt, ein leuchtender Rosenkranz um die Stirn der dunklen Erde; der ganze Himmel wogte von Gluten; — ein Gloriengesang!

Hier ward es mir wieder immer klarer und deutlicher, wie Licht und Farbe Musik, und Musik Licht und Farbe ist. Das klingt toll und ist's doch nicht. Lang quälte mich der Gedanke schon, aber bald hoff' ich damit im Reinen zu sein.

Es war Sonntag und die Straße wogte von Menschen, die sich freuten. Lauter Schiffer, verbrannte prächtige Gesichter; es war ein ungeheures Lärmen und Lachen und Toben. Endlich fingen auch die venetianischen Pa-

läſte an; denn faſt die ganze Straße von Padua bis Venedig iſt eine Palaſtſtraße. Wenn auch nicht gothiſch und geſchmackvoll alle, ſo iſt doch einer prächtiger und reicher als der andere; mit den herrlichſten Gärten und überladen mit Statuen. Aber was ſind jetzt alle dieſe Paläſte? Die meiſten ſtehen leer. Eine lange Seufzerſtraße von Padua bis Venedig. Erhalten ſind ſie alle; noch dieſelben prächtigen Gebäude — aber in die öden Räume ſcheint triumphirend jetzt die Sonne; ſie ſucht umſonſt in allen Winkeln den Glanz, die Freude und das Leben, die einſt mit ihrer Pracht und Herrlichkeit den Wettkampf hier gehalten und faſt die Glänzende geblendet und in die Flucht geſchlagen. So ſind die Namen auf dem Grabe der Weltbeherrſcher; derſelbe Name noch, doch ſeine Zaubermacht, vor der einſt alle Welt gezittert, die iſt erloſchen.

Es ſind lauter Paläſte von Admirälen und Nobili, die ſich ausgezeichnet; die Götter ſchienen aus dem Meere geſtiegen und als Wächter zum Schutz vor dieſe Ruheplätze ihrer Lieblinge geſtellt — und wohl gewacht haben ſie, daß kein Feind von außen käme; aber im Innern hat ein böſer Zaubertrank alle in tiefen Todtenſchlaf gelegt, und ſelbſt die Wächter ſind verſteinert vor langem Wachen, wie in einem Mährchen die ſteinernen Rieſen vor der ewig ſchlafenden Prinzeſſin Thür.

Ein merkwürdiger Contraſt zu dieſer verfallenen Herrlichkeit von Menſchenwerken iſt die üppig prangende Natur; ſie allein ſcheint allen Verhältniſſen getrotzt zu haben und je verlaſſener die Paläſte, je üppiger prangt der Epheu und der Wein um die alten Säulen und Statuen; barmherzig ſcheint er ihren Jammer vor der Welt ver-

bergen zu wollen, oder er verschönt mit seinem dunkeln vollen Grün, dieser Fülle von Leben, ihre bleichen Trauergestalten; und wenn des Nachts im Mondschein der Wind mit diesen Ranken spielt und ihre Schatten auf dem Marmorboden hüpfen, dann zieht ein langes seufzendes Ach! durch die öden Hallen und ehrfurchtvoll neigen die hohen Cypressen ihr dunkles Haupt; die Taxushecken zittern und rauschen und der Himmel blinkt dazu mit seinen tausend Sternenthränen.

Unendlich weh ward mir in dieser Gegend, besonders als ich das Volk alles so froh und lustig sah; eine tiefe Wehmuth, ein schmerzlich, finster, ernstes Wesen hätt' ich in ihrem Charakter zu finden geglaubt und konnte es nun gar nicht begreifen, wie Steine und Pflanzen tiefer fühlen sollten, als das Menschenherz.

Venedig.

Endlich ſah ich Venedig! Venedig und das weite offene Meer. — Auf dem Meere ſchien die Thurm- und Kuppelſtadt zu ſchwimmen, in ein träumeriſch duftig Blau gehüllt, und je näher ich kam, je leuchtender, glänzender erſtand ſie vor mir. Die goldne Muſchel ſchien es zu ſein, in der die Göttin der Schönheit ans Ufer geſchwommen. Wie eine herrliche Waſſertulpe wuchs ſie aus dem Meer.

Immer näher kamen wir und ſtiegen bei Meſtre aus dem Wagen in eine Barke; und endlich nach ſo langer Zeit empfand ich wieder heimiſche Gefühle — das Schaukeln der Barke, das Plätſchern der Wogen.

Nun ſtand Venedig erſt in aller ſeiner Herrlichkeit da. Golden glänzte es im Sonnenſchein auf dem dunkelgrünen Grund des Meeres und dem blauen des Himmels; es ſchien der farbenfunkelnde Punkt im großen Weltkryſtall; ein eigen glühend, funkelnd und doch ſanft träumeriſches (anders kann ich es nicht nennen) Blau färbte den Himmel; ganz weiße leuchtende Wolken durchzogen in langen Streifen ihn; die dunkelgrüne Fläche

des Meeres schien sich im Kusse mit dem Himmel zu verschmelzen. Nach dem Lande zu schloffen in einem Halbkreis die hohen Gebirge die Landschaft, die alle vom Schnee wie Edelsteine glänzend schimmerten. — So sah ich das herrlich schöne Venedig; aus den Fluten schien sie aufzutauchen, die Meerjungfrau. Hier spielte sie im Sonnenschein mit den weißen Wolken am Himmel und die Gebirge waren ihr Perlenhalsband.

Ich glaubte in einem Zaubermährchen zu sein, als ich hinein fuhr in die Canäle und alle diese ungeheuren Steinmassen wie auf dem Wasser schwammen. Endlich stieg ich aus und ward nach einem Wirthshaus geführt, durch lauter enge Gassen, in denen es aber von Menschen wogte; doch konnte ich mich nicht umsehen, da ich viel zu schleppen hatte.

Als ich etwas gegessen und mich umgezogen hatte, trat ich zur Thür hinaus — und da wurde mir auf einmal so wirr und schwindelnd, daß ich nicht wußte, ob ich mich verstecken, oder hineinstürzen sollte. Noch jetzt, blos bei der Rückerinnerung, wird mir ganz schwindlig. Mein Wirthshaus lag am Marcusplatz und, so wie ich aus der Thür trat, war ich auf diesem. Der schönste blaue Himmel und die glänzende Sonne, gerade vor mir die Marcuskirche, ein Wunder von Baukunst, mit unzähligen Kuppeln, Thürmchen, Bildhauerarbeit und goldgrundigen Mosaikbildern. Daneben der Dogenpalast mit seinem feierlich ernsten Ansehen; dann der von einer Palastreihe und Colonnade eingeschloffene Marcusplatz; die Säule mit dem großen Löwen; der Thurm, und hinten das offene Meer, Schiffe und im Meer andere Inseln mit Kirchen; dabei wogte der ganze große Platz

von Menſchen, ein Tulpenbeet ſchien es zu ſein, in dem der Wind ſich herum tummelte. Ich ging hin und her, ſah mir, was ich ſehen konnte, von außen erſt an und ſah eigentlich nichts. Die großen bronzenen Roſſe auf der Marcuskirche erkannt' ich ſogleich; dann die drei flaggenden Säulen der drei Königreiche Cypern, Candia und Morea. Auf den Stufen der Säulen lagerten im brennend warmen Sonnenſchein Gruppen halbnackter Schiffsjungen, dabei ſaß ein Mädchen mit Kindern; da ſtanden Barfüßer und viele Kinder um ſie herum, denen ſie Bilder austheilten; da trug Einer Waſſer und ein Anderer Aquavit in einem Korbe herum und ſchrien gräßlich ihre Waaren aus. Da ſtanden viele Weiber mit ihren weißen Tüchern oder Schleiern über dem Kopfe und kauften Brot, andere, mit reichem Putz von Haarflechten und einem Mannshut oben drauf, trugen an einem über die eine Schulter gelegten Tragholz Waſſer im raſchen feſten Schritt durch die Menge durch. Hier ſtanden Schiffscapitains, dort ein armeniſcher Prieſter mit einem langen Bart, der mit einem in eine fuchspelzverbrämte Jacke gehüllten polniſchen Juden ſprach. Nun kamen Griechen in ihren Coſtümen, dann ein Haufen Schiffer, braune Kerls, mit langen ſchwarzen Locken, ein alter mit ganz weißem Haar, der die Kapuze, die ſie an ihrer braunen frieſenen Schifferjacke haben, über den Kopf gezogen hatte, bei den andern hängt ſie wie bei den Mönchen nieder; einige haben den ganzen Rock ausgezogen und über die Schulter hängen, dabei roth und blaue Griechenkappen auf. Da ſchreit Einer Auſtern aus, ein geputzter Herr und eine Dame gehen vorüber. Nun kommt ein Türke im Geſpräch mit Juden.

Offiziere, Schiffer, viele fremde Reiſende; eine ſchwarz verſchleierte Dame u. ſ. w. Ich kann's nicht wieder erzählen; ich wollt, ich könnt's euch auf's Papier hinwünſchen, denn anders läßt ſich dieſes Leben nicht mittheilen und keine Erzählung zeigt's. Es drängte und wogte ſo, und ſchrie an allen Ecken dabei, daß man's ſtundenweit ins Meer muß gehört haben; und eine ſchwache Idee von dem Getreibe gibt entweder ein heißer Sommerabend in unſerm Jungfernſtieg oder die Weihnachtszeit. Nur daß man bei uns wenig ſchöne und hier faſt lauter ſchöne Menſchen ſieht, und dann, daß es hier viel bunter und lebendiger iſt. Dabei, wenn man hinauf ſieht, aus den Fenſtern ſchöne Teppiche und Decken hernieder hängen, ſo auch über die Balcons; und von allen Fenſtern und Balcons ſahen die prächtigſten Frauengeſichter nieder.

Ich habe aufhören müſſen — unmöglich war es mir, ſo Schritt vor Schritt Dem zu folgen und Das nachzuerzählen, was ich geſehen. Jetzt, da mein Aufenthalt in Venedig zu Ende geht, will ich verſuchen, ob mir möglich iſt, von dem Ganzen einen Totaleindruck zu erhalten. Coopmann bin ich ſehr dankbar, daß er mir das Wirthshaus Pelegrini nachgewieſen; es iſt reinlich und für Italien billig. So auch für ſeinen Staberle; der Junge iſt ein braver Kerl, der Alte auch, nur muß man ihn in Zaum halten, da er ein Erzſchwätzer iſt.

Seit Sonntag Morgen 10½ Uhr alſo bin ich hier und habe Alles, was Coopmann und Andere mir ſagten und aufgeſchrieben haben, geſehen; aber ich habe ſo viel auch geſehen, daß ich mich nach Ruhe ſehne. Vor allem Andern angezogen hat mich nun eigentlich das ge-

storbene Venedig. Dieses Magazin von herrlichen Palästen und Kirchen und Häusern, von der urältesten Zeit bis zur Zeit Titian's, vielleicht noch 200 Jahr später; da scheint der Glanz erloschen zu sein. Die Straßen sind eng und hoch die Häuser, daß in die meisten kaum das Himmelslicht hinein sieht; aber wenn man in die Höhe sieht, da ist keine Straße, in der nicht herrliche, gothische Häuser wären, mit den schönsten reichverziertesten Balcons und Fenstern. Ueberall sehenswerthe schöne Bildhauerwerke und das Meiste doch noch in gutem Stand erhalten. Tritt man auf einen freien Platz, sei er noch so klein, so steht gewiß ein prächtiger Palast irgend eines Nobile oder eine sehenswerthe Kirche da. An den Canälen ist es nun gar schön, denn da hat sich Alles, was von Pracht und Herrlichkeit zu sehen ist, zusammengedrängt. Was mir an diesen italienisch-gothischen Bauarten besonders schön und geschmackvoll scheint, das ist, daß man immer mehr in großen Massen gedacht und sich ausgedrückt hat, als bei den meisten deutschen Bauten, wie in Nürnberg u. s. w., da ist die Hauptmasse des Gebäudes durch die Verzierungen zerstückelt und vereinzelt. Hier aber ist der erste Eindruck der einer gewaltig großen breiten Masse und nun ist aller Reichthum, alle Fülle und Pracht auf die Theile gewendet, die besonders das Auge anziehen, oder die Masse gegen die äußern Umgebungen abschließen sollen. So sind zum Beispiel die Ecken der Mauern immer auf das allerzierlichste mit bunt gearbeiteten, gewundenen Säulchen, oft gar mit Figuren und Fratzengesichtern, Rankengewinden und Thieren verziert. Dann das Gesims; dann das Kopfende der Mauer wieder mit kleinen Thierchen, darunter Ranken und Arabesken; dann archi-

tektoniſche Verzierungen u. ſ. w. Die Abtheilung der Stockwerke iſt ſo auffallend gemacht und nun alle Kunſt und Phantaſie auf die Ausſchmückung der Balcons und derjenigen Fenſter gewendet, die eigentlich das Auge der Häuſer, der Titel des Buches ſein ſollen. Hieran ſoll man den Charakter des ganzen Innern erkennen; ſo ſind denn nun dieſe Fenſterreihen, die großen Säle, die Prachtzimmer mit aller Herrlichkeit verziert; da ſind Roſetten und Thürmchen, Wappenſchilde und Heilige, Blumen und Thierarabesken; und troß dem, daß alle dieſe Verzierungen voll und üppig breit ſind, wie die ſüdliche Vegetation, ſo haben ſie doch auch wieder wie dieſe das höchſte Maß von Grazie, ohne (wie oft bei unſern deutſchen) entweder durch das Große, Breite ins Ernſte, Trübe und Plumpe zu fallen, oder durch die Zierlichkeit mager, kleinlich und ſpielerig zu werden. Sie ſind flach genug gehalten, um nicht durch Vorſprünge und Schlagſchatten zu verkleinern und zu beeinträchtigen, und dennoch voll genug, um ſich jedem Auge deutlich zu zeigen. Daſſelbe gilt von den alten Kirchen hier, deren Hauptſchmuck auch immer die Fenſterreihen des hohen Chors, die Hauptthür, die Pfeiler, der Tragſtein und das Geſims unterm Dach und die große Roſette der Hauptthür iſt. Die Verzierungen der eigentlich großen Mauermaſſe ſind bei all dieſen Bauten entweder einzeln auf dem Raume vertheilte flache Basreliefs, Wappen u. dergl., oder größtentheils Moſaik, bunt gemauert, was ich außerordentlich liebe, und möchte, daß Chateauneuf es in Hamburg einmal anwendete. Der untere Stock faſt aller Häuſer, ſowol am Canal als an den Plätzen, iſt eine Säulencolonnade, maſſiv aber reich verziert.

Bei dieſem Lob der Gebäude hier, muß ich nun freilich die Marcuskirche eigentlich ausnehmen; ſo ſehr ſie mir imponirt hat, ſo herrlich und prächtig ſie iſt, ſo machte ſie auf mich doch keinen Eindruck, der groß und mächtig wäre. Bei der Façade fehlt mir eben, was gerade bei den übrigen Bauten ſo wohlthuend für mich iſt, die Maſſe der Mauerfläche; es ſind lauter Niſchen und Hallen, ohne eine Mauer, in der ſie wären, kaum daß ein Band, wenigſtens nur ein ſchmales Band, die untern, weit vorſpringenden Niſchen von den obern trennt; dadurch bekommt die ganze Kirche das Anſehn eines offenen Brotſchrankes, mir iſt immer als müßt' ich eine Thür davor zumachen, um einen Schluß zu geben. Inwendig iſt ſie außerordentlich ſchön, wie auch von außen im Einzelnen; nur iſt für mich im Innern wieder ein Unbehagen, daß die flachen bildlichen Verzierungen zu wenig architektoniſchen Einſchluß und Verbindung haben; ſo wünſcht' ich Rippen durch die Gewölbe, die, reich verziert, dieſe in einzelne Felder trennten und der Decke eine ſchöne Verbindung mit den reich ausgearbeiteten Säulenköpfen geben, da mir gerade das bei den Kreuzgewölben ſo gefällt, daß dieſe Rippen wie aus den Säulen hervorwachſen und die Fläche des Gewölbes wie einen darüber gebreiteten Teppich tragen. Doch nun wär' es wirklich des Tadels über dieſes von aller Welt angeſtaunte und bewunderte Kunſtwerk genug und nun will ich denn auch geſtehen, daß, als ich es zuerſt ſah, ich nicht wußte, was ich ſagen ſollte, ſo niedergeſchmettert, geblendet war ich von der Pracht, und ich glaubte auch das Schönſte, was ich je erblickt, zu ſehen — und doch fühlt' ich in mir eine Unruhe, die mich zu keiner Bewunderung kommen ließ; ich

fühlte, es fehle mir etwas, ich mußte Standpunkte ſuchen, mußte mich hineinfinden, und hatte nicht den klaren Eindruck, die befriedigende Anſchauung, die ich ſo gern gleich von einer Sache habe. Nun, nachdem ich jeden Morgen drin war, iſt mir klar geworden, daß der Grund in den beſagten Dingen lag.

Es iſt übrigens das Prachtvollſte, was ich geſehen; aller architektoniſche Schmuck der Kirche Marmor, Säulen und Wände aber Bronze und Gold, wie die Thüren, Altargitter u. ſ. w.; dabei das ganze Gewölbe Goldgrund von Moſaik, auf dem bibliſche Darſtellungen, große Figuren, in den herrlichſten Farben aus Moſaik, glänzen. Arabesken an den Borden der Gewölbe (und das hat mich amüſirt, daß dieſe Arabesken Aehnlichkeit mit den hetruriſchen haben), der Fußboden Moſaik von buntem Marmor; ſo ſind auch von außen die Niſchen, oder die 5 Thürgewölbe der Kirche, alles Goldmoſaik, und Säulen und Statuen Marmor. Früher waren auch die Thürmchen und Kuppeln vergoldet. Ein mährchenhafter Anblick iſt es, wenn die Sonne in die Kirche ſcheint, an die goldene Decke, und in dem feierlichen Dunkel des weiten großen Raumes der goldene Schimmer funkelt und glänzt und ein Strahlenmeer ſich darin zu verbreiten ſcheint. Ueberhaupt einen gewaltigen Eindruck macht das Innere, groß und heilig; man möchte auf den Knien nur dieſen Boden betreten. Es ſind fünf Kuppeln; eine über dem Hochaltar, zwei über dem Schiff der Kirche, mit dieſer in einer Reihe und auf jeder Seite eine über dem Seitenſchiff und dann durch Säulengänge verbunden. Die Moſaik iſt größtentheils griechiſch, doch auch in ſpäterer Zeit das Fehlende ergänzt. — Außen über dem Haupt-

eingang ſtehen die vier bronzenen vergoldeten Roſſe, die einſt Venedig von der Eroberung Conſtantinopels mitbrachte, als ungebändigte, die nur ein venetianiſcher Doge zähmen konnte; ſpäter hat aber der corſicaniſche Corporal ſie zugeritten und jetzt ſind ſie ſo zahm, daß ſie ſogar Kaiſer Franz nicht abwerfen.

Die herrlichſten Bauten für mich ſind der Dogenpalaſt, Madonna dell' Orto, eine ſehr alte Kirche, Giovanni und Paolo, Palaſt Piſani, und ſo viele Paläſte, Kirchen und Häuſer aus der gothiſchen Zeit. Aus ſpäterer Zeit ſind viele Bauten prächtig, aber nur ein Gebäude iſt es, was mich ſeines gewaltigen Gedankens und ſeiner Ausführung wegen ganz niedergeſchmettert hat, der Ponte Rialto! Dieſe Maſſe und Laſt von ungeheuren Marmorblöcken in der Breite, in einem einzigen Bogen, ohne Stütze gehalten, ſich über den Fluß gewölbt nur zu denken, iſt ein ſolcher Rieſengedanke, daß mir ſchwindelt — geſchweige denn es auszuführen.

Ich traf es in Venedig inſofern ſehr gut, daß es Sonntag war, als ich ankam, und ein großes 100jähriges Dankjubiläum ſtatt hatte. Vor 200 Jahren wurde Venedig von der Peſt heimgeſucht und die ganze Stadt verheert, bis auf einen Theil auf einer Inſel um die Kirche S. Maria Salute. Durch das Gebet der Dogeſſe war dieſe Peſt abgehalten, wofür jene gelobte, eine neue Kirche zu bauen. In dieſer Kirche nun war das Feſt; dazu über den großen Canal zwei Schiffbrücken gelegt. Ich ging alſo augenblicklich erſt in S. Marcus, deſſen große weite Räume zum Erſticken voll von Menſchen waren, und darauf dem Strom der Menge nach, zu St. Maria Salute. Reizend war es anzuſehen, wie Kopf an Kopf aus allen Fenſtern,

über alle Balcone die schönsten Weiber sich lehnten und lachend und scherzend in den lieblichsten Gruppen niedersahen auf die wogende Menge.

Ueberhaupt zuerst hat mir das Volksleben in Venedig sehr gefallen, pittoresk ist es im höchsten Grade und eine freudige Ueberraschung folgte der andern bei mir; aber bald war dieser Rausch verschwunden und Wehmuth nahm seine Stelle ein — ja fast könnt' ich dieses Volk hassen, das, so wenig sich und seine gewesene Größe fühlend, in ungebundener Lebensfreude und Genuß seine Tage zubringt. Müssen denn Fremde tiefer den Schmerz empfinden über des Vaters Tod und das zerstörte Heimathaus, als die eignen Kinder? Aber später habe ich aus den Werken ihrer Ahnen sie entschuldigen gelernt, denn das ist fast das Einzige noch, was ihnen von den alten Venetianern geblieben. Die mächtige Venezia, nur gewohnt zu siegen, von Königen ihren Triumphwagen ziehen zu lassen; die Schätze aller Reiche, aller Welten in ihren Schoos zu sammeln; das Meer als Teppich vor ihren Füßen, als Herrschermantel um ihre schönen Schultern — wie war es möglich, daß sie Leiden, Schmerz und Qualen kannte!

So wuchsen denn auch ihre Kinder auf. Als Sklaven huldigten ihnen von der Wiege bis zum Grabe Lust, Freude, Ueberfluß an Allem, Herrlichkeit und Pracht; ihr ganzes Leben war ein Freudentaumel, eine tobende Carnevalswoche, bis die Aschermittwoch sie ins Grab legte. Selbst ihre ernsten, allgewaltig mächtigen Thaten schienen sie fast spielend zu vollbringen. Geschichten, Charaktere, vor deren Größe Jahrhunderte und Menschengeschlechter gestaunt, waren hier nichts Seltenes, sie waren nur der

Lorber, auf dem üppigprangenden Rosenbeet zu nie gesehener Herrlichkeit gediehen; und wie sie heute Fastnachtsspiele und Tänze feierten, in Gondeln jauchzend auf und niederfuhren und der Geliebten Rosen in die Haare flochten, so morgen auf dem Schlachtfeld; statt unter Tanz und Liebesliedern, wanden sie unter Kriegsliedern und Trommeten den Lorber sich ins Haar. Dazu kommt noch die äußere Körperbildung des Venetianers; ein üppig kräftiger und blühend gesunder Menschenschlag, heischt ihr Körper tyrannisch alle Arten von Freuden und Genüssen; dabei den täglichen Angriffen des Elements ausgesetzt, und allen seinen Schrecken und Verderben, haben sie von Jugend auf mit diesem Gotte kämpfen gelernt.

Morgens um 9, 10 und 11 Uhr steht der Venetianer auf; dann fängt es in allen Straßen, auf den Canälen und den Plätzen an zu leben und zu wimmeln; alle suchen jetzt im Winter die Sonne, da liegen, gehen, sitzen und stehen sie (und ohne Gefahr überfahren zu werden, legt man sich mitten auf die Straße, denn Wagen und Reiter gibt es nicht, und die Fußgänger weichen aus). Dann beginnen die Geschäfte und Alles in offenen Läden oder auf der Straße unter freiem Himmel; so dauert das fort, (um 3, 4 und 5 Uhr essen sie; um 9 Uhr geht das Theater an und dauert bis 12) bis 1, 2 und 3 Uhr in der Nacht; und gerade des Nachts nach 9 bis 1 Uhr fängt erst recht das Leben an. Alles ist glänzend erleuchtet, und sieht gar lustig aus, wenn die gespickten Kapaunen ihr eigen Licht auf dem Schwanze tragen. So saust und treibt und schwirrt das also die ganze Nacht durch in allen Straßen, und trotz dem soll es in einigen Straßen nicht ganz geheuet sein (wenigstens früher, jetzt,

ſagen die Leute, ſei die Polizei beſſer). Ich habe es in der Hinſicht hier gut getroffen, daß ich erſt das Jubiläumsfeſt geſehen und dann ein Aller-Seelenfeſt. Da ich nun, trotz dem, daß ich des Abends die Geſchichte bis ſpät mitmachte, doch Morgens um 7 und 8 Uhr ſchon auf dem Marcusplatz war, um Kaffee zu trinken, ſo ſah ich auch dann das Leben. Um die Zeit ſind nur Schiffer da, Waſſer- und Brotträger, Stiefelputzer, die ihr Geſchäft ſchon früh beginnen, u. ſ. w.; dieſe verhöhnten mich nun meines frühen Aufſtehens wegen gewaltig, und meinten, ich ſei ein Tedesco, die könnten nicht ſchlafen; ich ſaß aber gern, rauchte mein Pfeifchen, hörte dem Lachen zu, ſah wie die Sonne über das offne Meer in die Höhe ſtieg und allmälig Alles wach rief mit ihrem Glorienwort; dann ſah ich Schiffe kommen und hin und wieder ging auf dem Marcusplatz ein Fenſter auf und ein hübſches Geſicht, mit Augen, deren Glut die Sonne beſchämen und beſiegen wollte, ſtreuete Broſamen nieder und tauſend bunte girrende Tauben ſammelten ſich und pickten und wurden ſo von einem Fenſter zum andern gelockt.

Dann ging ich den ganzen Tag herum, ſah Alles und ging dann Abends in eine Weinkneipe, wo ich Auſtern aß und Cyperwein dazu trank. Vorher bin ich faſt alle Abend im Mondſchein in einer Gondel an der Riva hin und durch die Canäle gefahren. Unendlich wehmüthig haben dieſe Fahrten mich geſtimmt; das Geſammtgefühl aller Leiden und Schmerzen, alles Traurigen, das ich je erlebt, Heimweh, Sehnſucht, ſtieg, wie ein Geſpenſt herauf beſchworen, in meiner Seele auf. Es waren wunderbar milde Abende, wie bei uns im September; das Meer ganz ſtill, eine dunkelgrüne Fläche, die ins tiefe Purpur

ſpielte; eben ſo war der Himmel; in Beiden ſchwamm wie ein leuchtend Juwel der Mond, ganz golden (nicht bleich wie bei uns), und um ihn die Sterne. Auf den wenigen Schiffen im Hafen war Alles ſtill und todt; einzelne Gondeln durchkreuzten die Fläche, dann zitterte wie ein langgehaltner Seufzer des Mondes Spiegelbild. Ich fuhr in den großen Canal hinein; auf der Schattenſeite lagen alle Paläſte und Kirchen, im blauen, aber glänzenden Duft, und nur die Ecken waren vom Mond goldverbrämt; auf der andern Seite wallte ſein Licht wie ein tröſtender Freund an den hohen Mauern hin, und wie es auf die Fenſterſcheiben glitzerte, die einem dunklen leeren Zimmer Licht geben, ſo war es, wie wenn in trübe ausgeweinte Augen der Troſt eine milde Thräne lockt. In einigen wenigen Paläſten war noch Licht, ein matt dämmernd Licht.

Dann fuhren wir unter dem Ponte Rialto durch und ſo ging es durch die engen Canäle, bis wir beim Dogenpalaſt vorbeikamen. Hier war nun völlig Alles todt; aber wie eine Leiche mit offnen Augen lag der Rieſenbau da, die Seufzerbrücke wölbte ſich hoch über uns. Die Seufzerbrücke, weil über ſie die Verurtheilten vom Rathhaus oder Dogenpalaſt ins Gefängniß, das gegenüber, geführt wurden. Jetzt aber wahrhaft erſt die Seufzerbrücke — ein ewiger Seufzer vom Dogenpalaſt zum Gefängniß — und darunter auf dunklem Grund des Meeres ſchwamm der goldne Spiegel des Mondes, wie die letzten nie verſchwindenden Thränen im Auge des alten Oceans.

Klar und rein ſpiegelte ſich Alles — und ſo lag Venedig da, wie ein Narciſſus einſt; nur ſtarrte es ſich

an im Spiegel, um zu ſehen, ob es denn noch daſſelbe Venedig ſei, und erkannte ſich nicht mehr.

Sanct Marcus' heil'ger Löwe auf der hohen Porphyrſäule, umſonſt ſchlägt er mit ſeinem Schweif die Weichen und reizt zur Wuth ſich auf; ſein Brüllen iſt verhallt, verſteinert ſeine Wuth und alle ſeine Brüder längſt entſchlafen. Ein Adler hat ſie alle getödtet. Gar ſchaurig iſt Venedig im Mondſchein — erſtanden ſcheint es aus dem Meer, wie ein Zauberſchloß, als der Zauberer mit dem Stabe in die Wellen geſchlagen. Sehnſüchtig blicken die hohlen Augen der Paläſte in die Tiefe hinunter, als möchten ſie nur noch einmal jene Tage heraufbeſchwören, nur noch einmal ſie im Traume ſehen, nur als Geiſter, die ſie einſt erlebt; wie ein Todtenkopf, der ſich im Spiegel ſieht und ſeine vorige Lebensfülle ſchauen möchte; und der Waſſerſpiegel zittert, und es ſcheint, als wolle das verſunkene Venedig noch einmal wie ein Geſpenſt aufdämmern.

Dann ſteigt wol die Dunkelgrüne aus der Purpurtiefe und hüllt ſich in den goldnen Schleier des Mondſtrals; ſchwebt und wankt durch die Straßen und ſucht ihre vermählten Getreuen, die ihr entflohen, und weinend lauſcht ſie in alle Fenſter hinein, grüßt die alten Bilder in den leeren Sälen und küßt ſchmerzlich gerührt die Statuen ihrer treuen Buhlen; und die alten ſteinernen Heroen auf den Gräbern erwachen und ſteigen hernieder, die Admiräle und Ritter von ihren Pferden; und die Bilder rauſchen aus den Rahmen und durch die Säle, in deren ödem Raum jeder Fußtritt hallt, zieht nun ein eigner Zug, daß die alten Fenſter zittern

in bang freudiger Hoffnung, als kehre die alte Zeit zurück. Am St. Marcus ſchnauben die ehernen Roſſe und des Löwen Augen glühen wieder. — Aber der Morgen graut — und Alles iſt vorbei; ſeufzend kehren die Helden in ihre ſteinerne Hülle zurück, weinend ſinkt die Jungfrau ins Meer und ein langer ſchneidender Seufzer zieht der Morgenwind durch die Straße.

Als wir ſo im Mondſchein auf dem Waſſer fuhren und mir mein alter Diener Staberle erzählte, wie er noch einige Jahre dem letzten Dogen gedient, und mir ſein Haus, wo er gewohnt, zeigte, da ward mir, als wäre ich am Grabe eines lieben, lieben Bekannten.

Daß die Venetianer alle große Maler in der Farbe waren, iſt mir begreiflich, da Alles eigentlich hier nur Farbe iſt und jeder Gedanke ſich in dieſer Welt von Farbe farbig geſtalten muß. Ganz klar iſt mir hier auch geworden (wenn ich ſo Morgens meinen Kaffee trank und die Sonne aufgehen ſah auf dem Meer), wie Farbeton und Muſikton ganz Einer iſt — und uns fehlt nur der feine Sinn, das recht zu finden; eine Ahnung haben wir gewiß alle, denn wenn dieſe Morgenglut am Himmel aufſteigt, daran das weiße Licht, darüber der, vom hellſten, ſchwärmeriſch leuchtenden Ton bis zum tief ernſten dunkeln, glänzend blaue Himmel, unten die ſchillernde bebende Fläche des Meeres, dann die in hellern und dunklern violetten Nebel gehüllten Ufer, die wie einzelne Stimmen erglühenden Bergſpitzen u. ſ. w., da fühle ich wenigſtens, und ich glaube Jeder, wie das Alles einen eignen unhörbaren Klang in der Seele angibt, wie er auf und nieder, höher und tiefer, gehaltner und kürzer tönt; einzelne Stimmen wieder hell dazwiſchen klingen und ſo das

ganze Gewoge von Gluten und Farben und dieſe glänzende, ſchwebende Harmonie zugleich eine tönende Harmonie ausſtrömt. Klar ausdrücken kann ich mich nicht, aber was ich unbeſtimmt oft früher gefühlt, daß ſo ein eignes Tönen und Klingen in der Mondnacht, im Sonnen-Auf- und Untergange iſt, das fühl' ich jetzt klar und gewiß werden wir in jener Welt es ganz klar empfinden.

Das gehört hier aber nicht her, alſo noch von Venedig, und zwar von ſeinen Malern, von denen man wirklich hier eine herrliche Geſellſchaft ſieht; ſie ſind ganz echt local, venetianiſch. Ueppig prangend und glänzend von Farbe, wie die Natur und die Menſchen, haben ſie allen Reichthum, Pracht und Ueberfluß wie die alte Republik ſich angeeignet und theilen verſchwenderiſch aus; aber ſie ſind blos die Prachtgewänder, die Carnevals-Spiele und Scherze, die Freud- und Luſt-Miene der Republik; nur Einer oder Zwei haben ihren Ernſt, ihre Macht und Gewalt. Das ſind Bellin und Tizian und darum denn nur von dieſen; ſo ſchöne einzelne Bilder ich auch von Veroneſe geſehen, worunter ſein Abendmahl beim Levi, mit ſeiner lichtgebenden, prächtig verſchwenderiſchen Farbe, und der Art, wie es gemacht iſt, wo der Pinſel nur auf der Leinwand geſpielt zu haben ſcheint und die ſprechendſten, wahrſten Köpfe und Mienen hervorgezaubert, mich ganz verſtummen machte vor Bewunderung, ſo hatt' ich doch bald genug. Auch nichts Anderes zu ſehen als Fleiſch und Zeug iſt doch langweilig. Beim Tizian aber iſt das anders. Mein Lieblingsbild von ihm iſt ſeine Grablegung in der Galerie Manfrini. Gewaltig iſt Tizian immer in allen ſeinen Sachen, aber gewöhnlich geht ihm die ernſte Tiefe, die mächtige

Einfachheit und ein tief empfundner Seelenausdruck ab. Er ist echter Venetianer, groß und schön sind auch seine Formen, seine Zeichnung immer, aber ein zu üppiger Ueberfluß erlaubt ihm nicht immer in den Formen der großen einfachen Grazie zu bleiben; eben so in seinen Bewegungen und Gewandungen, seine ganze Umgebung, Natur und Alles hat das schon in ihn gelegt. Wo Alles in Pracht und Ueppigkeit die Schranken überschreitet, muß das auch in die Kunst übergehen und geht selbst etwas über bis in seine unvergleichlich schöne Farbe; das heißt aber nur bei seinen letzten Bildern. Fast alle seine Bewegungen grenzen nah' an Uebertreibung, wie sein Ausdruck, seine Zeichnung und Falten. Was den Ausdruck nun betrifft, wie sollte Der, der so an der brechend überladenen Tafel des Lebens saß, den Becher der Lust und Freude in der Hand, den das Leben mit Allem überschüttete, aber dafür auch ganz zum Sklaven sich machte, wann konnte der Zeit haben, Ruhe und Muße, sich aus diesem Leben zurück zu ziehen und in die geheimen Kammern des Seelenlebens einzugehen! Da rissen ihn tägliche Anregungen und Störungen heraus und, ohne blind zu sein, war es ihm unmöglich. Seine Köpfe sind alle groß und schön, aber alle seine Heiligen voll irdischer Lust erfüllen nicht mit der Ehrfurcht, wie die alten Florentiner. Diese Mängel, wenn ich es so nennen darf, sind am wenigsten bemerkbar in seiner Grablegung. Das Bild ist einfacher, gewaltig ernst und rührend, besonders der Kopf des Nicodemus, der sein eignes Portrait ist. Nächst diesem ist besonders schön von Tizian in der Kirche S. Giovanni und Paolo sein Wunder des heiligen Peter von Aretin (bekannt wie die Grablegung durch

Kupferſtich), dann einige große Bilder auf der Akademie, unter denen die kleine Maria, die zum Tempel geht — dann die wunderſchöne Venus im Palaſt Barberico, wie auch hier der Faun mit einer Bacchantin. — Einige Portraits: Das Portrait des Dogen, auch ein ſchöner Chriſtuskopf und noch viele, viele Bilder. Denn faſt in jeder Kirche, in jedem Palaſt ſieht man Werke von ihm, und alle meiſterhaft leicht, faſt wie mit dem Pinſel ſpielend hingedacht, und unbegreiflich ſchön in der Farbe, bis auf die letzteren, die zu dunkel und faſt ſchwarz im Schatten ſind. Sonſt habe ich dieſe Farbe der Alten und beſonders dieſe vollendete, glänzende, leuchtende der Venetianer ſo gern. Es iſt nicht blos das Portrait der natürlichen Farbe, nicht der Menſch ganz nachgeäfft wie er vor uns ſteht, denn dies hier iſt ewig gleich und bleibend, jener immer wechſelnd durch das Wallen des Blutes, dann etwas bleicher, etwas röther u. ſ. w., daher können wir das doch nicht nachmachen und wiedergeben, und unſere getreue nachgeahmte-Farbe wird immer etwas Materielles, Körperliches und Widerliches behalten (wie für mich bei den Niederländern größtentheils), ein Farbenkörper ohne Geiſt, oder wie bei den Modernen (mir verhaßten Malern der berliner Schule) eine ganz ſeelen- und geiſtloſe Schminke. Bei den alten Venetianern iſt jede Farbe Gedanke; ſie dachten nur in Farben, daher ihre Farbe ſo ſeelenvoll und geiſtreich, und — bewegt möcht' ich ſagen. Gelebt müſſen ſie faſt nur mit dem Pinſel haben, daher ſo unendlich viele Werke von ihnen.

In manchen Bildern ſteht faſt über Tizian noch für mich Johann Bellin, namentlich in zwei Bildern, ſei-

nem Abendmahl der Jünger zu Emaus in S. Salvatore und einer Madonna al Trono, nebst vier Heiligen und zwei Engeln, in der Kirche ai Frari.

Er ist in der Form freilich lange nicht so ausgebildet, und in der Art, sich auszudrücken, hat er nicht die Leichtigkeit und Meisterhaftigkeit; aber er hat nach Dem, was dem Tizian fehlte, gestrebt; so ist er freilich weniger echter Venetianer, aber er fühlte, daß ein tieferer Ernst nöthig; ward es ihm auch schwer, als Venetianer so Vielem zu entsagen, um dieses zu erlangen, und merkt man auch bei den meisten Bildern diese Mühen an einem gewissen eisernen gezwungenen Ernst in seinen Köpfen, Haltungen und Falten, so ist der Wille doch schön und lobenswerth, und bei diesen zwei Bildern ist das auch nicht der Fall. Auch ist er da in der Form ausgebildeter, besonders bei den Jüngern zu Emaus, und in der Farbe ist er etwas strenger noch und doch so schön wie Tizian, ja sogar noch leuchtender, kräftiger und voller.

Auf jenem Bilde ist sein eignes Portrait; ein schöner Mann in schwarzer Tracht, der neben dem Heilande sitzt. In diesem Portrait sieht man deutlich, was ich gesagt, daß er, ein echter sprudelnder Venetianer, nach einer größeren, ruhig einfachen Würde gestrebt. Auf dem Bilde in der Sacristei von ai Frari sind zwei musicirende Engel, von denen besonders einer, der die Flöte spielt, unvergleichlich schön ist.

Die ältern Venetianer vor Bellin haben mich nicht angezogen, da sie unausgebildet und kümmerlich sind und ich das gern übersehe. Bei den ältesten Florentinern schon ist eine große schöne Seele in den ersten Grundzügen, den Ursprungsquellen zu erkennen, aber wo ich blos den

Körper zu sehen habe, will ich diesen auch ausgebildet erblicken; unmöglich kann das aufwachsende Kind mir das Bild des vollkommnen Mannes, der lebensvollen Jungfrau geben.

Von einem meiner Lieblingsmeister habe ich wenig hier gesehen; das ist Giorgione. Ein schönes Bild einer Dame mit der Guitarre von ihm, in der Galerie Manfrini, ausgenommen, die da sitzt, ihren schönen Hals, Arm und Brust entblößt, das lange Haar herunterwallend, mit einem solch trotzig verachtenden Blick, als fodre sie die ganze Welt heraus, vor ihrer Schönheit sich zu beugen und ihr zu dienen.

Dann habe ich einen Genremaler, den ich ausgezeichnet liebe, obgleich fast alle seine Bilder schwarz geworden; aber die Wahl seiner Gegenstände und die Art, sich auszudrücken, ist so launig und interessant: das ist Bassano. — Nichts geb' ich um Tintorett.

Noch Manche sind, die ich gern hab' ihrer leuchtenden Farbe und naiven Art wegen, als Cima da Conegliano, Pordenone, und ich weiß nicht, wie die Andern heißen.

Im Palast Barberico ist die Casa (die Wohnung) Titian's. Das Zimmer, wo er lehrte, seine Schüler hatte, wo er arbeitete und starb. Die Castellanin schloß mir auf und wir traten aus einem Prachtzimmer in das andere; die Wände alle goldgepreßte Ledertapeten, die Decken reich ausgemalt und vergoldet. Im ersten Zimmer hingen die Portraits der Familie Barberico; dann kamen in einem nach dem andern lauter Werke Tizian's. Schön ist es, daß die Zimmer alle noch so sind und daß die Modesucht nichts umgeändert — aber dennoch ist

es traurig, dieſe großen Räume, wo jede Minute das Aufblühen eines Meiſterwerks, den reichſprudelnden Springquell belauſchte, dieſe Räume nun öde und todt zu ſehen, große Spinnweben in allen Ecken und trübe Fenſter, durch welche die Sonne nicht ſcheinen kann. Winter iſt in dieſem Blumengarten der Kunſt, der Springquell iſt verſiegt, gibt keinen labenden Trunk mehr. Nie kehrt Venedigs Kunſt zurück, nie jene Zeit, die hier zu Grabe ging, denn nur auf freiem Boden können ſo üppige Lorbern wachſen.

Hier iſt des alten Meiſters müdes Auge gebrochen; ſein letztes angefangenes Bild hängt hier (er war 99 Jahr alt, als er es malte) und noch immer ſcheint durch die öden hallenden Räume der ſchmerzlich ſchneidende, letzte Ton ſeines Schwanengeſanges zu ziehen. Frei wie ein Herr kann jetzt ein armer Künſtler für einige Kreuzer durch dieſe Räume gehen, die er ſonſt nur mit Demuth betreten, wenn ihm der große, hohe, 99jährige Greis, der Stolz Venedigs, entgegentrat. — Ich ſah ihn freilich überall noch, überall die Fußtapfen des Löwen, und unendlich traurig wurde mir, als wär' ich in einem Sterbehaus, aus dem man eben die geliebte Leiche fortgetragen. Die Bilder von ihm hier ſind alle furchtbar ruinirt, einige kaum noch zu erkennen. Die wunderſchöne Venus, oder nackte Geliebte des Künſtlers, hat unſere anſtändig feine Zeit verhängt, indem ſie ſie mit einem Schleier bekleidet hat. Eine feine ſchöne Zeit; weil ſie ſelbſt ſo ekel nackend iſt und nur durch Schminke, falſchen Staat ſich noch anſehbar zeigen kann, ſo kann ſie neidiſch keine nackte Schönheit ſehen.

Vom Palaſt Barberico gingen wir dann in die

Kirche ai Frari, wo Tizian begraben liegt. Ein einfacher Stein im Fußboden mit einem Kreuz und seinem Namen bezeichnet die Stelle, unter der das Auge geschlossen ruht, dessen flammender Blick einst Farbenwelten schuf. Gerade diesem Stein gegenüber ist Canova's Monument, von ihm sich selbst gesetzt, oder, was ich aber nicht recht verstehe, dem Andenken Tizian's gewidmet und nach seinem Tode von den dankbaren venetianischen Sklaven ihm geweiht. Wo Tizian schläft, das braucht die Welt nicht zu wissen, denn genug bezeichnet ist sein Leben — wenn längst sein Grab vergessen, werden seine Werke ewig wie Sterne am Himmel glänzen. Canova mußte sich aber selber einbalsamiren und ein Denkmal setzen, damit seinen Namen die Jahrhunderte nicht verlöschen. — In der Akademie ist Canova's rechte Hand und Meisel; gut ist, daß sie die Hand und nicht das Herz genommen, denn jene war ergiebiger doch.

Im Palast Manfrini sind die Sachen alle besser und gut erhalten; es gibt auch schöne Giulio Romano da, die, schön gemalt und gezeichnet, nur dürftig in der Composition, dennoch ein schwach verhallend Echo von ihres Meisters Stimme sind. Auch ein paar Dürer und manche ältere Bilder haben sie.

Von den Kirchen sind sonst noch sehenswerth: S. Chrisostomo, in der manches schöne Bild sich befindet; Madonna del Orto, die von außen schon eine der schönsten Kirchen ist und einen sehr schönen Thurm hat; ein schöner Weg führt dahin. Inwendig ist sie sehr alt und besitzt einige herrliche Bilder aus der venetianischen Schule: von Bellin und Palma, Bonifazio, Padovanino u. s. w. Dann S. Zacharia, eine sehr schöne, modernisirte, aber

urſprünglich alte und herrliche byzantiniſche Kirche, hat viele Bilder, vorzüglich einen Bellin in der Kirche, und eins in der Sacriſtei, das wunderbar ſchön iſt; auch aus der venetianiſchen Schule oder von ihm ſelbſt noch mehre Bilder. Ferner Maria Formoſa, in der ein ſchönes Altarbild; Dei Gieſuiti, worin ein Bild von Tizian (das, meiner Meinung nach, nicht des Weges da hinaus werth iſt), iſt für mich ungemein ſchön hinſichtlich der Bauart und mancher Sculpturarbeiten außen und innen. Der Hochaltar und die Kanzeln ſind vorzüglich ſchön angelegt und hier auch gibt es manches ſehenswerthe Bildhauerwerk; dann an den Sockeln zweier Pfeiler außerordentlich hübſche Engelchen und Knaben in Mauergitter, die zuſammen ſpielen; auch hübſch gearbeitete Arabesken, die aber aus ſpäterer Zeit zu ſein ſcheinen. Außen ſcheint die ganze Kirche einſt Moſaik geweſen zu ſein, und über der Thür iſt eine ſehr ſchöne Madonna und am Thürpfeiler ein ſchönes Basrelief. Dann noch die griechiſche Kirche, in der ich ein Hochamt angeſehen habe. Dieſe Kirche ſcheint uralt, aber ſpäter reſtaurirt. Ueberall findet man noch Ueberbleibſel der ſehr ſchönen Moſaik, womit die Wände und Gewölbe ausgeziert waren, Alles ungeheuer reich auf Goldgrund; beſonders ausgezeichnet iſt kein Kunſtwerk, nur eine ſehr klare, einfach ſich ausſprechende Darſtellung der Taufe; aber intereſſant und ſehenswerth und ungemein ergreifend war das Hochamt. Der Altar geſchmückt mit gewaltigem Pomp, die Kirche eine Verſammlung (mich und meinen Staberle ausgenommen) von ſchönen Leuten, in ſchönen fremden Coſtümen, die mir alle aus einer fernen, längſt verſchollenen Zeit plötzlich hervorgerufen zu ſein ſchienen. Im Hintergrunde der Kirche ſtanden die we-

nigen Frauen. Die Alten, alle mit Binden um's Haupt und kurzen griechiſchen Oberkleidern, ſchienen auch in der Tracht dem Vaterlande noch treu bis zu ihrem baldigen Tode bleiben zu wollen; die Jüngern, lauter ſchlanke, blühend-ſchöne Figuren und Geſichter, hatten nur das von ihrer Vaterlandstracht behalten, was ſie kleidete, und ſonſt ſich modern coſtümirt, ſahen dadurch aber äußerſt reizend, geſchmackvoll und intereſſant aus. Die Männer gingen alle griechiſch, einige Kaufleute, Seefahrer und alte Soldaten in ihren bunten Trachten, junge Studenten und Geiſtliche ſchwarz, aber mit langem ſchönen Haar. Der Archimandrit (oder oberſte Geiſtliche), der das Hochamt hielt, und ſeine zwei dienenden Untergeiſtlichen waren ausgezeichnet ſchöne Leute, mit einer morgenländiſchen Phyſiognomie und langem Haar; der Alte weiß, die Andern braun und ſchwarz, mit ſchönen langen Bärten; der des Aelteſten hing bis lang über die Bruſt ſchneeweiß über das weiße goldverbrämte Altargewand herunter. Geſichtszüge, Ausdruck, Anſtand, Form und Bewegung, Alles war einfach, ruhig und groß, aber graziös, entſchieden und voll. Als das Hochamt vorüber, die Geiſtlichen ihre Gebete verrichtet, trat die ganze Gemeinde zum Altar und küßte dem Alten ehrfurchtvoll die Hand. Da ſah ich außerordentlich ſchöne Gruppen.

Dann war ich, der ein Feind von allem Thurmſteigen iſt, auf dem St. Marcusthurm, das heißt, dem Glockenthurm. Man braucht keine Treppe zu ſteigen, ſondern geht ſo in dem alten Gebäude hinauf. Der Weg iſt freilich ſchlecht, denn er ſcheint der Abtritt der ganzen Stadt zu ſein, und iſt die Luft faſt verpeſtet darin; aber oben tritt man auf einen freien, von Säulen umgebenen

Platz und wird hier wirklich reichlich für alle Qualen belohnt. Es war gerade Sonnenuntergang, als ich oben war; ein göttlicher Abend, der Himmel schien ein azurblauer, dunkler, glänzender Pokal, umgestürzt, alle seine rothgoldig leuchtende Glut auszuschütten in den Schoos seiner dunkelgrünen Wellengeliebten. Venedig lag unter uns ganz eingehüllt in einen goldnen Schleier, wie der leuchtende Blick in einem schönen Auge; alle seine Paläste, seine unzähligen Kirchen, Thürme, Klöster u. s. w., seine Häuser mit ihren Dachgärten und Balcons, Alles war vergoldet und glühte wie bereitet zu einem großen Feste. Das Leben, der Schmuck, die Pracht, Alles, was die Zeit Venedig längst geraubt — die Abendsonne schien es zurückzugeben und Venedig zu einem neuen Morgen geschmückt zu sein. Aber bald war dieser Traum vorbei, denn wie das Licht schwand, schwand die Glut, das Leben, und blieb nur ein geschmücktes Opfer auf dem Altar der Zeit.

Nun fingen unten in der Stadt von allen Thürmen die Glocken an zu läuten zur Abendvesper — undeutlicher verschwammen die Massen alle in ein Dunkelgold; die Gebirge leuchteten wie Kerzen, angezündet auf dem großen Hochaltar der Welten, und die Natur schien ein Hochamt zu feiern und Erde und Ocean zusammen zu schwimmen in eine flammende Glut, einen allmächtigen großen Welthymnus. Die Sonne war unter, die Glockentöne verhallten allgemach und schienen hinwegzuschweben mit dem scheidenden Licht.

Plötzlich begann neben mir der alte invalide Soldat, der Glöckner und Thurmwächter ist, immer oben lebt, nach den Schiffen schauet und diese, so wie Feuer, an-

in einem Tag geſehen von elf bis zwei, was Andere in acht nicht ſehen; und wenig Geld. Aber Atteſt müſſen Sie mir auch ſchreiben, Sie wiſſen, in mein Buch, wie die andern Herren.“ Nun recitirt er irgend einen Vers und ſo geht das in einem fort, und immer wieder daſſelbe. Dabei gibt er allen Bildern Namen zum Todtlachen und erzählt immer das unſinnigſte Zeug, was große Leute dazu geſagt, und wirrt Alles in einander; wie z. B. bei der Ausgießung des heil. Geiſtes von Tizian erzählt er: „Sehen Sie, wie ſchön; das ſind die drei heiligen Frauen, wie ſie zum Grabe kommen und der heilige Engel Gottes Maria überſchattet, als ihr ſchon die Propheten bewieſen, und der, der von Moſes geſagt hat: wahrlich, wahrlich, nach mir kommt Einer, den ſollt ihr nicht braten. Sie wiſſen, was das ſagen will, iſt's nicht ſchön ausgedrückt? Das iſt auch die Apokalypſe vom alten und neuen Teſtament, und die Taube oben iſt zugleich Bedeutung, wie David und all' die heiligen Männer von Alexander bis jetzt, auch der Herr von Cornelius und die Schlotthauerſche Familie: ſeid fromm wie die Tauben“ u. ſ. w.

Das ſind Probeſtücke, dabei ſpaßen alle mit ihm, ſcheinen ihm aber alle gut zu ſein, und er ſelbſt iſt eine alte, gute, ehrliche Haut und, das Geſchwätz abgerechnet, ein ſehr brauchbarer Kerl, da er 42 Jahr in Venedig iſt und jeden Winkel kennt, und, nimmt man ihn freundſchaftlich, nennt ihn Du und Staberl, ſehr willfährig und unermüdet. Dabei trinkt er gern, und weil ich das merkte und oft eins mit ihm trank, ſo war er gegen mich ſehr billig und nahm nur 2 Zwanziger für den Tag. Sein Haus oder Bude iſt eine Niederlage aller neuankommenden und anſäſſigen Deutſchen, und ich war gern

des Abends einige Stunden da und ging dann mit ihm in eine Schenke und ließ mir von dieſem halbkindiſchen Alten, der aber dabei ſich ganz glücklich fühlt, den tollſten Galimatias vorſchwatzen, bis er etwas berauſcht war und ich ihn zu Hauſe führte. Sein Sohn iſt eben ſo gut und brauchbar, dabei ſtill. Dieſer Alte war überall mein Begleiter von Morgens bis Abends und mein treuer Führer und Freund.

Ganz begreiflich iſt mir, wie der Deutſche ewig dem Italiener fern ſtehen wird. Der Italiener gilt nur ſich ſelbſt etwas und weicht nicht aus dem gewohnten Gleiſe ſeiner Lebensweiſe, und ſo ſieht er auf den Fremden, der's anders treibt und anders lebt wie er, wie auf einen nicht Rechtgläubigen, verächtlich, erbarmend herab; und eben ſo eigentlich iſt der Deutſche, er will ſich nicht veritalieniſiren und ſtößt ſo überall an. Eſſen, Trinken, Kleidung, Sprache, Alles iſt nicht wie in Deutſchland und ſomit nicht recht. Der Franzoſe ordnet ſich leichter unter, aber der Deutſche bleibt ſtörrig ein Deutſcher und nicht übel gefällt mir das, machte er es nur überall ſo. Ich würde mich mit der Zeit ſchon in Italien naturaliſiren können, denn eigentlich vertrag' ich mich mit Allem recht gut und würde beſonders gern hier in Venedig bleiben, wenn nicht die alten Paläſte und Gebäude mit ihren geiſterartig mahnenden Augen und dem wehmüthigen Zugwind, der durch ihre leeren Räume klagt, mir das Herz überfließen machten, und dann haß' ich dieſes Volk, das, wie Noah's Sohn, über die Schande des Vaters zu ſpotten ſcheint.

Sonſt habe ich nur immer ſchöne Gruppen und Trachten geſehen und will verſuchen, ob ich Einiges davon zeich-

nen kann, denn beſchreiben läßt es ſich nicht; auch habe ich Gruppen um den Declamatore an der Riva geſehen und ihn gehört, der mit gewaltigem Geſten etwas herbrüllt, ich weiß nicht was. An allen Ecken trifft man ſolche Kerls und Volk um ſie herum; oft ſteht auch einer verlaſſen in einer engen Straße und ſchreit gegen die hohen Häuſer hinauf. Abends habe ich Sänger gehört, die ſich auf der Guitarre begleiten, aber was ſie ſangen, war größtentheils aus Opern. Mit der frechſten Miene treten ſie auf, als ob ſie die größten Künſtler wären, und ſingen ein elend Ding daher.

Ueberhaupt die Frechheit, der Stolz, mit dem der Italiener Alles thut, ſeine Waare anbietet, handelt, ſein Trinkgeld fodert (die Schuhputzer ſogar ſich ſo anbieten), das hat mir gefallen, man glaubt ſolchem Kerl nichts abdingen zu können, ſo verachtend ſieht er Einen an und läßt's doch um die Hälfte hernach. Die Mädchen und Weiber ſind hier alle ausgezeichnet ſchön und üppig und prächtig gewachſen, mit ſchönem Hals, Nacken und Bruſt und verlangendem, doch ſtolzem Mund, der dem ganzen Geſicht dieſen Charakter gibt, dabei die ſchönſten ſchwarzen und braunen Augen und prächtiges ſchwarzes Haar; aber wie mit der venetianiſchen Schule, geht es mir auch hier, zuletzt wird man des Fleiſches ſatt und viel mehr zeigen ſie nicht; und wird man ſo lange von allen Seiten mit Feuerblicken beſchoſſen, ſo wird man feuerfeſt (denn ein ſolcher Blick iſt etwa keine Auszeichnung, der wird Jedem, dem Bettler und König), und ſie ſcheinen auch faſt alle, wie Venedig ſelbſt, von der Göttlichkeit verlaſſen im Innern, nur noch das Gepräge von außen zur Schau zu tragen. Freilich habe ich auch einige ausgezeichnet

ſchöne Frauen hier geſehen, wo auch eine Seele aus den Augen zu blicken ſchien, und hätte ſie gern lange, lange angeſehen, aber wie eine Erſcheinung huſchte ſolch' eine Geſtalt in der Menge vorüber.

Sehr verſchieden habe ich hier gelebt, einen Mittag in der Kneipe, den Abend in jener, und ſo jeden Tag anders; aber immer in ordinairen Weinkneipen, wo es wohlfeil war. Dann gingen wir zu einem Metzger, die hier alle zugleich kochen, und ließen uns etwas bereiten, das wir mit hinnahmen; denn in ſolchen Kneipen bekommt man nichts, als was hingetragen und dort verkauft wird, als gebratene Kaſtanien, Auſtern, Schinken, Krebſe u. ſ. w. Hier trafen wir denn nun alles mögliche Volk, Schiffer und Arbeiter, Bettler und Damen (beſondern Ranges). Dann gingen wir auch wieder in Kaffeehäuſer, wo lauter vornehme Herren, Griechen und Türken waren, und dann unter den Colonnaden am Marcusplatz ſpazieren.

Ganz vergeſſen hätt' ich beinahe, auch den Dogenpalaſt und das alte Rathhaus als ſehenswerth zu nennen, und doch hat gerade dies auf mich den tiefſten, ſchmerzlichſten Eindruck gemacht. Der Dogenpalaſt, das Rathhaus und das eine Seitenſchiff von St. Marcus bilden im Innern einen viereckigen Hofraum; aus dieſem führt bis zur Galerie des erſten Stockwerks des Rathhauſes die berühmte, einſt furchtbare, große Treppe. — Groß iſt ſie und ſchön, aber ſeit der letzte Doge ſie hinabgeſtiegen, ſcheint ihre Furchtbarkeit verſchwunden; die Kinder ſpielen jetzt darauf und Kaiſer Franzl's Soldaten und Knechte gehen ſie ruhig auf und nieder. — Daß ſie nicht zuſammengeſtürzt iſt, als der letzte Doge die

Freiheit Venedigs hinuntertrug! — Mich überlief ein eigen schauerndes Gefühl, als ich sie hinaufstieg, — alle die Gesichter der Treppensteine und Götter und Heiligen schienen die Augenbraunen zusammen zu ziehen und zu zürnen, daß ich Frevler es wagte. Oben sah ich in der Mauer noch die Stelle, wo einst die furchtbaren Löwenköpfe gesessen, die stummen Ankläger der Feinde des Vaterlandes. Wie ein vielköpfiger Cerberus sahen sie furchtbar warnend Jeden an und mahnten ihn, ehe er den Schritt that, sich zu prüfen, daß er nicht ein falscher Ankläger und Verleumder würde. Aber war die Klage einmal in ihren Rachen, dann trugen sie sie zum Tartarus hinab und nichts brachte sie wieder zurück. Man hat sie weggebrochen, und mit Recht, da es jetzt keine Freunde des Vaterlands, keine Richter und Ankläger mehr gibt und alle nur Feinde sind. Sie waren Diener der Republik und treuer als ihre andern Diener mußten sie fallen, da sie keinem Kaiser dienen wollten. Einer

Nun trat ich denn in diese ungeheuren Säle, als der ist prächtiger verziert und reicher ausgeschmückt als die andere; fast alle ausgemalt von Tizian, Veronese, Tintorett, mit biblischen, größtentheils aber geschichtlichen Darstellungen, ein Kranz, geflochten aus den vielen den bern des alten Venedigs und geschmückt wie mit einem Edelsteinen der Thaten ihrer großen Männer. Im Saal ist die Apotheose Venedigs, im andern Schlachten, große Züge u. s. w. Aber welk ist dieser Kranz und verdorrt liegt er nur noch auf dem Grabe der Republik und schmücket keine schöne Scheitel mehr. Im großen Rathssaal, im Gesandtensaal, im kleinen Rathssaal u. s. w., überall war ich, überall war's todt und leer; schauer

schallten meine Fußtritte wieder ringsum von den verlassenen Wänden. Die großen Vorhänge wallten geisterartig, die Fensterscheiben schrillten, die verlassenen Sitze knarrten ächzend und die Portraits aller der alten Dogen, die oben als Fries durch zwei Säle gehen und diese wie eine Perlenkrone umkränzen, schienen seufzend die Brust zu heben und den Mund zur Klage zu öffnen. Alles, Alles, die leeren Sitze und vor Allem die leeren Felder nach dem Portrait des letzten Dogen, sie schienen alle zu fragen: „Wo ist Venedig hin, kommt denn kein Doge mehr?" So irrt ein Mensch am Ufer und starrt in die See, die seine Lieben verschlang!

In dem einen Saal sind auch fünf schwarze leere Räume; hier sind die Bilder der Familie Falieri bis ins vierte Glied herausgerissen und auf dem einen schwarzen Raum steht mit großen Buchstaben „wegen Verrath am Vaterland!" — Die mußten büßen, aber das letzte Dogenportrait hängt ruhig da, wenn auch alle andern zürnend auf ihn blicken, als fragten sie: „wo blieb die Republik, sie starb, und du lebst noch?" — Erblassen und schwinden sollte vor Scham das Bild — aber — es ist ein Bild aus unsrer Zeit.

Auch habe ich die Stelle gesehen, wo Falieri enthauptet wurde, und alle die bekannten Schreckensorte, die berühmten Bleikammern (freilich nur von außen), die unterirdischen Gefängnißräume u. s. w., und auf der Fallthüre habe ich auch gestanden, die in die Arme der heiligen Jungfrau führte; jetzt aber existirt sie nicht mehr und die Thür ist zugenagelt. Ja, wol Manchem hat sie ihre Schwerter ins Herz gebohrt; aber als sie zuletzt die Republik selbst in ihre Arme schloß, da durchdrang auch ihre Seele ein

Schwert. Das Schwert, womit ein König enthauptet, darf Keinen fürder tödten.

Als ich hinaus trat auf den Marcusplatz, ans Meer und alle die schwarzen Gondeln sah, da erst begriff ich, warum sie schwarz waren, weil sie wie manche Witwen die Trauer um den geliebten Gatten nie ablegen wollen. (Freilich sind sie von jeher schwarz gewesen, da es die Farbe der Venetianer ist, und doch hab' ich in etwas recht, denn diese soll herstammen, seit Venedig Constantinopel verlor und darum in Trauer gewesen.)

Im Meere, eine Stunde von Venedig, liegt ein armenisches Kloster; da war ich zweimal und außerordentlich gern. Die Mönche sind lauter gebildete, feine Leute, haben ein edles, anständiges Benehmen, schöne schwarze Kleidung, Mönchskutten, wunderschöne Bärte und geistreich noble Gesichter. Sie besitzen eine reiche Bibliothek, eine seltene Mumie, armenische Handschriften mit für Costümforscher interessanten Miniaturen; dabei haben sie das wenige Land, das in ihren Mauern auf der Insel ist, ganz in einen Garten verwandelt, in dem alle Arten Aloen und Cactus, alle seltnen Blumen und Pflanzen stehen, Weinlauben auf alten Säulen ruhen und ringsum dunkelgrüne Lorberbäume stehen. Aus allen Fenstern hat man eine wunderschöne Aussicht, besonders nach der Stadt. Einige arbeiteten im Garten, Andere lasen und Einer war hübscher als der Andere. In einigen Zellen, in die ich im Vorbeigehen sah, beschäftigte Einer sich mit Blumen, ein junger schöner Mann; ein Anderer schrieb, ein Dritter saß und hörte einem Vogel zu.

In der Kirche knieten zwei Büßende, wovon einer ein schweres Gelübde zu erfüllen hatte; dieser war ein

Mann von 40 Jahren, mit einem breiten, langen, dunkelbraunen Bart, dunklem Haar und Augen, einer bleichgelben Geſichtsfarbe, die auf den Wangen ganz wenig gebräunt war; ſein ſtolzer, feiner, edler Mund war mit den Zügen des tiefſten Schmerzes wie mit einer Dornenkrone umgeben. Der Blick war feurig glühend, ein Lichtblick auf dem tiefen See einer großen Seele. Ein unendlich unausſprechlicher Schmerz lag in ſeinem Blick, der gern mild und freundlich Jeden anſehen möchte. Alles, eine Geliebte vielleicht, hatte er auf die furchtbarſte Weiſe verloren und darum der Welt entſagt. Sollte er doch, wie es die Pflicht ſeines Ordens verlangte, obgleich er keine Liebe mehr wollte und finden konnte, Liebe gegen Jeden ſein.

Merkwürdig wurde mir in dieſem Kloſter, es war ſo ſchön, es lag ſo ſchön, ſolch' ſchöne Leute, ſo ſchöner Garten; mir war's, als müßte ich mit Einemmale dort bleiben, als fände ich Alles da, was ich in der Welt vergebens ſuchte — eine wehmüthige Ruhe nach einem ſtürmiſchen Tage.

Der Geiſtliche, der uns herumführte, ſprach etwas Italieniſch, Deutſch und Franzöſiſch, und ſo verſtändigten wir uns ſehr gut; es war ein alter Mann, mit langem grauen Barte; er gewann mich ſo lieb, daß er mir ein Buch von ſeinem Kloſter und ein Bild ſchenkte, und ich gewann ihn auch lieb, wie überhaupt den Ort, und ſchied ungern von da. Um allem Verlornen im Leben in heiliger Ruhe nachzudenken, ſchien dieſer Ort gemacht. — Aber freilich nachdenken will ich nicht über Das, was ich verloren, ſondern handeln, ſtreben und ringen etwas zu erlangen und zu erkämpfen, das ich nicht habe.

Als ich das letzte Mal zurückfuhr, war die Sonne schon untergegangen, Himmel und Meer ein Gold, das oben ins Blaue, unten ins Dunkelgrüne sich endete. Venedig lag noch golden da, aber hüllte allmälig sich in violetten Abendduft, und wie die Nebel so aus dem Meere aufwallten, es in ihre weißen Arme schlossen, da schien mir die ganze Stadt, wie ihre frühere Macht und Herrlichkeit und Pracht, ein Traum zu sein. Wehmüthig blickte ich hin und fürchtete, der schöne Traum, er möchte nun vergehen und ich Venedig nimmer wiedersehen.

Von Venedig nach Rom.

Den 29sten Nov. 1830 sitze ich in Rovigo und friere fürchterlich und schreibe dieses.

Am Samstag um 3 Uhr Mittags schied ich von Venedig und von meinem alten Staberle, der wie ein Kind weinte, als ich wegfuhr. So lang ich auf dem Wasser war, sah ich unverwandt hin. Venedig war meine Geliebte geworden, hatte alle Freuden und Schmerzen der Liebe mir gegeben. Es war ein göttlich schöner Abend; das Meer ganz still und spiegelhell, der Himmel rein und glänzend. Das goldene Venedig spiegelte sich in langgezogenen klaren Bildern in der dunkelgrünen Flut, und die Wellen schienen sich nicht satt sehen zu können an dem göttlich schönen Bilde und weilten alle entzückt zu seinen Füßen; und ebenso ging es mir auch: je tiefer die Sonne hinab sank, je röther die Glut auf Venezias Wangen wurde, je tiefer fühlte ich seine Schönheit und den Schmerz es zu verlassen.

Wir stiegen aus und ich grüßte zum letzten Male das Meer. — So lange ich Venedig sehen konnte, sah ich zum Fenster des Wagens hinaus. — Jetzt war es wirklich für mich nur ein Traum gewesen und wie seine

Pracht, seine Freiheit, so für mich auch sein herrlicher Anblick verschwunden.

Um 8 Uhr kam ich in Padua an und ging gleich zu meinem jungen Studiosus, dem Tyroler Merz, mit dem ich bis Verona gereist war; er hatte mit mir Freundschaft geschlossen und bei ihm wohnte ich so lange und schlief mit ihm in einem Bett. Ein guter Kerl, der sehr freundschaftlich an mir gehandelt; kommt er jemals nach Hamburg, vergeltet es ihm, wenn ich es nicht kann.

In Padua bin ich wieder einen Tag gewesen und habe mich da sehr herumgetrieben und sehr gefreut. Gesehen habe ich hier die sehenswerthen Kirchen, dann manche Höfe, Häuser, Klöster und Kreuzgänge; dann einzelne schöne Sachen und eine alte angefangene Kirche, die später ausgebaut und geschmückt und dadurch verdorben worden ist, S. Giustina. Das wäre ein Riesenbau geworden; gewaltig ist das Räumliche dieser Kirche, schön und einfach; aber weiter läßt sich nichts davon sagen, da alles Andere ganz modern und geschmacklos ist.

Nun aber kommt ein Freund, den ich nicht wegweisen darf, da er mir hoffentlich schöne Sachen aus der Heimat erzählt und liebe, liebe Bilder zeigt. Darum sei dir Raum gegeben, süßer, lieber Schlaf mit deinen holden Träumen. Gute Nacht! — —

S. Giorgio ist eine kleine sehr alte Kirche mit Frescomalerei von 1377; aber man kann aus Dem, was noch da ist, kaum darüber urtheilen, was es war, so haben die letzten Kriegsjahre es ruinirt. S. Maria dell' Arena ist eine kleine Kirche, die sehr still und schön liegt, mitten in der alten Arena, rings im Kreis von der alten hohen Mauer umgeben. Weiber trockneten Zeug da herum und

die Sonne ſchien ſich wohl zu gefallen auf dieſem ſtillen Platz. Die Kirche ſelbſt iſt ganz al Fresco ausgemalt und, wie es heißt, von Giotto. Im Ganzen iſt die Ausſchmückung ſchön vertheilt, einfach und dem Auge wohlthuend; ein herrlich ultramarinblauer Grund geht überall durch, auf dem die Figuren ſchön und lebendig ſtehen, aber im Einzelnen noch ſehr kindiſch und unausgebildet, und wenn die Capelle in S. Antonio von Giotto iſt, ſo möchte ich faſt glauben, dieſe ſei nicht von ihm, ſolch' himmelweiter Unterſchied iſt in der Ausführung, in dem Coſtüme, in dem die Gedanken auftreten, möcht' ich ſagen. Daſſelbe gilt auch vom Baptiſterium des Doms. Der Dom ſelbſt hat wenig, aber iſt von außen ſehr ſchön.

Nun alſo zum S. Antonio. — S. Antonio gehört von außen zu den impoſanteſten Kirchen, die ich geſehen, und iſt faſt die ſchönſte bis jetzt. Im Innern ſind ſehr ſeltene und ſchöne alte Sachen. Am Pfeiler über der Kanzel Fresco gemalt, eine Madonna mit dem Chriſtkind (ſehr alt); es iſt ein tiefer, gewaltiger, lebendiger Ernſt in dieſem Bilde. Dann iſt eine Capelle von Cimabue da, die ſehr intereſſant iſt. Dann die Capelle, in welcher das Grab des heiligen Antonio von Padua, ſehr reich verziert mit Basreliefs, die die Wunderthaten des Heiligen vorſtellen, größtentheils ſehr ſchön. Dann aber vor Allem intereſſant iſt eine Capelle von Giotto angeblich, aber ſo viel meiſterhafter und vollendeter, wie alle die andern von ihm herrührenden Malereien, daß ich dieſe und jene unmöglich einem Meiſter zuſchreiben kann. Die Capelle ſtellt die Leidensgeſchichte Jeſu an den Wänden, darüber die Geſchichte eines Heiligen und endlich an der Decke die vier Evangeliſten und vier Kirchenväter dar.

Dann sind noch viele Heilige zwischen und an den Bögen und im Giebelfeld der Chorstühle. Die vier Evangelisten beschäftigen sich, komisch genug, alle mit Zurüstungen zum Schreiben, Federschneiden u. s. w. Die ganze Ausschmückung der Capelle ist äußerst einfach und geschmackvoll. Die einzelnen Darstellungen, Charaktere, Bewegung, Gewandung und Ausdruck ergreifend, groß, wahr, richtig und gewaltig, und doch voll innigem, zartem Seelenleben. Blühend und schön ist eine Frauengruppe am Kreuz; am schönsten die Gruppe der Hohenpriester und Krieger; die Auferstehung und manche Darstellung aus der Geschichte des Heiligen, unter Anderm eine, wo, sonderbar genug, ein Engel in einem Boot fährt, wie es scheint, um die Seele hinüber zu führen in jene Welt. Der Grund des Gewölbes, auf dem die einzelnen Bilder schweben, ist ein goldgestirnter Himmel, wie überhaupt die Alten ihn oft und gern gemacht haben. Wundervolle und ganz originelle Köpfe sind auf diesen Bildern.

S. Eremitano ist eine Capelle, wieder von Giotto ausgemalt, und von der gilt dasselbe, was ich schon über die früheren gesagt. Aber eine ist da von Andrea Mantegna, vorstellend die Geschichte des heiligen Christophorus und der Apostel Philippus und Jacobus; der ist ein Meister, den ich bis jetzt nicht gekannt und zu schätzen gewußt habe. Die Compositionen sind sehr schön und in der Bewegung ganz neu, interessant und graziös und doch groß und einfach. Er hat in der Hinsicht viel vom Overbeck. Seine Köpfe sind schon viel mehr ausgebildet, hinsichtlich der Form mehr Natur und Vollendung und dabei doch der Ausdruck lebendig, groß und bezeich-

nend. Seine Farbe ist ungemein einfach, aber kräftig; ich habe noch keine Frescobilder von dieser Kraft und Tiefe gesehen. Dabei geht eine anziehende Naivetät und Laune überall durch. So zum Beispiel, wo der große Christoph von den Kriegsknechten zerrissen wird, steht vorn ein ganz kleiner Narr und ein geharnischter Krieger macht ihn auf die Größe des Christoph aufmerksam und neidisch. — Gesund sind seine Bilder alle durchgehends, dabei die ganze Einrichtung und Vertheilung sehr schön (nur in den kleinen Verzierungen, als Arabesken u. s. w., schon etwas barok und ohne Styl), und dann, besonders für mich, schön und groß in seinen Gewändern. Der Gedanke der Falten und ihrer Massen ist bezeichnend und groß, aber die Ausführung kleinlich, zerknittert und gebrochen.

Dann ist noch das Baptisterium von S. Madonna del Annunziata, wahrscheinlich von ihm ausgemalt, wenigstens meiner Meinung nach; es sind sehr hübsche Sachen darin, größtentheils aber ausgebessert und scheußlich übermalt. Auch konnt' ich mich nicht lange dabei aufhalten, da eine Taufe darin war und, als die Leute ihre heilige Handlung begannen, mochte ich nicht stören und ging.

Das wäre von Padua; was mir aber hauptsächlich interessant bei allen diesen italienischen Städten gewesen, ist, so endlich die Kunst wirklich als zum Leben gehörig zu sehen. Auch haben mich nicht die einzelnen Sachen so angezogen, als das Gesammte. Wo man hinsieht, ist das Capitel des Lebens, möcht' ich sagen, und, was man dort zu finden hat, durch ein Kunstwerk überschrieben und angezeigt. Man sieht, damals war Kunst Bedürfniß, eine Sprache war es, durch die sich das Leben mittheilte.

Wie wir unſere Häuſer mit Oelfarbe anſtreichen, um ſie gegen Unwetter zu ſchützen, ſo mußten ſie Alles mit Gemälden, Statuen u. ſ. w. ausſchmücken, um ſie vor dem Unwetter der Barbarei zu ſchützen, um zu zeigen, was für Menſchen in ſolchen Städten und Häuſern wohnten. Ein noch ſo ſchönes Buch, ſchlecht gedruckt, iſt unlesbar und ein ſchöner Druck thut viel. Dies war der ſchöne Druck ihres Lebensbuches.

So habe ich in Padua an alten Häuſern noch prächtige Heiligenköpfe von Giotto oder einem andern Alten gefunden.

Das heiterſte Sommerwetter habe ich dort gehabt; bin unter lauter grünen Bäumen ſpaziert, habe Roſen gepflückt, die häufig hier an vielen Häuſern im Freien blühen; ſo tragen faſt alle Mädchen und Frauen einige ins dunkle ſchwarze Haar geflochten und das ſieht ſehr ſchön aus. Auch Männer tragen ſie, ich ſah einige mit rothen verbrannten Banditengeſichtern und eine Roſe im krauſen Haar, und hätte es faſt für Spott genommen, wenn ich nicht bald gemerkt, daß es ihr größter Ernſt ſei.

Von Padua bin ich denn, nachdem ich Tags zuvor mich recht müde gelaufen, da ich alle Kirchen ſelbſt erfragt und gefunden, nach vielem Irren (denn das hat mir die größte Freude gemacht) am 29. Novbr. Morgens mit einem Vetturin nach Bologna abgereiſt.

Es war ein regnerig kalter Tag und wir kamen freilich durch eine ganz hübſche Gegend, jetzt wirklich ins Thal und die Gebirgskette, wo Petrarca gewohnt und geſungen, aber wir ſahen wenig davon, da es ſehr trübe war. Gegen Abend kamen wir in Rovigo an. Den

andern Morgen in Ferrara, wo wir, nachdem wir erſt viſitirt und plombirt worden, alsdann die Merkwürdigkeiten beſahen. Ferrara iſt die erſte Stadt, die außer dem deutſchen Reich liegt, ſie iſt päbſtlich und nur ein darin befindliches Caſtell öſterreichiſch. In Ferrara iſt, außer der leeren großen verödeten Stadt, die Wohnung Arioſt's, ſein Grab, in der Bibliothek der Univerſität ſein Stuhl und Handſchriften, und endlich ein dunkles Loch, das Kerkergewölbe Taſſo's, zu ſehen.

Wo iſt Ferraras Glanz und Herrlichkeit geblieben? Die Rachegötter, die Taſſo im Gefängniß ſchmachten ſahen, haben über Ferrara ihre Macht verbreitet.

Von Ferrara fuhren wir Nachmittags fort, übernachteten in einer Dorfkneipe und ſind heute um 11 Uhr in Bologna angekommen. Die Gegend, die wir durchreiſten, war ſehr unſicher; wir hätten aber nichts davon gemerkt, hätte der Kutſcher und alle begegnenden Reiſenden nicht ihre Angſt ſo lebhaft ausgedrückt: Ketten an Koffern und Pferden, damit ſie nicht abgeſchnitten und abgehauen werden könnten, immerwährendes Umgucken, bei Abend wollte Keiner fahren u. ſ. w. — Wir kamen aber glücklich durch und hier an. Hier habe ich nun vieles Schöne geſehen; doch davon morgen. Meine Reiſegeſellſchaft war ein Maler, wie er ſich ausgibt, Freund von Overbeck, ein Deutſcher, ein deutſcher katholiſcher Geiſtlicher und drittens ein Italiener.

Der Italiener, mit dem ich zuſammen ſchlief, war ein netter fideler Kerl, wie überhaupt die Italiener mir immer beſſer gefallen; ſie nehmen ſich immer der Fremden an, ſind luſtig und zuvorkommend gefällig. Meine Deutſchen waren mir unſäglich lieb, weil es Deutſche waren

und obendrein einer ein Künſtler. Nachher reuete es mich faſt, daß ich mit ihnen gereiſt. Furchtbare Jeſuiten ſind ſie Beide.

Furchtbare Jeſuiten habe ich meine Reiſegefährten genannt und ich glaube nicht mit Unrecht. Immerfort kreuzen ſie ſich, beten den ganzen Tag ihren Roſenkranz, machen Beide ſo elende Geſichter, als wenn ſie für die Sünde der ganzen Welt büßen oder die Leiden der ganzen Welt tragen müßten. Gern wollte ich ſie als fromme Katholiken achten und ehren, wenn ſie als Menſchen etwas mehr Herz zeigten und nicht abgeſtorben wären. Wohl gefiel es mir, daß ſie vor und nach dem Eſſen beteten, und ich machte es gern mit; aber als ich bemerkte, daß ſie Morgens im Wagen, wenn es noch dunkel war und ſie im halben Schlaf nichts Beſſeres zu thun wußten, ihren Roſenkranz beteten, ſo waren ſie mir ſchon etwas zuwider; nun aber ging das Grüßen vor jedem Heiligenbilde an (freilich lüpften ſie nur eben die Mütze) und endlich kamen wir tiefer ins Geſpräch. So ſehr ſie durch ihr Beten gewiß Freunde des lieben Gottes zu ſein glaubten, ſo ſehr vernachläſſigten ſie ſeine Gebote gegen ſeine Kinder; das Capitel der Nächſtenliebe ſchien ihnen völlig unbekannt, ſie waren die engherzigſten Egoiſten. Kaum daß ſie antworteten, wenn man fragte, daß ſie Einem, wenn man ſie darum bat, einen geringen Gefallen gethan hätten, ſie konnten es nicht, weil ſie andere Dinge zu thun und zu denken hatten, ſie mußten beten. Keine Spur von Freude an Gottes Schöpfung merkte man bei ihnen und von den Werken großer Menſchen lobten ſie eigentlich nur die, die einen echt befangnen katholiſchen Sinn verkündeten. Beſonders mein Maler wurde mir

zuwider, der nun schon zum dritten Male durch Italien reiste, aber immer so schnell als möglich, ohne etwas zu sehen, nur um nach Perugia, Assisi und Rom zu kommen, wo er überall fromme Leute kannte. In Bologna gingen sie mit mir zusammen in die Galerie und St.-Cäcilienkirche, aber nur weil sie schon einige Stunden, während ich andere Kirchen besuchte, gebetet, fromme Brüder besucht und nun Zeit übrig hatten. In der St.-Cäciliencapelle waren wir schnell fertig, der Maler fand, es sei Schade, daß man so wenig sehe, der Andere fand gar nichts. In der Galerie fanden sie freilich die schönen Sachen auch schön; aber mehr als die herrlichsten Werke, als der göttliche Rafael, zog ein kleines Votivbild, ausgegeben für einen Perugino, aber sehr schwach und gegen Rafael unbedeutend, sie an. Ich ließ sie, die schnell fertig waren, gehen und blieb noch.

In Bologna verließ uns der Italiener und ein Anderer ward unser vierter Reisegesellschafter, ein Herr Hofmeister, von Geburt ein Schweizer, dessen Vater ein Däne, dessen Mutter eine Italienerin und der lange in Hamburg war. Er sprach so gut und fertig und, wie die Andern versicherten, schön Italienisch, wie Französisch und Deutsch, und war mir in dieser durch Jesuiten beengten Kutsche eine angenehme Erscheinung, zumal er die Luft etwas zu reinigen schien. Nun aber kamen mir erst die andern Herren wahrhaft widerlich vor, als wir über Politik zu sprechen anfingen. Da war der Kaiser ein Engel, Metternich ein wahrer Menschenfreund, leutselig und Gott weiß was, der das Beste der Welt wollte, wie auch Polignac, nur wäre es dem unglücklich gegangen, und so

ging das fort. Erſt wurde ich giftig und ſtritt wüthend, bis mir lächelnd mein Geiſtlicher ſagte: „Laſſen Sie ſich ſo nicht in Oeſterreich hören, oder Sie ſind verloren.“ Damit ſtieg er aus und ging mit dem Maler etwas zu Fuß. Da ſagte Hofmeiſter zu mir: „Sprechen Sie nicht ſo, ſchweigen Sie lieber, der Kerl bringt uns am Ende noch ins Gefängniß, denn das einzige Mal, daß ich die Beiden entzückt ſah, war über die Art, wie die armen Carbonari von den öſterreichiſchen Jägern eingefangen wurden.“ Jetzt war unſer Geſpräch ſehr ruhig; da wir immer länger zuſammen waren, gewöhnten wir uns mehr an einander und ſie wurden wenigſtens höflicher.

Hofmeiſter und ich, wir unterhielten uns ſehr gut; er erzählte mir ſehr viel von Italien, Sicilien und Spanien, welche Länder er nun ſeit 12 Jahren bereiſte, gab mir einen Gruß und eine Karte an ſeinen Bruder in Palermo, für den Fall daß ich hinkäme, wie auch an den däniſchen Geſandten in Neapel.

Jetzt da ich hier in Florenz im Wirthshaus krank bin, in demſelben Wirthshaus, wo auch die beiden Jeſuiten wohnen, bekümmern dieſe ſich etwas mehr um mich, erkundigen ſich nach meinem Befinden und ſind freundlicher; mir erſcheint dies ſo fremdartig, daß ich faſt eine verſteckte Abſicht wittern möchte: ich könnte ſchlimmer werden und ſie durch ihre Pflege mich vielleicht ſo rühren, daß ich katholiſch würde und ſie meine Seele dem Himmel gerettet hätten. Davor aber bewahre mich Gott! ihr Herren, dazu ſeid ihr mir zu eklig, ihr Automaten, in denen ein Uhrwerk die Hände, Augen und Lippen verdreht zum Roſenkranz beten und kreuzſchlagen; ihr engherzigen, lieb- und lebloſen Menſchen!

Uebrigens iſt meine ganze Krankheit, Gott Lob! auch nicht von Bedeutung; nur für mich ſehr traurig, da ich hier deshalb nichts ſehen kann. Am Freitag kam ich hier mit ſtarkem Zahnweh, das ich auf der letzten Station bekam, an, ging am Sonnabend mit dem Schirm bei furchtbarem Regen durch die Stadt, um Manches zu ſehen, zu Metzger, ſah aber nichts, als meinen Schirm über mir, Leute mit Schirmen neben mir und eine naßgeregnete Straße, die aus dem Schirm hervorguckte. Nach den Gebäuden war gar nicht zu wagen ſich umzublicken, da es immerwährend goß. Bei Metzger ſah ich einige hübſche intereſſante alte Bilder und fand einen lieben Mann, hatte aber ſo furchtbares Zahnweh, daß ich für nichts Sinn hatte. Nun rieth er mir, da dieſes Wetter jetzt anhalte und Faſttage kommen würden, wo Alles geſchloſſen wäre (denn der Papſt iſt todt), ich alſo doch nichts ſehen könnte, ſo bald als möglich nach Rom zu reiſen und Florenz für die Rückreiſe mir aufzuſparen. Ich war Willens, ſeinen Rath zu befolgen, und ging nur auf dem Rückweg noch auf der Poſt vor, um, freilich ohne Hoffnung, nach Briefen zu fragen, — aber Gott Lob! es waren welche da. Jetzt ging ich gleich zu Hauſe, zog mein naſſes Zeug aus und las. Da beſtimmte mich die traurige Nachricht für den armen Milde, Metzger's Rath zu befolgen; ich ließ gleich einen Vetturin kommen und da er nicht eher als Montag oder Dienſtag reiſen konnte, ſo accordirte ich mit ihm. Mittlerweile war auch mein Backen ſo gräßlich geſchwollen, dabei hatte ich etwas Fieber, daß ich fürchtete Gott weiß was zu bekommen und mir es daher lieb war, ein paar Tage mich ruhig halten zu können,

ſo traurig es mir war, zwei, vielleicht drei Tage in Florenz zu ſein und nichts zu ſehen.

Aber nun zu meiner Reiſe von Padua bis hierher. Die letzte Strecke des Weges von Padua bis Bologna, das heißt, der Weg von Rovigo bis Bologna, iſt ſehr langweilig, und wenn er auch wol das geſegnete Italien verſpüren läßt, ſo findet man das ſchöne hier nicht. Es iſt eine ewig gleichlaufende Fläche von manchem Fluſſe durchſchnitten, ein ewiger Garten von Obſtbäumen, die auf Getreidefeldern in Alleen gepflanzt und mit Weinranken verbunden ſind. Die Häuſer ſind häßlich und unſern Strohdächern ähnlich; die Menſchen, lumpig und klein, ſehen wirklich unheimlich aus.

Dann kamen wir durch ungeheuere Moor- und Haideebenen; es regnete; wandernde Hirtenfamilien mit Eſel und Pferd begegneten uns auf der Landſtraße, ſowie viele Karren mit kräftigen, gewaltig großen Ochſen beſpannt; Jäger zu Fuß und zu Pferd, von denen einer aber einem Banditen eher glich; er hatte einen lumpigen Anzug, ein Gewehr über die Schulter hängen, zwei Piſtolen im Sattel, ritt einen elenden Klepper, ſaß aber darauf wie ein commandirender General, oder wie die Bildſäule eines alten Heros. Vor ihm ritt auf einem Mulo ein Knabe, der wie ein Frauenzimmer ſaß; zwei große Hunde liefen nebenher. Nun kam eine Karre, darauf lag ſein Bruder, wie es ſchien, ſo ähnlich ſahen ſie ſich, gefeſſelt und zwei päpſtliche Gensd'armes zu Pferde begleiteten ihn; aber auch der ſchien dieſe Begleitung nur als Ehrenwache anzuſehen.

Endlich begegneten uns viele Vetturinen, wovon einer

dem unſern erzählte: il Papa è morto, das unſere beiden Jeſuiten in großen Schrecken verſetzte; beſonders als der Italiener darüber ſcherzte und Witze machte, daß, wenn ein Papſt geſtorben ſei, die andern ſchon wieder rauchten. (Nämlich ein aufſteigender Rauch iſt das Zeichen, daß das Conclave geſchloſſen und die Wahl geſchehen ſei.) Dieſer Alte iſt bei der Krönung des Königs von Neapel geſtorben. Ich bedauerte, daß nun vielleicht dies Jahr kein Carneval ſei, und da meinten die Herren, daran läge nicht viel.

In Bologna nun kamen wir am Mittwoch Morgen um 10 Uhr an. Es ſchlug elf, ehe wir im Wirthshaus mit Allem in Richtigkeit waren, und darauf ging ich denn aus, Alles zu ſehen, und ſah herrliche Dinge.

Bologna iſt eine große ſchöne Stadt, aber für ihre Größe faſt menſchenleer. Ich bin durch viele Straßen gekommen, wo ich keinen einzigen Menſchen, wol aber Gras genug zu einer Viehweide fand. Faſt durch die ganze Stadt gehen Arcaden unter den Häuſern weg, in denen der Bologneſer ſeine Geſchäfte treibt und der Spazierende vorm Regen ſicher gehen kann. Prachtvolle große Paläſte trifft man in allen Straßen und zwar aus allen Jahrhunderten, bis auf unſeres, aus dem ich keinen fand. Ueberhaupt ſcheint eigentlich bald nach dem Jahr 1500 Bolognas Reichthum und Herrlichkeit allmälig erloſchen zu ſein. Von den Gebäuden, die ich ſah, ſind von außen vorzüglich ſchön: ein gothiſches mit einem bedeckten Altan oder einem offenen Erker, ich glaube, es iſt das Rathhaus oder die Univerſität; dann einige Kirchen, die aber alle unvollendet oder in ſpäterer Zeit vollendet ſind; manche

Privathäuſer und Paläſte, zu denen auch das Wirthshaus „Penſione ſvizzera" gehört, und dann iſt auch merkwürdig zu ſehen der ſchiefe Thurm auf demſelben Platz, wo dieſes Wirthshaus ſteht.

Die Kirchen, die ich beſuchte, waren S. Petronio oder der Dom, S. Giacomo maggiore, S. Cäcilia, S. Petro, S. Martino und S. Maria del Monte. In letztere drei gerieth ich nur, da ich S. Dominico und Spirito ſuchte und doch nicht fand. S. Maria del Monte iſt übrigens von außen äußerſt alt, merkwürdig und ſchön eingetheilt, aber auch unvollendet; überhaupt gehört, wie mir ſcheint, der Theil der Stadt, in dem ſie liegt, zu den älteſten und intereſſanteſten. Inwendig iſt ſie ganz modern und nichtig. Ebenſo ſind S. Pietro und Martino von außen und innen modern. S. Petronio iſt eine äußerſt ſchöne Kirche, aber die Façade ganz unvollendet, mit ſehr unpaſſenden manierirten Basreliefs nach Compoſitionen von Michel Angelo, ſo wenigſtens ſchien es mir, von einem mir unbekannten Meiſter Jacopo della Quercia; freilich ſind ſie ſchön gearbeitet. Inwendig iſt der Dom ſehr ſchön, groß und durch ſeine einfache Vertheilung feierlich, hat viele ſchön gemalte Glasfenſter, ſonſt aber, außer drei alten Capellen, lauter neue Ausſchmückung. Die drei alten Capellen ſind: erſtlich eine degli tre Magi, in der ein ſehr alter Altar mit Holzſchnitzwerk und Temperabild, wie auch die Wandbilder entweder Fresco oder Tempera, ihres Alters wegen ſehr merkwürdig, ſonſt aber unbedeutend ſind. An der einen Wand iſt der Zug der drei heiligen Könige, ihre Fahrt übers Meer u. ſ. w., und an der andern das jüngſte

Gericht; von beiden ſieht man nicht viel mehr und ich habe es nicht ſehr bedauert; ſo wenig reizten mich dieſe Zerrbilder. Sie geben es für Buffalmaco aus. Zweitens die Capelle der Brigitta, wo an der Wand alte Frescomalereien von 1417 ſind, die auch in jeder Hinſicht aller Schönheit ermangeln; es iſt weder Form noch Farbe zu finden und nur durch ihre grenzenloſe Naivetät locken ſie. Aber bei näherem Anſchauen findet man in einigen Charakteren doch ſchon die Grundlage zu der furchtbaren Gewalt der Alten, wie man es auch ſchon in dem noch ganz unbeholfen gegebenen Motiv der Bewegung und Gewandung merkt. So iſt auf dieſem Bild ein Petrus, der faſt ſeiner Form und Farbe nach unmenſchlich zu nennen wäre, und doch liegt eine Idee zu dem ſchönſten Petrus darin. Es iſt ein ſtarker, gewaltiger, ſchöner und geſunder Mann mit grauen Haaren. Man ſieht ihm wol ſein früheres Leben und Beſchäftigung an, aber dabei flammt aus allen ſeinen Zügen, aus ſeinem Auge wirklich eine ſolche Seele, von der der Heiland ſagen konnte: Du biſt der Fels, auf dem ich meine Kirche bauen will. Dann drittens die Capelle di S. Sebaſtiano, in der ein ſehr altes Altarbild, den Tod dieſes Heiligen vorſtellend, für ein Andrea Mantegna ausgegeben wird. So ſchön dieſes Bild iſt, ſo hat es doch noch ſo viel Unbeholfenheit, beſonders in der Bewegung, daß ich es nach der Capelle in Padua von dieſem Meiſter (der gerade in der Bewegung ſo originell und reich war) höchſtens für ein früheres Bild von ihm halten möchte. Zu beiden Seiten dieſes Bildes iſt die Verkündigung, d. h. auf der einen der Engel, auf der andern die Maria, von Francia.

Der Engel beſonders iſt ſehr ſchön und dabei in der Behandlung ſehr frei. Die Färbung iſt etwas dunkel und glanzlos, aber vielleicht durch vielen Schmutz, der darauf ſitzt. Die Madonna iſt äußerſt graziös in ihrer Bewegung, aber ich kann nicht ſagen, daß ich ſie richtig und entſprechend finde; ſie iſt ein hübſches Mädchen, das vor der Erſcheinung des Engels erſchrickt und verneigend einen Schritt zurücktritt.

Dann iſt noch eine Capelle, die vielleicht ſehenswerth iſt, die des heiligen Antonio von Padua, wo die Geſchichte deſſelben grau in grau von Treviſino gemalt iſt; mir aber behagte ſie nicht ſehr und ſchien nur eine Reminiscenz der Basreliefs in derſelben Capelle in Padua zu ſein. Das wäre im Dom Alles.

Reicher iſt S. Giacomo maggiore, das heißt, hier ſind eigentlich nur zwei Capellen, oder eine, ſehenswerth, aber die iſt auch herrlich. Von außen iſt die Kirche auch unvollendet und innen mit ſpäterer fataler Ausſchmückung; zwar gibt's einige Bilder hier, die noch die Schule Rafael's verrathen, aber doch von keiner Bedeutung ſind. Am beſten gefiel mir eins, das wirklich viel Rafaeliſches in Bewegung und Köpfen hatte und wol eine Copie nach einem ſeiner Schüler ſein mochte.

Dann iſt ſehenswerth eine ganz alte Capelle von 1408, in der ein viel älterer Altar, aber auch nur deswegen intereſſant iſt, ſonſt durchaus kein Kunſtwerk. Auch iſt in derſelben ein ſehr altes Crucifix. Die eigentlich ſehenswerthe Capelle iſt hinter dem Hochaltar, oder vielmehr daneben links. Dieſe ganze Capelle iſt Fresco ausgemalt von Francia und hat von ihm ein ungemein ſchönes und

gut erhaltenes Altarbild. Die Fresken ſind in der Compoſition und Zeichnung ſchön, haben eine ſchöne Gewandung und äußerſt liebliche, ſeelenvolle Köpfe, aber wie es mir überhaupt bei Francia ſcheint, iſt er etwas ſchwach. Der Ernſt, die Gewalt der Alten fehlt ihm. Den Schwung, das ergreifende Leben Rafael's hat er auch noch nicht; ſeine Figuren ſind einfach, aber etwas leblos in der Bewegung; der Ausdruck bei allen ziemlich derſelbe, innig, ſeelenvoll und fromm, aber ohne kräftiges Leben oder tiefen Ernſt. Und doch iſt es eben dieſe Innigkeit, dies Seelenvolle, verbunden mit einem großen Sinn für Zierlichkeit und Grazie in der Form (ohne Affectation), was ihn ſo anziehend macht. Dadurch ſind alle ſeine einfachen Stellungen, ſeine ziemlich gleichen Köpfe lieblich anzuſehen, weil er dadurch wieder eine Mannichfaltigkeit hineinbringt. Sind es auch alle fromme, ſtille, friedliche Charaktere, ſo iſt der eine doch ein lieblicher Alter, der andere ein Jüngling, der eine braun, der andere bleich. Das Einzige, was ich bei ſeinen Fresken nicht fand, war die ſchöne Farbe, ſie waren faſt durchgehends bleich, kalt und grau. Dafür aber das Altarbild deſto glühender und tiefer. Ueberhaupt iſt das die Krone in dieſer Kirche; ſonſt mag es ſchwer zu ſehen ſein, beſonders an einem ſo dunklen Tage wie der, an dem ich es ſah; aber ich traf es ſehr gut, indem das Bild erleuchtet war, da gerade vor dieſem Altar die Geiſtlichen Litanei hielten, ich glaube des Todes des Papſtes wegen. Es iſt eine Madonna mit dem Chriſtkinde auf dem Throne, unten auf den Stufen zwei wunderſchöne muſicirende Engel, neben dem Thron zwei Heilige auf jeder Seite, auf der einen St. Georg und Ni-

colaus, auf der andern St. Sebastian und der Evangelist Johannes. Oben am Thron noch eine Figur auf jeder Seite, ich weiß nicht, ob Engel oder ein heiliges Mädchen. Besonders schön ist der Sebastian in Ausdruck, Zeichnung und Farbe; die Engel sind, freilich wie auch seine Heiligen, so wenig für den Gegenstand passend eigenthümlich, daß sie fast Portraits zu sein scheinen, aber sonst wunderschön. Ueberhaupt als Ganzes macht solche Composition keinen tiefen Eindruck, aber lieblich ist es zu sehen, wie er wirklich alle Heiligen portraitirt zu haben scheint; man sieht das Ganze schon gar nicht mehr.

Dann die Capelle S. Cecilia, die gleich hinter Giacomo maggiore liegt und jetzt ein Durchgang zu einem Kloster, ganz unbrauchbar, ein verfallner Schuttwinkel ist. Hier sind zehn Frescobilder von Francia, das Leben und Sterben mehrer Heiligen vorstellend. In Dem, was man von diesen noch sieht, scheint freilich mehr Leben und die Composition bedeutender zu sein, auch die Farbe schöner und kräftiger; aber man sieht so wenig, daß sich das wirklich nur ahnen und vermuthen läßt, und was man sieht, sind eigentlich nur einzelne äußerst liebliche Figuren und Köpfe, die ganz den Francia in seiner höchsten Schönheit zeigen.

Dann habe ich in Bologna die Akademie besucht, hier manche alte schöne Bilder gesehen, von Francia, Perugino und noch älteren Meistern; auch eine Magdalena von Timoteo Viti da Urbino, ein sehr seltner Meister, Zeitgenosse Rafael's; es ist eine sehr schön gezeichnete und gemalte Figur, aber keine Magdalena.

Endlich hätt' ich hier noch sehen können viele Ca-

racci, Guido, Quercino u. ſ. w., die ich aber alle nicht ſah, denn ich ſah die, durch den Kupferſtich berühmte, Cäcilie vom göttlichen Rafael.

Schon aus dem Kupferſtich iſt mir dieſes Bild immer ſo lieb geweſen; aber Alles, was ich mir gedacht hatte, jede Vorſtellung iſt übertroffen. Alles Große, Herrliche, Schöne, was ich in den ältern Meiſtern zerſtreut getroffen, alle Fülle, Pracht und Glut, alles prangende Leben in den Venetianern, faſt möcht' ich ſagen, alles Dieſes fände man in dieſem Bilde, und Rafael ſcheint aus allen zerſtreut blühenden Blumen einen herrlichen Strauß gewunden zu haben. Wenigſtens fand ich mich ſo befriedigt, daß ich mir nichts weg- oder hinzuzudenken brauchte, was ich doch bis jetzt bei den meiſten andern Meiſtern thun mußte. Dies Bild iſt keins von denen, die dem Laien ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben, die er erſt, nachdem er im Commentar ſeiner Seele lange geblättert, ſein Auge mit den Schriftzeichen der Sprache bekannt gemacht, würdigen und verſtehen kann. Es iſt keins von denen, bei denen er ſich in Zeit und Umſtände verſetzen muß, um ihm nicht ungerecht manchen Mangel vorzuwerfen. Klar wie das Bild auf der Leinwand prangt, wird es in jeder Seele ſtehen, und wie das Auge, ſieht's der Sonne Bild, ihr Licht und ihre Wärme gleich empfindet, ſo wird auch Jeder, ſo wie er dies Bild erblickt, es fühlen und verſtehen.

Fünf Heilige ſind es, denen der Himmel ſich geöffnet hat. Vorn links ſteht die Barbara. Von dieſer ſcheint Rafael am wenigſten gewußt zu haben und hat ſie daher nur ſchön gemacht; aber ſo großartig, prächtig von

Geſicht und Stellung, daß ſie ſchon dadurch geheiligt und dieſes das göttliche Siegel zu ſein ſcheint. Dann iſt noch ein heiliger Biſchof darauf, von dem er auch wol wenig gewußt; er hat ihn daher in den Hintergrund geſtellt und gern ſieht man ihn an, da er nach dem begeiſterten Johannes ſchauet und daher unwillkürlich des Beſchauers Auge hinüber führt zu dieſem, der ein wahrhaft begeiſterter Apokalypſenſchreiber iſt. Ein glühend, kräftig ſchöner Jüngling. Mögen die Frommen, wie mein Maler, etwas Frömmigkeit darin vermiſſen, ich finde genug darin. Denn ſeh' ich ihn an, fühle ich die tiefſte Ehrfurcht und kann mir wol denken, daß Dieſer Dinge geſchauet und Worte vernommen, die wir nicht begreifen: ſo flammt ſein Auge, ſo begeiſtert zu reden ſcheint ſein Mund. Der Johannes iſt es nicht, der Jünger, der an des Herrn Bruſt lag, der redet klarer und verſtändlicher zu den Menſchen; aber ſo wie der Johannes auch verſchieden, nach meiner Meinung, von dem Apokalypſenſchreiber iſt, ſo dieſer hier. Nur die göttliche Gewalt und Macht haben Beide gemein. Der Eine aber lag an des Herrn Bruſt und predigte das Capitel von der Liebe; der Andere ſah auf dem öden Patmos Erſcheinungen und hörte Worte, die wol jedem Sterblichen mehr oder weniger ein unergründlich göttliches Geheimniß bleiben. Muß des Johannes Auge, der dieſe Dinge ſah, nicht begeiſtert, wilder, freilich göttlich wilder, flammen, wenn man das ſagen darf? — Doch nun die beiden ſchönſten Figuren, das iſt Paulus und die Cäcilie. Paulus iſt der einzig echte Paulus, den ich bis jetzt ſah, eine reiche, kräftige Heldengeſtalt; man kann ſich wol denken, daß, was er erfaßte, er mit dem tiefſten,

furchtbarsten Seelenernst erfaßte und mit der unbändigsten Glut ausführte; so sieht man wol, daß er als echter Israelit ein furchtbarer Verfolger Christi und aus wahrer innerer Ueberzeugung war und daß kein Mensch ihn hätte eines Bessern zu überzeugen vermocht. Aber eben so klar sieht man auch, wie ihn Gott mit einem Blick und Wort überzeugt und zu einem eben so feurigen, gewaltigen Kämpfer für seine Sache gemacht. Sein schönes, gewaltig, tief ernstes Haupt stützt er in die Hand und scheint den göttlichsten Geheimnissen nachzusinnen, um sie in den wichtigsten, ergreifendsten, aber klarsten Worten auszusprechen. Gott möchte man danken, daß er diesen Mann mit dem scharfen Schwert in seiner Hand zu seinem Kämpfer umgewandelt, der Jeden nun auf das liebevollste willkommen und Bruder nennt und nichts weiter will, als daß alle Welt den einen Hirten erkennen, seiner Stimme folgen und seine Schäflein werden. Ja so kann man furchtlos auf ihn zugehen und in sein schönes Gesicht sehen, das sonst Jeden müßte zurückgeschreckt und mit einem Flammenblick vernichtet haben, als dieser Blick noch vom feindseligen Feuer loderte. Nun glüht er lauter Liebe und Göttlichkeit. Prachtvoll ist sein Gewand und so dem Charakter des Ganzen angemessen, daß mir scheint, schon aus dem Gewande müsse man erkennen, daß die Figur ein Paulus sei und kein Andrer dürfte in solchen Falten, solchen Massen sich bewegen; und so ist auch die Farbe. — In der Mitte nun endlich steht die Cäcilie! Ein wunderschönes, göttliches Weib, auf das reizendste costumirt, voll glühenden, prachtvollen Lebens. Das Gewand fällt in wenig Falten, keine große Massen durchschneiden

den Körper, ſondern ein einfaches, prächtiges Kleid mit weiten Aermeln läßt durch einzelne kleine Falten und Faltenbrüche den reizendſten, königlichen Körper ſehen, und da es ſehr lang iſt, hat er es unten ſogar durchſichtig gemacht, damit man die ſchönen Formen der Füße ſieht und ſich nicht ärgert über das lange auf die Erde ſtoßende Gewand, das die ganze Stellung undeutlich macht. Die Figur iſt ſo voll aller Grazie, dabei aber ſo majeſtätiſch und großartig gewaltig, daß wirklich die Schönheit hier göttlich erſcheint und gewiß Jeder ſich nur in tiefſter Ehrfurcht und Andacht dieſer Geſtalt nähern würde. Jeder würde ihr huldigen, ſie verehren, preiſen und lieben, aber Keiner würde ſie zu berühren wagen. So iſt auch der Kopf und die vollen, geſund geformten und gefärbten Hände. Viel gebetet ſcheint der Kopf nicht zu haben, aber eben ſo wenig dieſer Welt angehörig, ſcheint er ganz in einer andern Welt, in der der Töne, gelebt zu haben. Sie iſt nicht die Cäcilie des Carlo Dolce, die im Zimmer ſüße ſchmachtende Töne geklimpert, ſondern auf Bergen, aus der Muſikſprache der Natur, des Himmels und der Erde hat ſie geſchöpft; ſo groß und königlich iſt ihr Anſtand und ſo heroiſch, daß man wirklich fühlt, alle Inſtrumente, die zu ihren Füßen liegen, konnten ihr das nicht geben, was ſie wollte, und zertrümmert hat ſie ſie. Ein ſtolzer triumphirender Zug um ihren Mund ſcheint zu zeigen, daß ſie endlich es gefunden; dabei aber ſind die Augen, obgleich leuchtend begeiſtert, doch ſo dankbar, innig ſeelenvoll zum Himmel gerichtet, und eine ſolch' rührende Demuth liegt in der Art, wie ſie die Orgel hält, daß man wol ſieht, wie ſie tief empfindet, daß nur

der Himmel es ihr gegeben und wie sie nur dem Himmel darum es als Opfer darbringt. Oben die musicirende Engelglorie, von der sie die Töne gelernt zu haben scheint, ist leider unvollendet, wie auch die Luft, die ganz grau ist, was Viele daran tadeln, mir aber gerade recht scheint, wenigstens für die Cäcilie, der so mitten im Grau des Lebens der Himmel sich geöffnet und seine Stimme hören ließ. So auch für Paulus, dem sich plötzlich im Dunkeln, Trüben der Himmel öffnete und Klarheit schauen ließ.

Das Bild ist in Allem, was Darstellung, Machwerk u. s. w. betrifft, kurz die ganze Sprache in ihrer weitesten Ausdehnung, in der der Gedanke gegeben ist, so vollkommen, daß ich fast nichts Aehnliches sah; dabei rührte mich das Bild noch doppelt, weil es mich in meine frühste Kindheit versetzte, wo es in meiner Eltern Wohnzimmer am Ofen hing; das heißt der Kupferstich. Ich ließ meine beiden Jesuiten gehen und blieb lange vor diesem Bilde, bis es allmälig ins Zwielicht verschwamm. Unendlich weh that es mir zu scheiden und Tag' und Nächte lang, glaube ich, hätt' ich davor weilen können.

Ich verirrte mich beim zu Hause gehen und kam erst im Finstern an, wo man mir erzählte, das sei in Bologna sehr gefährlich, da die Straßen so leer und so viele Spitzbuben drin wären, daß man häufig Abends angefallen und des Mantels oder Rockes beraubt würde. Ich war glücklich da, aß zu Abend mit meinen Jesuiten, schlief dann und stand am andern Morgen um 3 Uhr wieder auf, zog mich an und um 4 Uhr fuhren wir bei herrlichem Mondschein weg. Aus der Stadt geleitete uns

ein Aufpasser, daß keine Ladri die Koffer vom Wagen schnitten.

Gegen Tagwerden fuhren wir in das Apenninengebirge hinein und, so wie der Tag vorrückte, immer höher und höher hinauf. Bologna liegt am Fuß der Berge, und war die Gegend vorher flach und langweilig gewesen, so wurde sie jetzt desto mannichfaltiger.

Es war ein herrlicher Tag, die Sonne glühte förmlich und eine Wärme war, wie bei uns im August. Das Gebirge ist wirklich ganz eigen in seiner Art, nicht so großmächtig wie die Alpen, aber in seinem ganzen Charakter eben so gewaltig. Die Berge sind in ihren Formen viel reicher und mannichfaltiger, doch bildet das Ganze immer eine einfach große Masse. Unten liegen dabei die lachendsten Thäler, durch die ein silberheller Bach sich windet. Die Berge scheinen alle vulkanischen Ursprungs ihrer Form nach, zerrissen, schroff und steil, mit drohenden Schluchten und Höhlen, senken sie sich, ein schönes aber wildes Schreckbild aus einem Mährchen oder einem Traum, bis zu ihrer Mitte hinab. Hier gehen sie über in die weichsten, prangend grünsten Hügel, auf denen ein ewig junges Leben lacht, und die in den graziösesten Linien hinab sich senken, eine lang gezogene Fläche, bis ins Thal. Fast scheint es, eine schöne blühende Jungfrau schlinge ihre weichen Arme um die Kniee eines greisen wüthenden Helden und flehe hinauf zu ihm um Erbarmen, und sein Zorn scheint, verzaubert durch die Schönheit, hier eine Grenze zu finden und nicht weiter zu schreiten. Auf diesen Wiesen weiden Schafe und die malerischsten Dörfer liegen auf Bergen und im Thal

zerſtreut; und hier gilt daſſelbe wie bei den Bergen, ſo mannichfaltig bunt und verſchieden die Häuſer im Einzelnen, ſo bildet ein ſolches Dorf doch immer in der Landſchaft eine ſchöne unterbrechende und ſchmückende Maſſe und ſcheint von weitem faſt immer wie eine kleine Feſtung, aber nur an dieſen Punkt hingeſetzt, um die Landſchaft zu zieren.

In den Dörfern, durch die wir kamen, ſah ich viele Mädchen und Frauen, die alle auf italieniſche Weiſe die Spindel im Buſen ohne Spinnrad ſpannen, aber ſchön war keine, ein einziges Mädchen von 11 — 12 Jahren ausgenommen.

Freigebig ſcheint der Italiener mit dem Raum und der Maſſe, aus der er baut. Alle Bauerhäuſer ſind ſo groß und maſſiv, daß ſie wie kleine Paläſte ausſehen, und beſonders die Wirthshäuſer (Albergen).

Gegen Nachmittag waren wir ziemlich auf der Höhe der Apenninen und ſahen über eine unendliche Ferne von grotesken Berg- und Felſenformen und eine weite Ebene, und dahinter das adriatiſche Meer und Ancona. Der Tag war äußerſt ſchön und unſer jetziger Vetturin hatte einen ſehr guten Wagen mit drei Mauleſeln beſpannt, ein Thier, was ich gut leiden kann, das heißt, zur Reiſe, es iſt ein unermüdlich Thier und ſieht lange nicht ſo erbarmend aus, wie ein Pferd, wenn es Abends aus dem Reiſewagen geſpannt wird; dabei geht es immer, ich glaube im $^3/_4$ oder $^5/_8$ Takt, fort und klingelt mit ſeinen Glocken eine ganz allerliebſte Melodie dazu. Bei jedem Berg bekamen wir zwei Ochſen Vorſpann.

Die Sonne ging wunderſchön unter und merkwürdig

war es, da wir nun immer oben auf den Gipfeln der Berge fortfuhren, zu ſehen, wie lange der Tag und ſeine Glut hier weilt, als könne er nicht ſcheiden, als hielten die Berge ihn feſt und hätten ſich feſt geküßt an ſeinen roſigen Lippen. Schon tiefe Nacht lag in den Thälern und aus allen Schluchten ſahen ſchon ihre dunkeln Augen; aber die Berge waren noch immer glühend und hell. Verirrt ſchien in dieſer Wüſte der goldpurpurne Sonnenſtral. Er hatte ſich gelagert auf dieſe ſchönen Höhen, der junge goldne Gott, und ſollte nun ſchon wieder fliehen; warum ſoll und muß er denn ewig wandern? Gönnt ihm doch, auf dieſem ſchönen Lager der Ruhe zu pflegen.

Aber die Nacht kam, die Berge erloſchen und wurden dunkel und endlich hüllte ſich Alles in einen dunkeln Schleier. Wir kamen an die toscaniſche Grenze und ſollten viſitirt werden; da wir uns dagegen aber mit einigen Paols wehrten, wurden wir blos aufs neue plombirt und reiſten weiter. Bald hinter dieſem Ort, eine Viertelſtunde vom Wege, iſt im Thal, oder auf der halben Berghöhe ein kleiner feuerſpeiender Berg, deſſen Glut dieſe Nacht hell loderte und ſonderbar in dem dunkeln Bergkeſſel ausſah. Eigentlich ſoll es eine Höhle ſein, aus der eine Art leuchtende, brennende Gasluft ſteigt. Wir behielten Stunden lang die Flamme im Auge und ſahen bei jeder Wendung des Weges ſie wieder.

Endlich kamen wir in der Nachtherberge an, ließen uns ein praſſelnd Feuer im Kamin machen, aßen und gingen dann zu Bett. Am andern Morgen um 3½ Uhr ging es wieder fort; es war trübe, nur hin und wieder brach der Mond durch und die Gegend lag ziemlich in einem

Nebel. Wir paſſirten noch im Finſtern die höchſte Spitze, wo ein ſehr rauher Wind pfiff, dem ich wol mein Zahnweh zu verdanken habe.

Endlich ward es Tag, ein grauer, trüber Tag, und die Gegend ſehr wild und rauh. Schien es doch Abends zuvor, als habe die Sonne beim Ueberſchreiten dieſer Berge etwas vom goldnen Saume ihres Gewandes hängen laſſen, und nun war nichts davon zu ſpüren, Alles ohne Licht und Farbe. Da plötzlich theilte am Horizont ſich die graue Maſſe und ein glühend purpurn Morgenroth leuchtete durch. Es ſchien, als ob Gott die Thür des Himmels ein ganz klein wenig öffne, damit die armen Menſchen auf der grauen Erde doch einen flüchtigen Blick hinein thun könnten und ſeine goldne, göttliche Herrlichkeit doch vernehmen im durchſchwebend leiſen Ton von jenem wogenden goldleuchtenden Engelsgeſang, damit ſie wüßten, daß nach dieſer Reiſe auf der finſtern grauen Erde ihnen die Mahlzeit und Ruhe in jenem goldnen Feierhaus bereitet ſei.

Endlich aber theilte ſich der Himmel weiter und wie ein Auge Gottes ſah die leuchtende, flammende Sonne durch. Wir bogen um einige Felſenecken und fuhren tiefer hinab von den Bergen; immer ſchöner wurde der Tag und die Gegend. Die Nebel lagerten ſich um die Berge in krausgeformten Wolkenguirlanden, wie ein leuchtend diamanten und golden Halsband um den Nacken eines finſtern Helden. Die Sonnenſtralen ſchienen ſich gehüllt oder verſteckt zu haben in dieſes Nebelgewand, ſo golden durchſichtig glänzte es. Immer tiefer fuhren wir hinab und waren nun auch plötzlich in der ganzen ſüdlichen Herrlichkeit. Da lag ſie vor und unter mir und rings

um mich ausgebreitet, wie ein aufgeſchlagenes Buch. Wie hingezaubert ſchien auf einmal dieſer Frühling, dieſe Lebensfülle, Pracht und Herrlichkeit, wie ein Sommernachtstraum mitten im Wintermährchen. Die Augen habe ich mir gerieben und wollte immer nicht glauben, daß ich recht ſehe. Wie das Kind aus dem dunkeln Zimmer am heiligen Chriſttag plötzlich in den hell erleuchteten Feſtſaal tritt und, alle die vielen bunten Gaben und hellen Kerzen ſehend, faſt ſchwindelnd und vor Ueberraſchung, Entzückung und ſeliger Freude bang erſchrocken den Athem zurückhält, als könne ein leiſer Zug dieſe glänzende Pracht wie ein Kartenhaus verwehen, ſo war mir, ich wagte kaum zu athmen. Ringsum lag ein wunderſchön geformtes Gebirge und an deſſen Fuß kleine grüne Hügel und ein prangend Thal, durch das glänzend kleine Flüſſe ſich ſchlängelten. Auf allen Bergen und durch das ganze Thal ſahen wir kleine Städte, Dörfer, Villen, Feſtungen, Klöſter u. ſ. w., die in ihren weißen, von der Sonne glänzenden Gewändern die Edelſteine, geſtickt auf den buntfarbigen Mantel einer Zauberin, zu ſein ſchienen. Alle Berge waren entweder grüne Wieſen oder Oelwälder, die auch ihr grünſilbernes Kleid behalten. Die Dörfer, Städte und faſt alle Häuſer waren einzeln von dunkeln hohen Cypreſſen, Lorberen und ſonſtigen fremden Bäumen umgeben und beſchattet; und dieſe Cypreſſengruppen ſchienen wie ein tief ernſtes Wort uns zu mahnen, daß wir nicht ganz in Luſt und Freude untergingen. Dürre Bäume ſah man anders keine, als hin und wieder eine gelbbraune Eiche, die einzige Verkünderin des Winters.

Der Gebirgsrücken, auf dem wir fuhren, ſchien wie der rauhe Arm des Nordens, den er ausſtreckt nach der

ſüdlichen Herrlichkeit, nach der geliebten Zauberin Italia, der Circe, die ſo oft ſeine Söhne ins Verderben gelockt. Und wahrlich, Keinem kann ich's verdenken, zu ſchön iſt ſie, als daß man nicht ihren Liebkoſungen folgen, als daß man hinter ſolcher Schönheit Verderben und Verrath, unter ſolchen blühenden Roſen die Schlange, unter ſo ſeligem Kuß das Gift vermuthen ſollte; und doch kann es die Geſchichte nachweiſen.

Nun ward die Gegend wieder anders, Nebel lagerten ſich, ſilberglänzende Nebel, in die Thäler und ruheten ſtill und ſchweigend darin, wie ſchlafende Sehnſucht in der Menſchenbruſt; aber endlich erwacht dieſe, wächſt und droht die arme Bruſt zu zerſprengen und die ganze Seele auszuhauchen in Seufzern; ſo auch die Nebel, ſie ſtiegen und hüllten endlich die ganze Gegend ſo ein, daß ſie darin zu verſchwimmen ſchien; aber es war nur, um deſto ſchöner zu erſtehen.

Nun fuhren wir hinab und der Süden umfing uns: auf allen Seiten Gärten, in denen Tauſende von Roſen blühten, alle mögliche fremde Gewächſe prangten, Epheu in ungeheurer Ueppigkeit grünte, Lorberalleen, ſchattig grüne Lauben aus dem fetten Laub des Rhododendron, Cameliengebüſche und blühende Oleander, alle mögliche bunte Blumen auf den Beeten, kurz die ganze Natur ſchien des Decembers hier zu ſpotten und ſeine Macht zu verachten. Wir fuhren durch Cypreſſenalleen und durch Olivenwälder oder Gärten, deren Frucht, jetzt zeitig, geſammelt wurde. Hin und wieder ſtand eine breite Pinie, dabei ſchien in dieſem ewigen Frühlingsgarten die goldne Sonne zu luſtwandeln und ſüßer Liebelei mit Blumen und Bäumen zu pflegen. Aber ihre goldnen Stralen

ſchienen zugleich die goldnen Saiten der Lyra des Sonnengottes, denn wenn ſie auf einen Hügel, in ein Thal, in einen Garten oder ein Blumengebüſch ſchien, glühte Alles, und die Glut ſchien Muſik und Ton zu ſein.

Wir machten Mittag und fuhren dann auf Florenz zu. Aber da ward der Himmel anders, die Sonne verſchwand, es ward lauwarm, aber grau und trübe, ein heißer feuchter Wind wehete und unſer Vetturin ſagte, es käme Scirocco. Wirklich war es auch ſo, es regnete immer ſtärker und wehte heiß und naß. Endlich goß es und von der Gegend ſahen wir nichts mehr, außer die Straße, die immer belebter wurde, voll Menſchen zu Pferd und zu Fuß, auf Karren und auf Eſeln mit Schirmen. Wer hätte das gedacht, als der Morgen ſo ſchweigend, feierlich ſtill in der unendlich weiten Thal- und Berggegend lag, daß der Abend ſo wild und neidiſch Alles unſern Augen verbergen würde!

Fieſole, das alte Florenz, die Gegend der Etrusker, ſahen wir auf dem Hügel liegen. In der letzten Station vor Florenz bekam ich heftig Zahnweh und ſah nun gar nichts mehr.

Beim Dunkeln kamen wir in Florenz an, wo wir viſitirt werden ſollten; der eine Jeſuit gab aber, um dieſen Aufenthalt zu vermeiden, auf Anrathen unſers Vetturins ein Trinkgeld an den Viſitator, und es unterblieb. Doch wäre dieſes uns allen bald übel zu ſtehen gekommen; der Policeiofficiant hatte es geſehen und, obgleich ſehr höflich, verhörte er uns alle doch ſehr hitzig, wer es gegeben, und ſagte uns, daß der Großherzog das gar nicht wolle. Beſonders mein Verhör war ſonderbar, da er oft Italieniſch und dann Franzöſiſch ſprach, weil er

glaubte, daß ich Eins nicht verſtände; aber ich verſtand Beides nicht, da er ſo ſchnell und heftig ſprach. Endlich ſollte unſer Vetturin, der grob wurde, eingeſteckt werden, die Wachen kamen ſchon und er bekam nur die Erlaubniß, uns erſt zu Hauſe zu bringen; ſein Name wurde angemerkt und jetzt wird er wol ſeine Strafe abgeſeſſen haben. Auch der Viſitator wurde eingeſteckt.

Viel Leid habe ich in Florenz gehabt, aber auch Freude. Das Leid habe ich ſchon geklagt, darum will ich auch die Freude nicht verhehlen. Erſtlich Briefe aus der Heimat, liebe Briefe, die mich alle Tage genug beſchäftigen, zu ſchreiben, zu denken und zu leſen. Dann kam geſtern ganz unerwartet mein alter ſehr lieber lieber Freund, Schillgen aus Osnabrück, der hier einige Wochen geweſen, durch Metzger von mir erfahren hatte und mich aufſuchte. War es ſchon eine Freude ihn wiederzuſehen, mit ihm zu plaudern von Rom und Anderm, ſo war die Freude noch um ſo größer, als er mir ſagte, daß er auch heute, und wahrſcheinlich mit demſelben Vetturin, reiſe. Der Vetturin kam und es beſtätigte ſich. Der Kerl konnte ſchlechter Wege halber nicht über Siena den graden Weg gehen, ſondern mußte über Perugia, und bis dahin geht Schillgen mit und kommt ſpäter nach Rom nach. Das freut mich ſehr, daß ich ſo weit einmal wieder mit einem guten Bekannten reiſe, obgleich ich über meine Jeſuiten nicht zu klagen habe, ſie waren zuletzt ſehr freundlich gegen mich und, als ich einmal ihre Grundſätze kannte, beurtheilte ich ſie danach und wurde ſo beſſer mit ihnen fertig und konnte ſie eher ertragen; aber, obgleich ſehr unrecht von mir, da ſie mir viel Gutes erwieſen, haßt' ich ſie doch, eben dieſer Grundſätze wegen. Nun Gott Lob!

jetzt bin ich sie los. Adieu, ihr Herren! Ich glaube, ich werde noch wie — (Daniel) ein Jesuitenriecher.

Die Reisegesellschaft war mein alter Freund Papa Schillgen, alsdann zwei Engländer und endlich ein französischer Maler. Die Engländer konnten kein Wort Deutsch, der Franzose auch nicht. Der Franzose konnte gar kein Italienisch, die Engländer wenig Französisch und etwas mehr Italienisch; Schillgen kein Französisch und ich kein Italienisch. Das war nun also ein curioses Gemisch von Unterhaltung und Dollmetschen, wo alle Sprachen gesprochen und geradebrecht wurden. Endlich aber ließen wir den Franzosen bei Seite und die ganze Unterhaltung wurde, so gut es ging, Italienisch geführt, wobei ich sehr viel lernte. Der Franzose war eigentlich ein ekliger Kerl, unreinlich und unappetitlich; dabei ärgerte es mich, daß der Kerl, dem es doch viel leichter als Engländern und Deutschen werden muß, Italienisch zu lernen, sich auch nicht die geringste Mühe gab, sondern überall Französisch sprach und schimpfte, wenn sie es nicht verstanden. Die Engländer waren echte Engländer und dachten immer nur an sich, genirten sich um Keinen, waren aber hübsche gesunde Kerle, gaben sich viel Mühe, Italienisch zu sprechen, hatten ein reinliches Aeußere und Benehmen, verlangten viel, waren aber auch zufrieden, wenn sie es nicht bekamen. Dabei reisten sie echt englisch, sahen wenig an, oder nur einen Augenblick, schrien aber bei jedem Ort aus dem Wagenfenster: come se chiama questo villaggio, questa città? u. s. w. und nach erhaltener Antwort schlugen sie sehr befriedigt in ihrem guide des voyageurs oder auf der Karte nach, fanden den Ort und legten sich in den Wagen zurück. Kamen wir Abends

in eine Osterie, schrien sie gleich nach aqua calda per far la barba und nach sacco di notte, zogen sich um, Pantoffeln an u. s. w. Ich konnte sie, obgleich sie mich manchmal ärgerten, doch bei weitem besser leiden, als den fuchsfreundlichen, höflichen Franzosen. Wenn ihre Ansichten auch etwas spleenig und verrückt waren, wie überhaupt ihr Charakter einen abgeschmackten, englischen Frack anzuhaben schien, so hatten sie doch so Manches, was mich einnahm; sie hatten ein freies, kräftiges, ritterliches Wesen, waren fidele Gesellen und gaben sich Mühe, mit dem Volke, unter dem sie lebten, wenn auch nicht volksthümlich zu werden, doch sich zu verständigen.

In der Osterie war Abends das Erste, daß wir in dem großen Kamin uns Feuer machen ließen und uns alle um denselben herumsetzten; da saßen die beiden Engländer, der eine die Hände verschlungen über den Kopf haltend und die Füße weit gegen das Feuer hingestreckt, der andere beide Hände in den Taschen und die Füße so hoch wie sein Kopf an das obere Gesims des Kamins gestemmt. Der Franzose kroch wie eine Katze an den Kamin, kauerte sich zusammen und hielt Hände und Füße krumm und ängstlich gegen die Flammen. Schillgen und ich nahmen die Seitenplätze ein und setzten uns ziemlich mit dem Rücken gegen die sonst blendende Glut. Diese Kaminfeuer habe ich hier in Italien sehr gern, wo man anders kein Feuer braucht, als für den Augenblick, wenn man erfroren ist, wieder aufzuthauen und sich zu erwärmen; das ist so gesellig. Dann kam unser Abendessen, das, wie das Nachtlager auch, der Vetturin besorgte, das immer sehr gut war und aus 4, 5 und 6 Gerichten bestand; dabei Wein, so viel wir wollten.

Während deſſen brannten die ſchönen, maleriſchen, italieniſchen Lampen, und ſo hatte für mich das Ganze etwas Intereſſantes, wenn auch das Wetter anfänglich ſehr ſchlecht war.

Wagen und Straße waren gut, Pferde und Kutſcher auch, aber es regnete, daß wir faſt Nichts ſahen, außer von Zeit zu Zeit eine graue, trübe, ernſte Landſchaft. Da fühlte ich mich denn ſehr glücklich, daß ich kein Landſchaftsmaler war, dieſen entgeht viel, denn in der ſchönſten Gegend ſeufzen ſie oft nach Beleuchtung, wenn die gegenwärtige nicht gut iſt, nach Vorgrund, Wolkenſchatten u. ſ. w. Das brauch' ich Alles nicht, das Schöne bleibt mir immer ſchön, mag's auch zu Zeiten noch ſchöner ſein, ſo liegt doch gerade oft in der momentanen Erſcheinung ein eigner poetiſcher Reiz, der auch ſein Schönes hat. Und iſt Der nicht arm, der die ſchöne Seele nur in Feierkleidern erkennt? Wer tiefer ſieht, weſſen Auge beſſer iſt, wird auch durch Schmerz und Thränen das Schöne, das Geliebte lieben und bewundern; der will nicht immer nur den Putz, für ihn iſt auch das Trauergewand. So hat mich gerade in dieſem Grau die Gegend ungemein angeſprochen; es war ein herrlich prangendes Thal, tief unter uns, durch das ſich, vom Regen angeſchwollen, ſchäumend und ziſchend, in vielen Cascaden, ein wilder Gebirgsſtrom ſtürzte. Zu Ende des Thals lag Florenz noch. Die Berge, über deren Gipfel wir fuhren, waren hoch, aber groß und ſchön geformt. Hin und wieder hatte das Waſſer einen Felſen durchwühlt, daß er rauh und ſchroff, in nackten Formen bis ins Thal ſich ſenkt.

Der Himmel weinte über Florenz und wollte es auslöſchen mit ſeinen Thränen, damit nie mehr der Ort, auf

den ſein lachend Sonnenauge einſt ſo gern geſehen, ihn traurig mahne an die früheren Freudentage. So möchte ja die Geliebte den Namen des Geliebten und alle Zeichen ihrer Liebe wegweinen, wenn er ungetreu geflohen iſt; und Florenz iſt ſo ungetreu, ſo undankbar. — Wo ſind all ſeine mächtigen Söhne hin, die Blumen, die es einſt dem lachenden Himmel geweiht? ſie ſind verblüht und vertrocknet, verhallt die herrlichen Worte; nur Aſche noch von jener hellleuchtenden, erwärmenden Flamme. Michel Angelo ſchläft in S. Croce und Dante iſt nicht einmal dort zu finden. Der Streit zwiſchen Ghibellinen und Guelfen iſt geſchlichtet, aber der Friede hat keine goldenen Früchte gebracht; die Helden haben ſich aufgerieben und Schlaf iſt auf das Schlachtfeld geſunken, tiefer Schlaf. Ein mattes todtes Volk hat nicht einmal Kraft genug, die Lorberkränze ſich zu ſammeln, die auf dem Schlachtfelde liegen. Ein gutes Volk ſind die Toscaner, aber gewaltig erſchlafft.

Beſonders habe ich auf dieſer Tour die Oelbäume ſtudirt, die ich außerordentlich gern habe; der Stamm iſt fantaſtiſch geformt, zerriſſen und abenteuerlich, und das Laub darüber außerordentlich zart und fein, ganz ſilbergrün, als ob über den Schrecken und Geſpenſtern einer dunkeln Nacht in mondlich ſilberner Nebelwolke eine ganze Elfenwelt tanzt und liſpelt und ſinget und ſchwebet, ſo zittern und ſäuſeln die feinen Blätter beim geringſten Winde. Ich will jetzt meine Zeichnung vom Oelberg verändern und dieſe Bäume ordentlich dabei anwenden, denn nichts eignet ſich als Grund zu dieſem Gegenſtand ſchöner; es liegt wirklich ſolch ein eigen trübes Gefühl in

ihrem Silbergrün; sie scheinen alles hellfarbige Grün der Hoffnung weggeweint zu haben und in stiller, feierlicher Trauer schweigsam zitternd zu harren, ob ein Ostermorgen tagt. Ohne Nachtbeleuchtung und Mondschein muß man durch die Farbe dieser Bäume dem Ganzen einen trüben nächtlichen Anschein geben können.

Am andern Morgen, als wir wegfuhren, fand es sich, daß des einen Engländers Schirm gestohlen war; erst schimpften Beide, dann aber waren sie ganz ruhig und thaten, als ob nichts vorgefallen.

Wir hatten einen hellen Tag und kamen durch sehr schöne Gegenden und endlich gegen Mittag an den Trasimenischen See. Dieser See lag wunderschön, rings von Bergen, mit Weingärten, Oliven- und Lorberwäldern bedeckt, eingeschlossen. Nichts merkte man mehr von Krieg, von Erdbeben und Niederlagen; hier, wo Tausende von Helden einst gefallen und mit ihrem Blute die Erde gedüngt, daß der Oelbaum des Friedens aus ihren Gräbern gewachsen, da verbirgt sich jetzt ein schwaches Geschlecht. Hier schlug Hannibal das römische Heer; hier starb der Consul Flaminius, der sterben, aber nicht geschlagen heimkehren durfte, und als die Heere auf einander trafen, erbrauste die Luft so furchtbar vom Dröhnen der Waffen, daß selbst der alte See erstaunte und sich aufbäumte, dem Heldenturnier zuzuschauen; sein Beifalljauchzen war ein Erdbeben. Es war sein letzter Laut; nie sah er solche Helden wieder und schweigt seitdem.

Am See ist jetzt die päpstliche Dogana, wo wir visitirt wurden, und ziemlich scharf, was mich etwas empörte. Mein Vetturin schmuggelte einen neuen florentiner Regenschirm und Strohhut, und da er es doch für

verdächtig hielt, so hereinzubringen, so setzte ich den Hut auf, nahm den Schirm in die Hand und gab Beides für mein eigen aus, worüber dann die ganze Dogana gewaltig spottete, aber nichts dagegen sagen konnte, sondern nur meinte, ich sei eine schöne Ragazza und der Hut müsse im Winter gut für die Sonne sein. Als das Visitiren vorbei war, fuhren wir noch bis Passignano, einem äußerst schön gelegenen Fischerdorfe am See. Es war stürmisch und grau geworden; oben auf schroffen Felsen lag das alte Schloß, unten der kleine Ort; ringsum Oelwald und Weinlauben.

Am andern Morgen fuhren wir sehr früh weg, sahen im Mondschein lange den herrlichen See, den der Spiegel des Mondes quer durchschnitten hatte, wie eine silberne Brücke, die von einem Ufer zum andern führte.

Nun fuhren wir immer höher bergauf und immer tiefer unter uns lag der schöne, mondbeleuchtete See. Endlich ward es ringsum in den Bergen dämmerig, der goldrothe Glanz von Aurora's angezündeter Freudenfackel kämpfte mit dem bleichen Licht des Mondes, der wie eine Trauerfackel auf dem Grabe der Helden ruhte. So kann Freude die Wangen röthen und um die Lippen zucken, wenn das Auge noch von Thränen erfüllt ist. Aber der Tag, die Freude siegte.

Endlich verließen wir den See, aber die Gegend ward fast immer schöner noch; wir fuhren nun auf Perugia zu, durch die reizendsten, sonnig beleuchteten Thäler, rings von den schönsten, üppigst lachenden Bergen eingeschlossen.

Da um 10 Uhr Morgens erreichten wir Perugia; unterwegs hatten Schillgen und ich den Engländern so

viel vorgeſchwatzt, wie intereſſant Perugia und das nahgelegene Aſſiſi ſei, daß ſie ſich entſchloſſen, bis Abends da zu bleiben, dann bis an den Fuß des Aſſiſiberges zu fahren, hier Vetturin und Franzoſen zu laſſen, da dieſer nicht mit wollte, und dann mit mir nach Aſſiſi hinauf, im Cabriolet oder zu Pferde. Als wir ankamen, ward das dem Vetturin ſchnell mitgetheilt, ſowie auch dem Franzoſen, der ganz damit zufrieden war.

Als wir gegeſſen hatten, trennten wir uns nun, um Alles zu ſehen; ich ging mit Schillgen, wohin ich wollte, und ſie, wohin ſie wollten. Ab und an trafen wir zuſammen, und da mußt' ich über ihre Art zu ſehen immer herzlich lachen, indem ſie Alles durchlaufen, wie ein Hund, der die Spur ſeines Herrn ſucht. Ich habe nur wenig, das heißt für Perugia, aber ſchöne Sachen geſehen. Vor Allem erſtlich das Cambio oder die Wechſelbank, die daneben befindliche Capelle, zwei kleine gothiſche Gewölbe, die von Peter Perugino fresco ausgemalt ſind. Das Ganze iſt ſehr gut erhalten und ſo klein und faßlich, daß man es recht bequem überſehen kann. Es macht einen äußerſt angenehmen und heitern Eindruck, da die Farben ſchön, die Formen lieblich ſind, wenn gleich die Compoſitionen, wie beim Francia, ſo auch hier, im Ganzen keinen tiefen Eindruck machen. Auch iſt nicht das ſprudelnde, üppige Leben, der Reichthum von Bewegung, Gruppirung u. ſ. w., die Wahrheit und Pracht der Venetianer darin, ſondern es ſcheinen faſt alles Familienportraits von Heiligen zu ſein. Aber die Art, wie ſie gegeben, iſt ſo lieblich, daß man, wenn man nicht zu viel vom Perugino ſieht, ihn ſehr lieb haben muß. Auch iſt er ganz local; kaum iſt es möglich, daß man in dieſer

Gegend Anderes ſchaffen konnte, als nur das Lieblichſte, Zarteſte.

Dann habe ich im Fluge den Marktplatz geſehen, auf dem ein außerordentlich ſchöner Brunnen mit vielen reichen alten Basreliefs aus vielen Röhren und Fontainen ſein Waſſer gießt. Gar hübſch war es, dieſe uralten Marmorwerke, Säulen und Basreliefs, die wie verſteinert zurückgeblieben ſchienen aus einer längſt entflohenen Zeit, das lebendige, friſche, klare Waſſer hervorſprudeln zu ſehen; auf allen Ecken ſaßen die ſchönſten bunten Tauben und badeten und putzten ſich; drunten ringsum wimmelte es von muntern Gebirgsbauern und Bauerweibern, Mönchen und Eſeln u. ſ. w. An demſelben Markt ſteht auch der herrliche Dom, ein von außen uraltes intereſſantes Gebäude, an dem viele merkwürdige Basreliefs und Marmormoſaiken ſind. Dann das ſchöne Rathhaus und ein gothiſcher Palaſt mit einer prächtigen großen Treppe und ſchönen bronzenen Löwen.

Von hier gingen wir in das Kloſter S. Severo, wo ich das erſte Frescobild von Rafael ſah, freilich noch aus ſeiner frühern Zeit, erinnert es in Manchem an Perugino, ſeinen Lehrmeiſter, iſt doch aber ungemein ſchön und höchſt intereſſant, da es dieſelbe Glorie, bis auf kleine Abänderungen, iſt, die er ſpäter in der Disputa ausgeführt. Das Bild iſt leider ſehr verdorben, aber was noch erhalten, wunderſchön, beſonders im Ausdruck und einfach großer Bewegung und Gewandung; die Farbe iſt etwas farblos. Vorzüglich ſind ein Engel und der Chriſtus, wenn dieſer auch ſehr zart und weich erſcheint, und vor Allem drei Heilige, der alte Hieronymus, Bernhardinus und Laurentius. Ja, dieſe fordern ſchon, wie alle

ſeine Werke, von jedem unbefangnen Beſchauer einen Zoll der Verehrung, wenn das Bild auch gerade nicht begeiſtert und entzückt.

Von hier gingen wir nach S. Domenico, wo ich eigentlich die erſten Fieſole ſah, die außerordentlich ſchön, aber zu ſehr ruinirt ſind, um daraus über den Meiſter zu urtheilen. In der Sacriſtei iſt die bekannte, von Ruſcheweih geſtochene Verkündigung von Fieſole. Merkwürdig iſt mir geweſen, daß dieſer Meiſter, der doch 100 Jahr vor Rafael lebte, ſchon ſo große Individualität in ſeinen Charakteren und ſeiner Zeichnung der einzelnen Figuren, ſowie ſo große Schönheit in Formen und Linien, ſo tiefe Wahrheit in ſeinem Ausdruck hat.

Als ich in der Sacriſtei war und die Sachen beſah, traten auf einmal einige Dominikanermönche herein; ich bat ſogleich um Erlaubniß und entſchuldigte mich, daß ich ſo frei hereingetreten; da waren die Leute aber ſo freundlich und höflich und zeigten mir Alles ſo bereitwillig, daß ich ſehr überraſcht war. Dann gingen wir nach S. Pietro maggiore, wo die bekannten Chorſtühle, nach Rafael's Zeichnung geſchnitzt, ſind. Auch ſind hier viele intereſſante Bilder von Perugino und ſeiner Schule und auf Nebenaltären ein Altarbild von Pinturicchio und eins von Buonfiglio. Ferner manche Bilder, die für Rafaele ausgegeben werden, es wol auch ſein mögen, aber frühere Arbeiten zu ſein ſcheinen, aus denen nur der ſeelenvolle Jüngling, aber nicht der göttlich vollendete Meiſter ſieht. Vor Allem aber intereſſant iſt die Anbetung der drei heiligen Könige, ein Bild, das ganz an altdeutſche Bilder erinnert, dabei aber ſo viel Grazie hat, daß ich wol glauben möchte, was man davon erzählt, nämlich

daß es nach einer Zeichnung Rafael's ausgeführt sei. Besonders erinnert an Rafael die Madonna und das Christuskind.

Im Dom befindet sich auch ein schönes altes Bild von Signorelli, das jedoch in der Zeichnung sehr mager und dürftig ist und einen gewaltigen, aber etwas gezwungenen Ernst und Feierlichkeit in den Köpfen und Bewegungen hat.

Das wäre Alles, was ich in Perugia gesehen, außer den, bei jedem Blick sich aufdrängenden herrlichen Bruchstücken aus vielen schon untergegangenen Jahrhunderten, aus der Römerzeit, byzantinisch und gothisch.

Als ich nun müde war vom Sehen, total müde, so ging ich, während Schillgen noch mit den Engländern herumging, auf die Passeggiata (Spaziergang). Da war nun wirklich meinem Auge eine niegesehene Herrlichkeit und Schönheit aufgeschlossen. Rund um mich lag die Stadt mit ihren Gruppen von Häusern, Ruinen, Kirchen, Klöstern und Palästen und zog sich bis weit hinab ins Thal; dann sah ich darüber hinaus in die blühenden Gärten, Olivenwälder, von denen sie rings eingeschlossen, und dann in ein weites Thal, in dem viele Dörfer, Häuser und Vignen lagen und durch das ein heiterer Fluß sich schlängelte. Berge schlossen es ein, die in großer, einfacher Linie auf- und niederstiegen und alle mit den schönsten Farben glänzten, entweder in prangendem Grün, oder leuchtend, glühend rothbraun, denn die höhern waren mit Haide und Moos bedeckt; die noch höhern sahen blau, vom dunkeln bis zum hellen, durch alle Stufen durch, dahinter hervor, und die fernsten endlich glänzten ganz blendend weiß, in einzelnen Schnee-

linien und Stellen, die aber hier, in diesem ewigen Frühlinge, nicht Boten des Winters, sondern nur der Diamantschmuck auf dem Haupt der schönen Königin schienen. Dabei lag Alles in einer Sonnenglut, als sei die Sonne vom Himmel gesunken und wohne hier; doch zogen einzelne Wolkengebilde daran vorüber und sahen sehnsüchtig hinab ins Thal.

Die Gegend war wirklich so himmlisch schön, daß mir schien, als wäre sie noch ein Ueberbleibsel vom verschwundenen Paradiese. Ich setzte mich in den Schatten von Cypressen und immer grünen Eichen, rings von blühenden Rosen umgeben. So saß ich lange, bis endlich die Uhr unsrer Abreise schlug; da lief ich nach Hause, verirrte mich aber so, daß ich ziemlich spät ankam. Zum Glück waren meine Engländer noch nicht da, doch kamen sie bald und nun fuhren wir sogleich ab. Es war so spät darüber geworden, daß die Sonne schon untergegangen; auch hatte der Himmel sich ganz bewölkt und nur durch eine Wolkentheilung sah die goldne Abendglut vom dunkelvioletten Himmel auf die stillen schwarzblauen Berge und ins duftig grau-grüne Thal. Es schien, als wolle der Himmel ein großes Trauerspiel aufführen und seine Geliebte ermorden. Bald fing es auch an zu regnen und so kamen wir spät in der Nacht auch beim Regen erst dort an, wo wir den Wagen lassen und nach Assisi hinaufsteigen wollten.

Lange pochte der Vetturin an verschiedene Häuser, ehe eine Thür geöffnet und ihm erklärt wurde, daß Wagen, Pferde und Menschen hier nicht bleiben könnten, auch kein Führer, keine Pferde und kein Cabriolet hinauf nach Assisi so spät Nachts zu haben sei und er zwei

Ochsen-Vorspann nehmen und selbst hinauf fahren müsse. Nach langem Zögern entschloß er sich dazu; nun aber machte unser Franzose uns Schwierigkeiten und Vorwürfe und endlich kamen wir in so heftigen Streit, daß es wie auf dem polnischen Reichstag zuging, oder wie beim babyloniſchen Thurmbau. Während wir immermehr bergauf fuhren, war den feindlichen Nationen England und Frankreich noch die einzige Hoffnung geblieben, sich beim guten Wein, Abendessen und Bett zu versöhnen. Ich dachte aber, daß Dieses sich oben, in einem kleinen unbesuchten Flecken, spät in der Nacht, nicht finden würde, und da Schillgen in Perugia geblieben, so sah ich im voraus, daß ihre Wuth sich alsdann vereint gegen mich wenden würde, der ich sie zu diesem Allen verleitet. Endlich kamen wir in der Stadt an, sahen aber weder Menschen noch Licht, und nachdem wir die ganze Stadt durchfahren und lange an ein Wirthshaus gepocht und davor geschrien hatten (freilich ohne Jemand zu erwecken), hörten es am andern Ende der Stadt Schusterjungen, die noch arbeiteten, und führten uns in ein anderes Wirthshaus, das uns auch geöffnet wurde; aber da fand sich nichts als Bett, Feuer, Brot und steinharter Käse, nicht einmal Wein.

Der Franzose sacrete, die Engländer goddammten; ich that, als verstände ich Beides nicht, und mußte innerlich lachen, daß, wenn auch manchmal meine Stimmung mich geärgert und gequält hatte, sie doch wenigstens durch solche Abenteuer eine wohlthuende Erschütterung litt. Freilich meine Reisegefährten, deren größte Sorge rasiren, schlafen, essen und gewärmte Betten war, mußten sich

sehr unglücklich fühlen und gingen alle mißmuthig zu Bett; ich legte mich lachend nieder und schlief sehr gut.

Früh stand ich auf und ging aus. Zuerst sah ich eine Kirche, die aus den Ruinen eines Minerventempels gebaut und deren Portal noch das sehr schöne Portal dieses Tempels ist. Alsdann die Schule, die eine vorgothische Vorhalle hat, deren Säulenköpfe und Bogen mit wunderschön gearbeiteten Gewinden, mit Thieren und dergleichen verziert sind. Dann eine kleine Capelle beim Hospital, die der heiligen Elisabeth oder Katharina, die außen und innen ganz fresco ausgemalt war. Die Bilder außerhalb, die, zwar sehr ruinirt, doch noch außerordentlich viel Schönes sehen lassen, brachten mich darauf, den Eingang zu begehren, und da fand ich innen wirklich Schätze; es waren, die Capelle in Padua ausgenommen, die schönsten Sachen, die ich gesehen. Besonders ein Christus in einer Engelglorie. Gedanke wie Bewegung, Ausdruck, Motiv der Falten und Formen, Alles war riesengroß, schön und erhaben, und eben so großartig war die Behandlung, wenn auch Zeichnung und Färbung etwas dürftig.

Von hier ging ich dann in die Kirche des heiligen Franziskus; diese liegt an, unter und auf einem Berge, denn es sind drei Kirchen über einander. In der untersten ist im Altar die kleine Hütte verschlossen, in der der Heilige gewohnt haben und gestorben sein soll, wie auch sein Grab. Darüber ist dann die eigentliche Kirche, eine Kirche, die nicht im Kreuz gebaut, sondern, wie mir scheint, drei Schiffe hat; in dieser Form ungefähr: I. Es ist nun die prächtigste Kirche, die ich noch gesehen, ganz aus-

gemalt mit Fresken, alle Fenster gemalt, schöne Grabmäler und Mosaiken, die reichste vorgothische Architektur, Säulen, Thüren, Treppen, Pfeiler, Alles ist prachtvoll verziert, die Fenster alle so reich gemalt, aber obgleich es ein heller Tag war, sah ich leider doch wenig von den Bildern, so gewaltig finster ist die Kirche, die Bogen sehr flach und niedrig, die Fenster klein und durch die Farben noch verdunkelt, die Mauern dick; da ich aber Zeit genug hatte, so untersuchte ich Alles recht und ward die Dunkelheit endlich gewohnt; da habe ich denn herrliche Sachen entdeckt. Vor Allem schön erscheint eine große Kreuzabnahme, die wirklich sehr gewaltig und aus tiefster Seele hervorgegangen, einfach und ausdrucksvoll ist. Dann sah ich auch den durch Coopmann mir so gerühmten Kindermord. Hierauf stieg ich hinauf in die obere Kirche, die sehr freundlich und hell ist und ein hohes Gewölbe, viele Fenster und heitere Farben hat; auch diese ist sonst gut erhalten, die gemalten Glasfenster sind fast alle noch da, aber wie die Bilder größtentheils durch Feuchtigkeit ruinirt. In dieser Kirche ist nur dreimal im Jahre Gottesdienst, wenn der Papst da ist, und ein eigner antiker Stuhl, auf dem nur er sitzen darf. Was hier noch von Bildern zu sehen, ist so schön wie in der untern Kirche, und hat mich einen rechten Blick in diese alten Reiche thun lassen. Es grenzt wirklich an das Uebermenschliche, diese Gewalt, diese Allmacht möcht' ich sagen; Gewänder, Bewegung und Ausdruck, Alles ist so entsprechend, so ganz Natur, und doch ohne allen Ueberfluß, in einfachem, großem Accord; mangelt ihnen Lieblichkeit und eigentlich Natürlichkeit auch ganz, so sind die Grundmotive ihrer Köpfe und Formen doch immer edel und schön. Wie

man eine Muſik in weiter Ferne hört, wo die leiſern Uebergänge verhallen und das Ohr nur die mächtigen Grundaccorde hört, ſo kommt mir dieſes vor, ſie können Laien nicht recht verſtändlich ſein, mich haben ſie aber ungeheuer erſchüttert; und ſind die Venetianiſchen Kunſtſchätze ein Prachtgarten voll betäubender, prächtig blühender und duftender Roſen und anderer wollüſtig glühender Blumen, unter denen man immer nur genießen und ſich ſättigen möchte, ſo iſt hier auf einmal Erde und Himmel geöffnet. Vom Himmel tönen die Gräber ſprengenden Töne der Poſaune des jüngſten Gerichts herunter; verbergen möchte man ſich vor den heilig ernſten, die Seele durchſchauernden Blicken der himmliſchen Geſellſchaft, der Richter, von Engeln umgeben; aber wer die Töne vernimmt und ſich nicht vor ihrem erſchütternden Klange verbirgt, der wird ſie verſtehen und ſich nicht mehr fürchten; der hört auch den himmliſchen Engelgeſang durch und ſieht das Leuchten der Sterne, der Sonne und des Mondes.

Als ich eben die Kirche beſah, kamen auch meine Engländer und erklärten mir auf Italieniſch, daß ſie Alles nicht ſchön fänden, wegwollten und mir gar nicht dankbar wären, daß ich ſie hierher gelockt. Ich machte, daß ich fortkam, ſah mir die ſchöne gothiſche Kirche noch etwas von außen an und erblickte ein ſonderbares Schauſpiel: am Morgen, als ich hinging, war die ganze Gegend voll Nebel, jetzt lag Alles lachend in der Sonne da; ein ganz heitrer reiner Himmel wölbte ſich darüber und die allerfernſte Kette der Berge war glänzend beleuchtet. Was aber im Thale zwiſchen dieſen und meiner nächſten Umgebung unterhalb meiner Füße lag, war ein undurchdringliches Meer von Nebel, über das ordentlich das Glanz-

bild der Sonne eine goldne Brücke gezogen hatte, wie der Mond im Waſſerſpiegel. Es war Sonntag und ſo alle Straßen und Kirchen voll geputzter Bauern und Bauerfrauen.

Mittags um 12½ Uhr kam ich nach Hauſe, meine Gefährten hatten ſchon gewartet und der Vetturin geſchimpft. Wir fuhren alſo gleich weg, durch eine echt claſſiſche Gegend, die einſt von hier bis Rom faſt eine Straße von Paläſten und Tempeln war. Jetzt iſt's urbares Land, hin und wieder ſieht man auf einmal auch einen Felſen, ein Städtchen oder Fleckchen liegen, mit alten römiſchen Mauern, Thürmen und Thoren. Am Wege gibt's noch Ruinen von Tempeln, Arenen u. ſ. w. Wir kamen an Spalo vorbei und nach Spoletto, wo wir die Nacht blieben. Das Wetter war ſehr ſchlecht, es regnete unaufhörlich und ſo ſah ich wenig. Nur in Foligno ſah ich zwei ſehr ſchöne Bilder von einem alten Meiſter, Alunno, wovon mich eins beſonders intereſſirte, weil ſich eine Glorie von Cherubim darauf befindet, die nicht blos, wie die Meiſten ſie dargeſtellt, Köpfchen mit vier Flügeln, ſondern ganz nackte halbe Kinderfiguren waren, die ſtatt der Beine in goldne Flügel enden. Das macht ſich ungemein hübſch.

Von Foligno fuhren wir noch bis Spoletto und andern Tags wollten wir die Cascade von Terni ſehen, haben aber leider nichts geſehen, da es zu ſehr regnete und dieſelbe zwei Stunden von der Straße liegt. Wir mußten alſo die Idee aufgeben und nach Narni fahren, wo wir übernachteten. Ueberall ſieht man hier alte Brücken, Waſſerleitungen u. ſ. w.

Von Narni fuhren wir durch das Sabinerland, über ſehr ſchöne Orte, durch Cività caſtellana nach Monte roſi

und der römischen Campagna. Stundenlang waren wir bei Terni, ja fast den ganzen Tag durch Lorberwälder gefahren, auf dem rauhesten Gebirge das Einzige, was nicht erlöschen und ersterben konnte aus jener Zeit.

Als wir recht auf der Höhe des Gebirges waren, guckte zu beiden Seiten des Wagens auf einmal eine Menge schöner Mädchen- und Frauengesichter herein, hielten die lieblichsten, blühendsten Kinder an die Fenster und die prangendsten, lockendsten Früchte, Aepfel, Birnen, Trauben, in den Wagen, uns mit den schmeichelndsten Worten zum Kaufen einladend: „Carissimo Signore, o carissimo.“ Lange schritten sie neben dem Wagen her und als ich etwas kaufen wollte von den so malerisch gekleideten, niedlichen Kindern, da sah auf einmal ein Kopf in den Wagen und schwebte eine Figur daher, die mich mit freudigem Erstaunen und Entzücken erfüllte. Alle schienen ihr Platz zu machen, die Kinder sogar. Sie war die Schönste und nie habe ich solch wunderbaren Ausdruck im dunkelbraunen Auge gesehen; wirklich feenartig, schien sie aus einer nächtlich schönen Welt nur von Zeit zu Zeit auf die blasse Erde zu steigen, an den matten Tag. Glühend und etwas gebräunt war die Farbe des Gesichts und nur ein leises Roth auf den Wangen; das Haar gescheitelt und hinten zwei volle schwarze Flechten. Mit einem gebietenden Blick und Ausdruck schüttete sie mir den Korb mit Früchten in den Schoos und hielt dann ihre Hand herein, sah dabei aber so herrisch trotzig und doch schelmisch zärtlich aus, daß ich, wie auf Befehl, ihr nur Geld als Gegengeschenk in die Hand legen konnte. Sie nahm es auch und ging noch lange neben dem Wa-

gen — ich wollte, ſie hätte drin geſeſſen ſtatt der übrigen Geſellſchaft, denn gern hätte ich tagelang dies Weſen betrachtet.

Abends in Narni tranken wir Monteſiascone, der vortrefflich ſchmeckte. Cività caſtellana gefiel mir ſehr, man hat eine herrliche Ausſicht in das Sabinergebirge; dann liegt die Stadt höchſt maleriſch auf ſchroffen, hohen Felſen und über einem in Cascaden ſchäumenden Fluſſe, der tief zwiſchen hohen und zerriſſenen Felſen dahin läuft, von deren einer Höhe zur andern eine lange maſſive ſteinerne Brücke führt, die aus drei über einander gebauten Bogen beſteht; ſie iſt ungefähr 100 Fuß hoch über dem Fluſſe. In Monte roſi blieben wir die letzte Nacht. Am andern Tage reiſten wir beim ſchlechteſten Wetter, während Sturm und Regen durch die öde, trübe Campagna von Rom. Kein Baum war zu ſehen, nichts als dunkelrothe Erde, die faſt wie mit Blut getränkt ſchien, und dann in der Ferne die ſchöne Kettenlinie vom Gebirge, die aber ſo in Regen gehüllt war, daß man ſie kaum ſehen konnte. Das junge Korn war überall grün aus der rothen Erde hervorgekeimt. Von Zeit zu Zeit erſchienen zerriſſene Felſen, Höhlen, ein Flußbett, in dem ein Waldſtrom brauſte, aber ſonſt Alles nackt und kahl. Die Straße voll von Karren und Wagen. Mir wurde ganz unheimlich und bang; ſollte das ein Vorzeichen ſein, daß Rom mich ſo empfängt — grau und trübe wurde meine Seele wie der Himmel über mir — ſollte ſo trübe mein Leben in Rom werden, Regen und Sturm die Ruhe ſein, die mich erwartet? Gott, wie wurde ich traurig und bang! Dazu erſchien mir nun erſt ſo recht alles Große erſtorben und begraben in dieſer öden, weiten Campagna;

ſie ſchien mir ſo recht das Grab einer Welt, für die kein Auferſtehungsmorgen tagt. Immer trauriger wurde ich noch durch die Geſellſchaft im Wagen, die jetzt aus einem Mitgliede mehr, aus einem italieniſchen Pfaffen, beſtand, der ſonder Gleichen ſchmutzig und widrig war, dabei aber immer ſein Brevier betete und ſchlechte Heiligenbilder mit ſeinen widerlichen Lippen küßte. So unausſtehlich mir das Frömmeln vieler Lutheraner iſt, die der Welt ganz abgeſtorben zu ſein ſcheinen und wie lebende Leichen herumwandeln, nur nach dem Himmel blickend, ſo iſt mir dieſes doch noch widerlicher.

So kamen wir nach La Storta, der letzten Station vor Rom; hier ſtieg ich auf den Hügel und ſah — die Peterskuppel! — Ich kann Niemand ſagen, wie mir wurde; ich zitterte, ich hätte die Augen zuhalten und Nichts ſehen mögen. Das Athmen wurde mir ſchwer und ich ſchämte mich, wieder hin zu ſehen, ſo bang war mir. — Hier war nun das Ziel, da konnt' ich Alles finden, was ich nur ſuchte, oder in Allem auch getäuſcht werden. Manchmal geht's mir mit Briefen ähnlich, ich wage das Siegel nicht zu erbrechen, es kann ja alles Gute, aber auch alles Schlimme darin ſtehen; hier war's noch viel ärger. Wie viel Großes, Herrliches war nicht in dieſem Orte geſchehen! Das Herz der größten Zeit war er geweſen. Jetzt iſt er das gebrochne Herz! Was ſollt' ich hier nicht alles Herrliches, Großes ſehen und erleben, was nicht Alles erfaſſen und zurücktragen in die arme jetzige Welt! — O Gott, wo ſo viele Menſchen gezittert, gebebt, gefallen und verſchollen ſind, da ſollt' ich winzig kleiner Zwerg leben und Leben ſchaffen — Bang wurde mir und ich zitterte und verzweifelte, denn ich fühlte, daß

das, ein tollkühn Wagſtück, mir nie gelingen würde; und ſo lag doch mein Schickſal auf der Wage und hing an einem Haar. Entweder holte ich hier eine Krone, einen Lorberkranz, oder ein kleiner Ruck und ich war nicht mehr. Entweder gekrönt hier, oder wie ein armer Sünder hingerichtet. Ja, ich ſah ein Gefängniß, wo ich meinen Namen verlieren würde für ewig und mich ſelbſt nicht mehr kennen darf; denn erreiche ich Das nicht, was ich will, finde ich hier Das nicht, woran vergebens alle Wünſche geſcheitert, müßt' ich hier die letzte Hoffnung laſſen und ganz troſtlos umkehren, dann wär' ich geſtorben und nicht derſelbe mehr, der auszog. Ach, dürft' ich dann gar nicht mehr ſein! Wozu ward ich denn ſo ausgezeichnet, warum ſah ich ſo viel Herrliches? Um Nichts zu werden und wie Staub vor dem Winde zu verwehen? O Gott, dann leb' ich ja nur noch, ohne je geweſen zu ſein, dann leb' ich ohne Seele, ja — Gräßlich, gräßlich bange wurde mir und je näher wir kamen, deſto ängſtlicher. Ich konnte nichts mehr denken als Gott bitten, er möge ſich meiner erbarmen; und er erbarmte ſich auch inſoweit meiner, daß ich ruhig wurde und darüber nachdachte, wie ich, auch wenn Alles fehlſchlüge, nicht verzweifeln, wie ich, wenn auch namenlos und unbekannt, doch ruhig meine Zeit ausharren und im Verborgenen ſchaffen wollte, was ich könnte, und dann in Vergeſſenheit ſinken.

... Umbringen hätt' ich mögen Pfaffen, Engländer, Franzoſen und Alle, die jetzt ſich da blähen und wovon jeder auf ſeine Weiſe den Herrn ſpielt, wo ſie einſt im Staube gekrochen wären. Wie iſt's nur möglich, daß ſolche Geſchöpfe wagen konnten, das Blut, den Geiſt des allmäch-

tigen Herzens auszusaugen? Nein, es ist nicht möglich! Ein Gott hat Rom erschlagen, eines Gottes Wille war es, der's zertrümmerte, und nachher erst kam das niedrige Geschmeiß, das von den Trümmern sich nährte. Denn, Rom ist todt und wahrlich kinderlos. Warum? Wir dürfen nicht fragen, ein Gott erschlug's. — Erstehen wird es nie wieder, zertrümmert ist es für immer. Das war möglich; aber es wieder aufzurichten — nie! Roma, Roma, Roma non è più come era prima — das ist der furchtbarste, zerreißendste Schmerzensaccord, der ewig hier in den schwülen heißen Sonnenstralen wie eine beengende, die Brust einschnürende Kette, um Roms Mauern wogend, schwirrt. Das singen hier Sonne und Mond, Abend- und Morgenroth, die tausend Sterne, Himmel und Erde; das zittert im leisen Winde und heult im Sturme durch das dunkle Laub des Lorbers, der immergrünen Eiche, durch die schwarzen Cypressen, die bleichen Oliven. Ja selbst die blühende Rose singt, eine Thauthräne im Kelch, und darin glänzt das wehmüthige, herzzerschneidende Roma non è più come era prima. Dumpf tönt es wie eine Geisterstimme aus den alten Kellern und Ruinen der Kaiserpaläste, der Bäder, des Colosseums, auf dem Forum, vom Capitol herab, und die Ruinen, die einzelnen Säulen, Alles stöhnt dumpf es nach und ein furchtbar tiefer Geisterchor scheint zu singen: Roma, Roma, Roma, Roma non è più come era prima. —

Ich bin also in Rom, habe gleich, wie ich ankam, so viele Bekannte und Freunde gefunden, daß ich noch nicht weiß, daß ich in Rom bin, oder es ganz wieder vergessen habe.

Was ich aber bis jetzt gesehen von allem Schönen und Herrlichen, immer habe ich doch dabei an Ve-

nedig zurückdenken müſſen, mit Sehnſucht und Trauer. Venedig iſt meine todte Geliebte, und nie iſt es mir ſo ſchwer geworden, von einem Orte zu ſcheiden, wie von dieſer ſchönen Leiche.

... Merkwürdig iſt mir in ganz Italien noch geweſen, daß der Italiener eigentlich ſein Land dreifach genießt und benutzt; erſtlich als Acker, jeder Acker iſt aber durch Alleen von Maulbeerbäumen, die ſich über das Ganze ausbreiten, zu einem Garten gemacht, denn ſelbſt im Schatten der Bäume hat das Getreide noch genug Sonne; dann ſind alle dieſe Maulbeerbäume wieder durch Weinguirlanden verbunden und ſo iſt das Ganze zu einer ungeheuern Weinlaube umgeſchaffen; und wenn Alles kahl, endlich ausgereift und geerntet iſt, dann hat die Natur noch ſo viel Mitleid und Schönheitsſinn, daß ſie es üppig mit Epheu bekleidet.

Ich ſoll ſagen, was Roms erſter Anblick für einen Eindruck auf mich gemacht hat, und da kann ich nur wiederholen: die Seele hat es mir vor Angſt und Bangen faſt zugeſchnürt. Wär' ich anders nach Rom gekommen, hätt' ich Frieden mit mir ſelbſt gehabt, wär' ich ganz mit mir einig geweſen, hätte die ruhige, feſte Ueberzeugung von Manchem gehabt, die mir aber fehlte, dann würde vielleicht vor Entzücken im erſten Augenblick das Herz zerſprungen ſein, denn eigenthümlich mächtig und ergreifend iſt es. Aber ſo war ich nicht. Gott wußte es; und damit der furchtbarſte Contraſt mich nicht zerſchmetterte, hüllte er auch Rom in graue, tiefe, düſtere Nebelſchleier und ſo empfand ich zuerſt nur oder hörte und verſtand nur die tiefen Schmerzenslaute der zerbrochenen Leier, des zertrümmerten Roms; ich ſah nur die

offnen Gräber und die klagenden, zürnenden Helden daraus hervorgehen; Angſt und Grauen ergriff mich. So kam ich nach Rom und ſuchte da ſo bald als möglich Freunde auf, um mich ſelbſt und Rom zu vergeſſen. — Ich ging ins Café greco, fragte nach Milde, man konnte mir jedoch nicht ſagen, wo er war, aber einen alten Bekannten, Eberle, fand ich gleich und ging mit ihm zu Cornelius. Cornelius nahm mich unendlich freundlich und liebevoll auf, aber er war krank dieſen Tag, hatte arges Kopfweh und war ſehr ſtill; wir ſprachen viel über ältere Zeiten, über Oldach u. ſ. w. Das Alles rührte noch mehr in dem gährenden Gefäß meines Herzens. Die Signora kam. — Endlich konnt' ich's nicht mehr aushalten, ich lief fort und rannte wieder ins Café greco. Hier ward's mir beſſer, ich fand lauter alte Bekannte, zu Dutzenden, und eine Fidelität über die andere, einen Witz über den andern. Das half mich mit hinreißen und ich tobte mit. Wir gingen in eine Kneipe, ich ließ Milde rufen, der mit Rietſchel kam. Beide zu ſehen, freute mich ſehr. Milde, ein ſo altes bekanntes Geſicht, deſſen Züge ein Heer von Erinnerungen aus meinem Leben heraufriefen, und Rietſchel, den ich ſo lange geſchätzt hatte als Künſtler und der mich unbekannterweiſe ſo lange geliebt hat, daß er ſogar, wie alle Andere ſagten, um mich geweint hatte, als ich nicht nach Rom kam und man glaubte, ich ſei unterwegs krank geworden oder geſtorben. So freute ich mich ſehr. Wir waren ungeheuer fröhlich, ich hatte Rom und mich vergeſſen — und war glücklich darüber.

Vom 15. Abends bis 18. Abends, drei ganze Tage, war ich in Rom und wußte weder, daß es Rom, noch

daß ich es war. Gott gebe, daß ich erſt mit Stolz Rom ſehen und in Rom ſein kann und geſtehen und ſagen, daß ich es bin! — — Bis ich weiß, was ich machen will, bin ich zu Milde gezogen, Via di Capucini, Nebengaſſe der Via Felice am Monte Pincio, das Quartier, wo Hunderte von Künſtlern wohnen. Wir haben zwei kleine Zimmer, das eine verziert mit drei größern und zwei kleinern Frescobildern von einem deutſchen Künſtler, vielleicht Verſuche von Schnorr. Fritz Nerly, d. h. Nehrlich, habe ich noch nicht geſehen, da er eben erſt in der Beſſerung iſt; er hatte die ſchwarzen Blattern gehabt, eine Krankheit, an deren Zurücktreten wahrſcheinlich Goethe's Sohn hier vor kurzem geſtorben iſt. Die deutſchen Künſtler gaben dieſem neulich ein Feſt und waren alle ſehr heiter, beſonders Nehrlich, der in der Kneipe hier General iſt und den Comment angibt. Zwei Tage darauf ſtarb Goethe; Nehrlich und ein andrer Landſchaftsmaler, Preller, wurden auch krank und bekamen eben dieſe Blattern, ſind aber jetzt Beide hergeſtellt.

Uebrigens iſt hier jetzt eine geſpannte Zeit: die Cardinäle im Conclave, um einen Papſt zu machen; die Engelsburg voll gefangner Demagogen, die Zugbrücke aufgezogen. In Sicilien, heißt es, ſei eine Revolution, wie auch in Innsbruck, alſo der Weg nach Deutſchland abgeſchnitten. Alle Holländer hier und Polen eilen nach Hauſe. Gott mag wiſſen, wie das neue Jahr enden wird! Man hat Witze und Caricaturen über die Papſtwahl gemacht und prophezeit aus allerhand Zeichen, die beim vorigen Papſt eingetroffen ſein ſollen, daß dieſer kein Jahr regieren werde.

Heute war Sonntag und ein himmlischer Tag; ich war mit Milde in der Villa Borgheſe, da blühten im Freien viele, viele Veilchen und wir gingen in dunkeln, ſchattigen Alleen und Wäldern von alten großen Eichen, Cypreſſen, Pinien und Lorbern. Wir in Lorberwäldern!! — Rundum blühten Roſen und viele Blumen, alle Wieſen waren grün, wir ſaßen und waren im Freien noch gegen Sonnenuntergang. Springbrunnen plätſcherten rings um uns; durch alle Bäume ſchimmerten glühend blau die fernen Gebirge, und ſanft, wie mit einem Roſaſchleier überzogen, der das leuchtende Blau verbergen wollte. Vignen und Villen ſtanden überall. Rom lag wie eine Welt von Paläſten unter uns, über Alles ragte Sanct Peter. Hinter ihm ging die Sonne unter; durch ſeine Fenſter ſchien ſie noch ſtralend, ſie ſchien ſein Auge zu ſein oder er ihr Bett, ihr heimatliches Haus, in dem ſie ſich vor der dunkeln Nacht verbergen wolle.

Rom.

Jan. 1831.

Nun alſo von Rom. Die erſte Zeit hatte ich hier ſchlechtes Wetter und nur einzelne ſchöne Tage. Immerwährend goß es vom Himmel. Solche unaufhörliche Gußregen habe ich nie in Deutſchland erlebt, aber immer war es brütend warm dabei. Das war der römiſche Scirocco. Jetzt iſt aber ſchon wochenlang das ſchönſte Wetter; Wetter, ſo warm, ſo labend, wie bei uns im Mai. Freilich ſagen auch alle Römer, daß dies ein Winter ſei, wie ſie ihn lange, lange nicht gehabt; wo man hinaustritt aus Rom, oder ſelbſt in Rom, wo Bäume und Felder zu ſehen ſind, ſteht Alles in ſchönſter Blüte, und wirklich kann man dies Jahr ſagen, daß ein ewiger Frühling in dieſer Natur ruht: Roſen und Veilchen, Frühlings- und Sommerblumen, Alles iſt hier im Freien, ohne Schutz und Pflege, in üppigſter Fülle vereint, ſelbſt die wenigen kahlen Bäume, die hier ein paar Monate ihr Laub verlieren, ſchlagen ſchon wieder aus. So ſcheint hier die Schöpfung Gottes die der Menſchen zu verhöhnen und die ſich immer neu verjüngende, ewig grünende, blühende Welt mit-

leidig zu lächeln auf die zertrümmerten Paläſte und Tempel. Alles iſt hier üppiger, geſättigter und prangender in Form und Farbe. Wir haben Spaziergänge gemacht, die himmliſch waren. Es gibt Tage, ganz ſo ſchön, ganz ſo herzerweiternd, wie die ſchönſten bei uns, wenn wir Touren zu machen pflegten, ein Abendroth beſonders in der höchſten Fülle der Farben und über uns einen Himmel, der alle ſeine Wonne auf uns niederſtrömt, daß man hinauf möchte und ſich oben in ſeinem Gewölbe mit den Vögeln jubelnd verlieren. — Ging dann die Sonne unter, ſo ſchien auf dem Goldgrund des Abendhimmels erſt die ganze Welt ein farbiges Zaubermährchen, ein wunderbar ſüßer Traum zu ſein — ein Farbenhymnus; alle Töne, der ganze Reichthum der Farbenkugel in ihrer reinſten Pracht ſtrömte durcheinander in den entzückendſten Accorden, es ſchien die Begleitung der Erde zu dem himmliſchen Abendgeſange der untergehenden Sonne, deren goldtönende Stimme durch den ganzen Himmel wogte. Ach, W., ſäheſt du das nur einmal, du, ihr Alle! — Ihr armen, armen Kinder des Nordens! — Ja, wer ſolchen Himmel ſieht und ſolche Tage erlebt, der hat einen Blick ins Paradies gethan, wo Alles in höchſter Schönheit vereint iſt, denn auch der Schnee fehlt nicht, gleich großen Edelſteinen am goldnen Saume des Himmels glänzen leuchtend die Abruzzen, ganz mit Schnee bedeckt, herüber. Hier ſcheint der Schnee nicht weiß, ſondern, wie die Abendſonne, golden. So iſt Alles hier. Ein Veilchen iſt größer, üppiger, tiefer und reiner violett und duftet ſtärker, als ich je bei uns eins fand. — Ja, hier muß man's den Deutſchen verzeihen, wenn es ſie immer und immer hierher zog; denn ungetreu könnte man hier

allem Andern in der Welt werden. Und selbst die Nächte hier! Der Mondschein, wie hell und golden!

So ist Alles hier schön, Gegenwart und Vergangenheit; aber nur die Menschen — ja, wenn sie auch schön wie die Natur sind, so erfreuen sie das Herz doch nicht. Das Leben fehlt ihnen; eine schöne Leiche, in deren Hülle aber Gift und Schlangen hausen. Ich vertheidige sie freilich immer noch gegen meine Landsleute, weil ich sie eigentlich gern leiden möchte, da sie so manches Schöne noch haben, schöne Gestalten, schöne Gesichter, besonders die Weiber, eine klangvolle, herrliche Sprache, großartige Grazie in allen Bewegungen, prächtig und entzückend in ihrer Freude, fürchterlich in ihrer Rache. Freilich ist dies auch das Einzige, das ihnen einen ernsteren Anblick gibt, denn sonst ist nichts vom Ernst der Tiefe und Größe der alten Römer wahrzunehmen.

Jetzt ist nun wirklich eine merkwürdige Zeit in Rom, die Cardinäle im Conclave können keinen Papst wählen, weil der Gewählte immer ausgeschlagen wird; so ist kürzlich einer gewählt und wieder verworfen worden; dabei schweben sie doch in der größten Angst und möchten gern einen wählen vor dem Carneval, damit dem Volk dieser nicht entzogen wird, weil es sonst, unwillig darüber, gewiß revoltiren würde, da schon in Bologna so etwas vorgefallen ist, weshalb auch alle Theater in Italien schon wieder geöffnet sind. Spottgedichte erscheinen täglich auf die Cardinäle, und zwar ganz infame; die ganze Engelsburg sitzt voll Gefangener, welche die Cardinäle bei ihrem Einzuge zu ermorden die Absicht gehabt haben sollen. Viele sind verbannt, unter Andern auch ein Bonaparte. Frankreich soll durch seinen Cardinal erklärt haben, keinen

Theil an der Wahl nehmen zu wollen, aber im Fall der Staat einen Vertheidiger brauche, möge man sich auf seine Waffen verlassen. Neulich Abends 10 Uhr fiel auf einmal ein furchtbarer Schuß in der Nähe des Quirinals, so daß die Cardinäle in der größten Bestürzung ausziehen wollten. Man konnte keinen Thäter entdecken, fand aber endlich eine geplatzte Bombe; alles Militair und die Schweizer mußten gleich aufziehen; die Wachen haben seitdem scharf geladen und, wer nicht nach dreimaligem Anrufen antwortet, wird erschossen; die Patrouillen sind verdoppelt; das Volk droht, wenn kein Carneval kommt, und prophezeit, daß dies der letzte Papst sein sollte. Dabei ist natürlich jetzt die furchtbarste Gesetzlosigkeit; unerhört viele Mordthaten geschehen, in den letzten drei Monaten, wie man sagt, neunzig, worunter viele, etwas bis jetzt Seltenes, Raubmorde sind. Seit ich hier bin, sind zwei Engländer ermordet, ein Bekannter von mir bestohlen, ein Andrer angefallen und verwundet, acht Bauern in der Campagna umgebracht worden, wovon ich selbst einen an einer Straßenecke ausgestellt sah, um zu finden, ob er nicht Leuten bekannt sei. Er war furchtbar entstellt und machte auf mich einen widerlichen Eindruck. So ist neulich unter unserm Fenster im Streit Einer erstochen und ein Andrer verwundet worden, der so noch einige Straßen weit lief, daß ich den andern Morgen noch seine ganze Spur verfolgen konnte, wie einen blutigen Fußsteig. Furchtbar muß es werden, wenn es hier Empörung gibt, bei einem solchen, seinen Lüsten hingegebenen Volk. Für schlechter zwar halte ich damit die Italiener eigentlich nicht, denn wär's beim Deutschen nicht Furcht vor den Gesetzen, er wäre auch anders: in seinem Herzen und mit seiner

Zunge durch Klatscherei und Verleumdung begeht er eben so viele Morde, als der Italiener, der keine Gesetze kennt und also auch keine Furcht hat, mit der Hand begeht. Aber es geht so weit hier, daß ein Mann, der einen Andern verfolgte, aber nicht erreichen konnte, dessen Bruder statt seiner ermordete und noch so lange mit Füßen trat, bis er verschied.

Ich verstehe noch wenig von der Sprache und so sehr ich mich bemühe, sie zu verstehen, wünscht' ich doch in mancher Hinsicht, daß ich sie nie verstände, damit ich die Menschen nicht hassen müßte. Es ist göttlich, hier in der Vergangenheit zu leben, auch in der gegenwärtigen Natur; aber die Menschen möcht' ich nur als Staffirung sehen. Worin sich der Charakter der Italiener gar empörend zeigt, das ist die Quälerei des Viehs; diese ist unerhört hier. M. würde vor Mitleid sterben, wenn sie sähe, wie ein so großer, starker, weißer Ochse, der nicht mehr gehen kann, weil er am ganzen Leibe blutig geschlagen und gestochen, vor Wuth und Schmerz brüllt und zusammenstürzt, der, wär' er nicht ins Joch gespannt, allen seinen Peinigern Schrecken und Vernichtung bringen würde. — Das ist Rom — so schön und doch so herzempörend elend und widerlich; eine Blume voller Schmeißfliegen und Wespen. Dabei ist noch Das ein häßlich Ding, daß man nicht einmal hübschen Mädchen hier die Cour machen kann ohne Furcht entweder vor Dolchen, oder vor Heirathsanträgen von elterlicher Seite. Ich kenne ein sehr hübsches Mädchen und beinahe hätte Letzteres mir passiren können, da nach einigen Beweisen, daß man das Mädchen gern sieht, der Vater fragt, wie viel man habe und ob man sie heirathen wolle? Mag nun das

Mädchen wollen oder nicht, eine Heirath ist in Rom nichts Anderes als die Unterzeichnung eines Contracts.

Nun noch von einigen Spöttereien aufs Conclave. Es gibt z. B. eine Caricatur, wo alle Cardinäle stehen und in der Mitte der Cardinal Albani, der mit einem großen Besen den heiligen Geist, der über ihnen schwebt, verscheucht, da er wählen will und nicht der heilige Geist. — Eine zweite ist ein Gedicht, wo es heißt, jetzt in unsern feinen Zeiten sei es Mode, daß jedes Reich etwas Seltenes aufzuweisen hätte. Darum habe denn der Principe Ghigi (der Hausmeister des Quirinals und sein Schutzwächter jetzt) sich auch eine besonders seltne Menagerie angeschafft. Nun werden alle Cardinäle aufgeführt als Thiere. — Dann ein sehr schönes Sonett, worin beschrieben wird, wie Erde und Himmel in Erwartung brüteten ob dieser Wahl; dann wird vorgehalten, wie es die Schlüssel des heiligen Petrus seien, welche die Thüren des Himmels schlössen und öffneten, und wie die Herren sie darum ja nicht unwürdigen Händen anvertrauen sollten. Sie möchten bedenken, es könnte sich die Thür des Quirinals öffnen, entweder Palmen und Oelzweigen, oder Kriegern und Rebellen. Zuletzt heißt es ferner: „Wählt, aber bedenkt ein Wort: entweder wählt ihr den letzten oder den ersten aller Monarchen." — Dies „letzte" mit Bezug auf die Prophezeiung: dies würde der letzte Papst sein.

Thorwaldsen's Atelier.

Das eigentliche Atelier habe ich noch nicht gesehen; nämlich das in seinem Hause, wo er selbst seine kleinen Skizzen modellirt. Ich war in demjenigen, in welchem seine Sachen groß ausgeführt werden und er die letzte Hand anlegt. Hier

stehen nun theils in Abgüssen, theils in Marmor seine meisten Sachen. Er selbst war nicht dort, nur seine Gehülfen arbeiteten. Wol mag dem Maler die Sculptur immer materieller als seine Kunst erscheinen, da diese eigentlich nur eine farbige Gedankenschrift ist und gewiß der Gedanke immer das Vorherrschende sein soll, gewesen ist und bleiben wird, so lange die Kunst in ihrer wahren Größe und Reinheit dasteht. Freilich um den Gedanken ohne Umschreibung der Worte auszudrücken, bedarf es der Form. Der Dichter gibt uns den Gedanken blos, wir gehen gern mit ihm Schritt vor Schritt und bauen mit ihm selbst die Form uns auf; so ist seine Sprache die reinste Gedankensprache und darum vielleicht noch geistiger als die Malerei. Die Sculptur ist freilich in ihren Mitteln viel beschränkter. Ist die Malerei wie eine Sonne, wo der Hauptgedanke, der Kern des Lichts, sich ausbreitet in tausend Stralenarme, die alle wieder vereint in der Seele des Beschauers Einen Tag entzünden: so ist die Sculptur wie ein Edelstein, der alle Stralen in einem Punkte zusammenfaßt. Alle Gedanken muß sie sammeln in einem Hauptgedanken und was für diesen Raum zu viel ist, in diese Hülle sich nicht fassen läßt, verwerfen. Da sie aber eben im Gedanken beschränkt ist und nicht durch ein Reich von Gedanken, in dem wir lange wandeln und verweilen mögen und immer neue finden, uns fesseln kann, so muß sie Alles durch die Form bewirken; die Form ist eigentlich ihr Reich. Nur in Formen darf sie denken und in jeder Form soll ein Gedanke sein; den sollen wir in jeder Form erkennen, diesem soll jede Form angebildet sein. Und in der Form hat sie so viel reiche Mittel als die Malerei, aber die

ſoll ſie verſchwenderiſch auch alle anwenden, um eine durch die höchſte Schönheit, den ergreifendſten Charakter und die tiefſte Wahrheit gedachte vollkommene Form uns zu geben. — Doch ich habe da etwas angefangen zu vergleichen und zu rubriciren, das ich nicht durchführen kann, und ich werde dadurch gefangen in einem Gewirre von Worten, daß mir jetzt ſelbſt, wo ich erſt hellen Tag ſah, neblig vor den Augen wird. Wie drei klare, helle Bäche, die hart neben einander fließen und ſich in einen See vereinen, ſah' ich's vor mir; aber will ich ſie beſtimmt trennen, damit ſie nicht einſt zuſammenfließen mögen, ſo trübe ich ſie nur und bewirke dadurch gerade Das, was ich vermeiden wollte.

Was ich nun aber von der Sculptur verlange, das gerade habe ich auf das Höchſte und Schönſte bei Thorwaldſen, bei ſeinen Statuen wie bei ſeinen Basreliefs gefunden. In erſteren iſt der ganze Charakter, das ganze Leben des Helden oder der Göttin ſo mit der momentanen Handlung verſchmolzen und verbunden, daß es Jedem ſogleich lebendig entgegentritt; man ſieht nur eine einzelne Figur in einer ſchönen Stellung, aber Stellung, Form und Ausdruck ſind ſo, daß wir gleich klar das ganze Schickſal des Vorgeſtellten wiſſen; indem wir nur glauben, durch dieſe einzelne ſchöne Figur, dieſe erhabenen, aber reizenden Formen entzückt und gefeſſelt zu ſein, entwickeln dieſe, uns ſelbſt unbewußt, in unſrer Seele eine ganze Welt von Gedanken. Aber nur durch das ergreifendſte, verſtändlichſte Gewand einer ſchönen, wahren Form iſt dieſes möglich; fehlt dieſe, wird uns der Gedanke ewig arm und beſchränkt erſcheinen.

Die Venus von Thorwaldſen ſcheint mir eine in der entzückendſten Stellung und Bewegung wunderbare und

vollkommen ſchöne weibliche Figur; reizend zärtlich blickt ſie zu uns nieder. Immer, immer mußt' ich ſie anſehen und konnte mich nicht davon trennen. Jede Form war ſo weich, ſo üppig und doch ſo groß und beſtimmt, der Ausdruck und die Stellung ſo über alle Maßen graziös, ſo lieblich der Seele ſchmeichelnd und ſie zugleich tyranniſch beherrſchend, daß ich einmal über das andere entzückt die Stellung bewunderte, den Ausdruck, die Form. An einen Gedanken dacht' ich dabei nicht und doch fand ich meine ganze Seele voll Gedanken; ich fühlte, das konnte nur die Venus ſein: ſolche Stellung, ſolche Bewegung durfte nur der Königin der Schönheit gehören, und dieſes ſprach auch die kleinſte Nüance der Bewegung aus. In dieſer Figur lag die ganze Mythe der Göttin, ihre Freuden und Leiden der Liebe; ihre ſegnende Herrſchaft, die das Leben zu einem Roſengarten ſchafft, und ihre verderbende, die giftige Schlangen unter den Roſen verbirgt. Liebelnd neigt ſie ſich und beglückend zu dem Beſchauer nieder und voll anmuthiger, reizender Tyrannei trägt ſie den Preis, den Reichsapfel ihrer Herrſchaft, triumphirend in der Hand. Nicht nach irdiſchen Formen ſcheint ſie geformt und läßt in keiner Form ſich mit lebender Schönheit vergleichen, denn die iſt ſterblich und vergänglich wie alles Fleiſch und Blut; ſie aber iſt wie eine ewige Göttin, unvergänglich in gleicher Schöne und Jugend. Daſſelbe gilt, nach meiner Meinung, auch von dem Mercur und von ſeinem Hirtenknaben, der mir eigentlich nur ein Portrait der ganzen Individualität des Vorgeſtellten ſo ſchön zeigt. Dieſer Ausdruck konnte nur in ſo feinen, jugendlich unausgebildeten Formen ſich zeigen. — Dann ſind noch unvergleichlich ſchön die drei Grazien;

sie sind keine Venus, ihre einzige Schönheit ist ihre zarte, mädchenhafte Form und Stellung, ihre liebliche Jugend. Graziöseres läßt sich nichts denken; ihr Ensemble, wie eine zu der andern steht und sich anschmiegt, das ist vollendet, ist das göttlichste, vollkommenste Ganze, eine Grazie diese drei. — Herrlich ist sein Mars, den der Amor an der Hand faßt. Vorzüglich schön sind auch zwei Karyatiden, wovon eine die Hoffnung, die eine aufknospende Blume in der Hand trägt. Bei den Grazien, habe ich noch vergessen, sitzt an der Erde der kleine, Leier spielende Amor, den S. in Hamburg hat. Zwei schöne allegorische Figuren zum Grabmal des Papstes, die Stärke und die Wahrheit, colossale, 12 Fuß große Weiber. Ich sah noch manche schöne Statuen, aber vor allen lieblich ist eine Gruppe von Amor und Psyche, die sich umschlingen; fast noch schöner als diese ist der Ganymed, der den Adler des Jupiter tränkt. Ersterer kauert vor ihm und hält ihm eine Schale vor, halb schüchtern zurückgebeugt, als habe er doch noch Furcht vor seinem fremdartigen Räuber, dann aber wieder vergnügt und behutsam sorgfältig aufachtend, daß er den Göttervogel würdig pflege. Der Adler ist äußerst natürlich, doch ganz in seinen Schranken und stylisirt; die Flügel scheint er zu lüften, wie Vögel wol beim Trinken thun, hat aber, trotz seiner Unbehülflichkeit, doch solch edeln, majestätischen Ausdruck und Anstand, daß man ihn gern für den Blitzträger hält. Außer diesen sind noch andere mythische Statuen da, von denen die eine so schön wie die andere.

Dann ist das Modell da von einer Statue des Poniatowski, die nach Warschau gekommen; es ist ein colossaler Reiter zu Pferde, schön, aber nicht ausgezeichnet.

Dann ist ein Abguß da von dem Copernicus, der in Königsberg ist; hierin ist wieder ganz die Aufgabe der Sculptur erfüllt und obendrein sieht man noch die schöne Individualität des Portraits. Nur nach unten liegt das Gewand so furchtbar eng an, daß die Figur da gewaltig mager und ärmlich erscheinen wird. Dann ist das Modell da zu der colossalen Statue des letztverstorbenen Papstes, eine herrliche, schöne Figur.

Auch gibt's viele christliche Sachen, die mich im Allgemeinen sehr überraschten, da ich immer geglaubt, Alles, was außerhalb der Grenze der heidnischen Kunst läge, sei außer Thorwaldsen's Bereich. Völlig so ist es aber doch nicht. — Freilich ist der Christus niemals ein Christus, aber deutlich sieht man, er dachte ihn sich nicht anders und hat manche Vortheile demüthig bei Seite geworfen, um ihn ganz so, von allem bestechenden Schmuck entblößt, darzustellen, wie er ihn sich dachte; so ist sein Gedanke im Gewande schön ausgeführt, nur scheinen mir Arme und Hände gar zu plump und colossal. Dann sind zwei Engel da, von denen jeder ein Taufbecken trägt; der eine steht, der andere kniet. Diese behagen mir jedoch wenig. Dann sind jetzt viele der großen Apostel fertig, d. h. die Modelle, doch einige auch schon in Marmor. Hier zeigt sich nun auch ein schöner Sinn, ganz entsagend den Vortheilen griechischer Form der Gewänder, die überall die Form des Körpers durchzeigen und daher für Sculptur sich so besonders eignen, zeigt er seine Apostel alle in großen, faltigen Gewändern und läßt nichts sehen als die Hauptbewegung in großen einfachen Linien. Der Charakter der Apostel liegt nicht in der Form und zu materiell würde es sein, einen Apostel in einem Körper zu

erblicken und dadurch zu erkennen; ja ganz unmöglich wäre es. Dieſe Menſchen, die, alles äußern Schmucks entäußert, blos durch ihre Seelen gelten wollten und, indem ſie ganz ſich ſelbſt vergaßen und ſich nur in Liebe ihrem Herrn und ſeinem Wort und Werk ergaben, ſo wenig auf Erdenkleid und Form hielten, wie durften die durch dieſe charakteriſirt werden! So wie im Leben, mußten ſie auch hier ſo viel als möglich ganz davon entkleidet ſein. Eine ſchwere Aufgabe für den Bildhauer, die noch Wenige und ganz wol Einer erſt, Peter Viſcher, gelöſt. Aber auch Thorwaldſen hat ſie viel ſchöner gelöſt als ich dachte, und einige ſind wirklich vorzüglich; ſo ſind Bartholomäus, Simon, Thaddäus, Jacobus, Johannes ſehr ſchön. Häßlich nur Petrus, ſchwach Paulus und Matthäus, den er zugleich zum Matthias gemacht. — Außer dieſen hat er noch eine große, aus Statuen beſtehende chriſtliche Compoſition, Johannes Predigt in der Wüſte. Johannes iſt hier ein ſo ganz verfehlter Theaterheld, daß er Einem ordentlich zuwider iſt. Die einzelnen Zuhörer wären faſt alle außerordentlich ſchön, wenn es Hirten wären, die dem Apollo zuhörten; — aber daß ſie die Predigt Johannes hören, ſieht man Keinem an. Am ſchönſten ſind zwei Gruppen, eine Mutter, deren Bube ſich in ihrem Schoos ſchaukelt, und zwei kleine Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die entweder dem ſeltſamen Manne voll Verwunderung, Erſtaunen und Lächeln ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, oder einem Hunde, der vor ihnen ſitzt; aber die Körperchen ſind ſo reizend, das Mädchen ſo ganz Mädchen, wie der Bube Bube iſt.

Aber nun zu den heidniſchen Basreliefs. Vor allen herrlich iſt ſein großer, allgemein bekannter Alexanderzug,

den er nun zum vierten Male ausführen muß und an dem er einige sehr schöne Veränderungen gemacht hat; so ist eine sehr naive Veränderung die, daß am Ende des Basreliefs er mit Dem, der es zuerst bestellt, Hand in Hand steht und hin zu zeigen scheint auf sein Werk mit den Worten: „Da hab' ich's fertig gemacht," und der Andere: „Geben Sie es mir." — Dann noch eine Menge schöner Basreliefs, wovon das erste für mich ist: der Anakreon mit dem Amor, wie er in der Mitte der Nacht, als jener auf seinem Lager lag, durchnäßt zu ihm kam und ihn bat, sich am Feuer trocknen zu dürfen, und wie der tückische Knabe, während der Dichter ihm, dies erlaubend, den Leib und die nassen Haare abtrocknet, letztere schlichtet und den schlaffen Bogen betrachtet, ihm den Pfeil in das Herz bohrt. Das ganze Ding ist so originell und eigenthümlich, daß man Alles auf den ersten Blick sieht, wie es mitten in der Nacht ist, er sitzt auf seinem Lager, neben ihm seines Lebens Bild, seine Leier, die nur von Liebe singt und Freude und Wein, daneben ein Pokal. — Nächst diesem ist das ein sehr schönes, wo der Amor die in Schlaf gesunkene Psyche ins Leben zu rufen sich bemüht; sie scheint eben niedergesunken und, die Augen geschlossen, ruht sie mit einem Arm auf seinem Knie und in der andern Hand hat sie die Büchse; er, kniend, hat sie in seinem Arm aufgefangen, sieht beseligt auf ihre geschlossenen Augen und langt leise hinter ihrem Rücken weg mit der einen Hand nach der Büchse und mit der andern zieht er einen Pfeil aus seinem Köcher. — Dann ist noch wunderschön der Tanz der Musen um die drei Grazien nach Apollo's Leierspiel. Besonders die Thalia ist entzückend, die neben der edeln

ernſten Bewegung der tragiſchen Muſe vor ausgelaſſener Freude ſich nicht zu laſſen weiß und mit beiden Füßen hoch in die Höhe ſpringt wie ein Böcklein. — Schön iſt auch der weiche wollüſtige Bacchus, der dem Amor zu trinken gibt, ſowie Hebe, die dem Herkules den Trank der Unſterblichkeit reicht. — Wunderſchön auch Priamus, der um die Leiche Hektors bittet, und ein anderes noch ſchöner, wo dieſer zum Paris kommt und ihn zur Rede ſtellt über ſein weibiſches, unmännliches Weſen; nachläſſig und doch beſchämt, aber weich und ſchmachtend ſitzt Paris, neben ihm Helena, die Arme, die nicht zu begreifen ſcheint, was ihr Gatte Sträfliches gethan. Hektor ſteht wie ein Gott des gerechten Zornes in tiefer, ernſter Trauer vor ihm; wol ein Hektor, aber faſt erſchreckend und furchterregend anzuſehen in dieſem Augenblicke durch ſeinen Zorn und Schmerz um den entarteten Bruder. — Noch ein ſehr ſchönes hätte ich faſt vergeſſen, ein großes Basrelief, wo die Briſeis dem Achilles genommen wird; dieſer ſitzt und hat krankhaft die Beine geſpreizt, den Körper in allen Muskeln angeſpannt, die Fäuſte geballt, und raſ't hinauf zu den Göttern. Patroklus hat die Geliebte des Freundes hinausgeleitet, ahnet das ganze Verhängniß, ſteht trauervoll da und blickt ihr nach; ſie ſelbſt blickt noch zurück, ſcheint zu zögern und unwillig zu gehen. — Auch iſt ſehr ſchön noch das, durch Waiblinger's letzten Almanach im Umriß bekannte Basrelief, der Liebesmarkt, eine Skizze, die er in zwei Stunden gemacht, während er, unwillig über ſchlechtes Wetter, nicht ausgehen konnte. Sehr hübſch hat Waiblinger ſie beſchrieben, aber die Idee iſt auch ſo klar ausgeſprochen, daß ſie Jeder verſtehen muß. — Dann ſah ich vier Basreliefs bei ihm,

die mir sehr interessant waren, nämlich vier Amoretten, welche die Elemente bändigen. Der Amor der Luft reitet auf Jupiter's Adler, der des Wassers auf dem Delphin, der des Feuers führt den Cerberus und der der Erde hält den Löwen der Cybele am Zaum. — Dann sind wunderschöne Basreliefs unter seinen Grabmälern, besonders eins: ein junger sterbender Held liegt schon in den Armen des Todes, matt und müde; dieser reicht ihm seinen Mohn über die Schulter; der Freund des Helden bringt ihm noch den Lorber, nach dem er sterbend langt; Mutter und Schwester sitzen und klagen um ihn; aber auf der andern Seite die Geschichte, die seinen Namen freundlich und zufrieden aufzeichnet. — Eben so schön ist ein Mann, der um die todte Gattin klagt, und vor Allem eine Amazone, welche die Leier spielt (zum Monument für Lord Byron gehörig). Das heißt, Alles und Alles von ihm ist schön, und nach Dem, was ich vom Bildhauer verlange, ist er für mich der vollkommenste Künstler, ein Bildhauer, welcher seinen Platz ausfüllt, wie er soll. Als ich durch einen schönen blühenden Garten, in dem Rosen, Veilchen und Lorbern friedlich neben einander standen, wieder auf die Straße kam, war mir, als wär' ich wirklich vom Olymp auf einmal auf die Erde gefallen, und die Menschen kamen mir, verwöhnt durch den langen Umgang mit den Göttern, fremdartig vor in ihrer kleinen häßlichen Natur und armen Lumpen.

Den Maler Draeger, an den ich von Coopmann einen Brief habe, habe ich besucht und an ihm einen sehr lieben Menschen und äußerst tüchtigen Künstler gefunden. Er scheint die alten Venetianer mit Wuth studirt zu

haben und hat wirklich bis auf einen merkwürdig hohen Grad sie erreicht. Das war mir schon auf der Berliner Ausstellung bei einem Bilde von ihm auffallend und bemerkbar, wo Moses alle Hirten vom Brunnen treibt; aber bei Dem, was ich hier bei ihm sah, war es noch viel hervortretender: es ist ein Mädchen in einem dunkelroth seidenen Kleide, sie sitzt (halbe Figur) und man sieht sie beinahe ganz von hinten. Der Kopf ist aber so umgewandt, daß man zwei Drittel vom Profil sieht; sie scheint die Laute zu stimmen und darnach zu horchen. Der ganze Hintergrund ist eine Landschaft, in der ein Orangenbaum ihr zunächst steht. Die Auffassung in Kopf und Ausdruck ist ein klein wenig häßlich, aber auch nur darin, sonst sind alle Formen, vorzüglich Nacken und Hals, wie das Haar und auch die Landschaft großartig, schön und graziös gezeichnet, ein echt Tizianisches Colorit. Dabei ist nichts ängstlich hervorgesucht, sondern Alles edel, frei und groß behandelt, keck und breit gemalt. —

Der Monte Pincio macht einen Theil von Rom aus, er grenzt auf einer Seite an die Stadtmauer, wo er die Passeggiata oder einen Spaziergang bildet, der sehr angenehm ist; der übrige bebauete Theil ist fast nur von Künstlern, größtentheils Deutschen, bewohnt. Hier ist eine Ecke, die auch die Klatschecke heißt. Zu diesem Monte Pincio führt die große spanische Treppe hinauf, die 130—40 Stufen hat; auf ihr liegen immer alle Modells, sonnen sich und lauern den auf- und absteigenden Malern auf. Auch frierende Maler sieht man mitunter dort. Auf diesem Monte Pincio wohnen Milde und ich auch; da ich ihn dreimal täglich hinab- und dreimal wieder hinaufsteigen muß, so ist das für mich eine gute

Uebung im Treppensteigen; denn somit steig' ich, die Stufen meines Hauses mit eingerechnet, täglich sechsmal 150 Stufen, das macht 900 Stufen.

Overbeck's Werkstatt.

Einen traurigen, herzbewegenden Eindruck hat Overbeck's Persönlichkeit auf mich gemacht*): ein langer magerer Mann, mit wenig kurzem, gescheitelt blondem Haar, dessen Augen trüb' und, von einem tiefen schwarzen Hof umgeben, unendlich leidend blicken. Sein Mund zieht sich bei jedem Worte in ein gezwungenes, süßes Lächeln. Eigentlich sieht er aus wie ein schüchterner Gefangener, der in jeder Ecke einen Späher fürchtet. Dabei geht durch alle seine Worte und sein Wesen eine ungeheure Demuth, Bescheidenheit und hingebende Freundlichkeit, die aber auch nicht wohlthut, sondern unheimlich ferne hält. Ich wagte kaum zu sprechen und sprach auch nur leise und fragend. Mittheilen, erzählen, wie bei Andern, konnt' ich nicht; die Brust war mir zugeschnürt und vollends wußt' ich gar nicht, was ich sagen sollte, wenn er bei seinen Arbeiten immer um Verzeihung bat, daß er es wage, sie uns zu zeigen, sie „unbedeutend, nichts" nannte, sich glücklich schätzte, daß die Leute ihn „Unbedeutenden" gewählt und bei ihm Bilder bestellt, nur die Besteller bedauerte, daß sie nicht auf Würdigere gefallen, und endlich gar mich um Erlaubniß bat, ob er mich einmal besuchen und meine Sachen sehen dürfe. Und dann, als ich ihn fragte, ob ich wiederkom-

*) Möge der Leser keinen Anstoß nehmen an der Offenherzigkeit, mit welcher dieser erste Eindruck dargelegt ist. Daß Erwin an persönlicher Ergebenheit und aufrichtiger Bewunderung für den Meister Keinem nachstand, wird der Verfolg an vielen Stellen ausweisen. Anm. d. Herausg.

men dürfe, sagte er: „Gott, wenn ich die Mühe mir machen wolle, würde er glücklich sein.“ Beinahe mußte ich lachen, aber mit Thränen in den Augen. Ein Mann, der seinen eignen Werth nicht kennt, wo soll der Kraft und Muth hernehmen, das Höchste, Erhabenste, herrlich Schöne zu erlangen, dem Bösen zu trotzen und das Elende und Schlechte zu verachten! Wer sich nicht selbst kennt, kann nicht fest und sicher gehen, ewig wird er schwanken; denn um sicher den Weg zu meinem Ziele zu verfolgen, muß ich wissen, daß es der beste ist, den ich gewählt, muß sehen, wie viel ich schon zurückgelegt vor Andern, die auf Nebenwegen gehen. Weiß ich das nicht, kann ich das selbst nicht sehen, da werd' ich bald unstet zaudern und nicht wissen, ob ich fürder schreiten soll, ob Jene nicht besser gehen und eher zum Ziele kommen; dann werde ich diesen Weg, dann jenen wählen und endlich mich selbst verlieren. — So scheint Overbeck in seinem Wesen; aber, was ich nicht glauben mag und dennoch klar und deutlich seine Sachen verrathen — dieses Wesen ist nur ein angenommenes, er ist nicht so. Darum also nur von Overbeck aus seinen Sachen.

Das Erste, was er mir zeigte, war der Carton zu einem großen Oelbilde, im Auftrag des Städel'schen Instituts in Frankfurt. Der Auftrag, so sehr er Overbeck entzückte, hat für mich etwas höchst Widerliches, Betrübendes. Es ist nämlich der christliche Künstlerparnaß oder der Parnaß christlicher Künstler, und was Overbeck dabei zu thun hat, hat er außerordentlich schön gelöst. Die obere Hälfte des Bildes ist eine Glorie, in deren Mitte die Madonna mit dem Christuskinde sitzt, der Kunst die Weihe dadurch gibt, daß sie gewisserma

als Urquell aller Kunst einen alten Gesang schreibt. Zuvörderst sind dann auf jeder Seite neben ihr die Hauptpatrone der Künste: Lucas als Maler, David als Musiker, Johannes der Evangelist als Architekt mit dem Grundriß des himmlischen Jerusalems, und Salomo als Sculptor wegen der Ausschmückung des Tempels. Ihnen zunächst sitzen nun solche Leute, die auch noch etwas mit der Kunst zu schaffen hatten, als Noah, Moses, Aaron, die Propheten u. s. w.; dann geht es weiter in den Hintergrund der Glorie und hier hat er nun gezeigt, wie im weitesten Sinne des Wortes Alles Bild ist. Da kommt Elias und Johannes, das Ebenbild des Elias. Dann die Nachfolger Christi, die Märtyrer und Heiligen, die sich zu seinem Ebenbilde machten, und endlich die weiteste Bedeutung, Adam als Ebenbild Gottes. Den weitern Raum des Bildes füllen nun lauter Künstler, die sich um einen Springbrunnen in den lieblichsten Gruppen gesammelt; dieser Springbrunnen ist äußerst poetisch und schön, als Sinnbild der Kunst, der zum Himmel aufstrebenden, genommen, die wie in einem Spiegel sein Bild erfaßt und wiedergibt, und dann, um die doppelte Auffassung anzudeuten, hat er zwei Becken über einander vorgestellt, in deren unterm sich Menschen bespiegeln, im obern nur der Himmel. Um diesen Brunnen nun sind zunächst die Maler und Poeten versammelt: da sitzt auf dessen Stufen Michel Angelo und Signorello, sein Meister; alsdann van Eyck, der von Fiesole empfangen wird (hier zeigt sich Overbeck als Katholik, indem er dem Fiesole einen großen Heiligenschein gegeben), Dürer, van Leyden, dem Gozzoli die Hand schüttelt, und endlich Rafael, der aber, wie Viele, lange nicht bedeutend genug gehalten ist, be-

sonders da alle Augen gleichmäßig auf den beſcheinten Fieſole fallen; doch das iſt Abſicht! Um Rafael verſammelt ſind die Geiſter ſeiner Zeit, Dante und noch einige Dichter. Im Vorgrunde ſind in der einen Eckgruppe die Baukünſtler, in der andern die Sculptoren und Muſiker; oder ſo: neben der Baukunſt (auf den Trümmern griechiſcher Tempel gelagerte und ſitzende Jünglinge, die von ihrem Meiſter über den Riß einer alten Baſilika unterrichtet werden) ſtehen der heilige Ambroſius und Gregorius mit Knaben, die ihre Geſänge ſingen. Auf der andern Seite ſitzt eine ähnliche Gruppe auf einer zerbrochenen Statue und hat den Riß zu einem chriſtlichen Altarſchrein vor ſich. — Noch eins hab' ich vergeſſen: auf den Stufen des Brunnens, ganz vorn, ſitzen zwei Mönche als die Urheber chriſtlicher Kunſt, die bunte Buchſtaben in Schriften malen. So ſchön dies nun Alles ausgeſprochen, ſo ſchön die einzelnen Gruppen, Köpfe und Stellungen ſind und ganz den großen Overbeck recht in voller Glorie zeigen, der bei dem größten Schwunge, der ſeelenvollſten Entzückung in ſeinen Figuren, doch immer ſo in ſeinen Grenzen bleibt, daß nie eine Stellung übertrieben oder unruhig für das Auge wäre (denn Alles iſt höchſt einfach und doch ein großes Maß von ruhiger Grazie, ſchön und wohlthuend anzuſehen), ſo hat, trotz alle Dem, dieſes Bild mich nicht erfreuet, ſondern nur traurig gemacht. Erſtlich iſt es doch ein gänzliches Unding, ein Widerſpruch ſonder Gleichen, ein chriſtlicher Künſtlerparnaß! Entweder auf den Parnaß gehören alle Künſtler, oder den chriſtlichen Künſtlern gehört nicht der Parnaß — und dann, iſt es nicht furchtbar einſeitig und engherzig, auch in der Kunſt zu ſcheiden und

zu trennen, wie leider genug das Leben schon trennt und scheidet? Sollte nicht gerade die Kunst hier die Vermittlerin sein und ist nicht eben Das das herrlich Schöne, daß sie ein so weites Herz hat und Alle ihre Kinder nennt, die ihr nur treulich dienen? daß zu ihren Füßen auf dem Parnaß sich Die vereinen und umarmen können, die sonst getrennt für immer sind? Ja, wie in den Schranken des Parnasses keine Feindschaft fortbestehen darf, wie Künstler, die sich im Leben ewig angefeindet, hier vereint an einer Tafel schmausen, so auch keine Spaltung; wie alle Menschen Gottes Kinder sind, so sollten hier alle Künstler Brüder, Kinder einer Mutter sein. Und kann ein unbarmherzig strenger Glaube den Himmel Denen verschließen, zu denen nicht das Heil gekommen, hier sind sie aufgenommen in diesen ewig schönen Frühlingsgarten, in dessen Mitte der kühlende Springbrunnen plätschert, in diesen schattigen Lorberhain, um auszuruhen von allen ihren Qualen, Leiden und Mühen, um an dieser seligen Freudentafel sich zu laben nach der Erdenwanderschaft Hunger, Ermattung und Durst, um hier auch zu genießen die Blumen und Früchte, die sie so verschwenderisch der Welt gegeben, ohne selbst davon zu kosten in ihrem Darben — davon vermag nicht des Apostels Schlüssel sie zu verbannen; einen Himmel schließt er wol, dieser aber ist ewig offen und lange zuvor, ehe der andere Himmel bewohnt war, hatte Gott, der ewige Schöpfer, diesen Garten gepflanzt und ihn seinen Lieblingen gegeben, die in treuem Dienste durch ihre Werke ihn und seine Schöpfung zu verherrlichen und ihm zu dienen die Dornen des Lebens trugen. Darum, wer Gottes Geist in seinen Sachen zeigt, dem steht auch dieser Him-

mel offen. Nein, nicht die alten Meiſter ſind ausgeſchloſſen, die ruhen ſchon Jahrhunderte, Jahrtauſende in dem Lorberſchatten des Parnaſſes und wir ſind die Ankömmlinge. Wir nur ſollten trachten, daß ſie uns aufnehmen! Aber armer Overbeck! Wie ſtehſt du dann beſchämt; mit Freude reichen ſie Alle dir die Hände und freuen ſich, dich zu ſich aufnehmen zu können, ſie, die größer waren als du. Und du, Armer, willſt ſie verbannen? Zögerſt wol gar, ihrer liebreichen Einladung zu folgen? Viele der Meiſter, die du vorgeſtellt, haben es nicht ſo gemacht, ſie würden ſich langweilen und verlaſſen fühlen auf dem Parnaß, den du ihnen angewieſen. Rafael und Michel Angelo würden traurig ihre alten Griechen ſuchen und klagen, ſie nicht dort zu finden. Dante würde, wenn er ihre Seelen auch in den Vorhof der Hölle ſetzen mußte und deshalb nicht lange bei ihnen weilen konnte, doch gewiß hoffen, ſie hier zu finden und ſeinem Führer durch der Hölle Räume wieder zu begegnen, um dankbar ihm zu ſein. — Und nun von allem Dieſen abgeſehen, wie läßt ſich eine chriſtliche Kunſt für ſich allein beſtehend denken? Iſt's eigentlich denn nicht ein Unſinn? Rechnen wir denn bei der Weltgeſchichte erſt von der Geburt Chriſti an? Iſt die Welt da erſt geſchaffen? Zählen wir nicht viel weiter hinaus? Und ebenſo iſt es bei der Kunſt; ſind alle die herrlichen, die unerreichten göttlichen Werke denn nichts, weil ſie in einer Zeit entſtanden, wo noch kein Chriſtus war? Sollen wir ſie, die ſo allmächtig den Funken des göttlichen Geiſtes zeigen, ganz vergeſſen und überſehen? Wie armſelig würde dann die Kunſt ſein, wo ſollten wir anfangen zu rubriciren und was nur zur Kunſt zählen? Ach, die

schönste Blüte streiften wir ihr dann ja ab und dürftig, wie eine verkümmerte Pflanze, würde sie bald verwelken! Nein, das ist gräßlich falsch; selbst Christus will das ja nicht, daß wir, was vorher gewesen, vergessen sollen und verleugnen: er ist nicht gekommen, um aufzulösen, sondern zu erfüllen. Wie die Erde des grünen blumigen Gewandes bedarf, um nicht in der Sonne zu verbrennen und im Frost zu erfrieren, so ist die Kunst das blühende Gewand des Lebens; wo dieses fehlt, da ist das Leben öd' und wüst und, wie die Erde, unfruchtbar; daher war von je die Kunst und wird, so lang' das Leben dauert, fortbestehen. Wer wagt es, diesen schönen Mantel des Lebens zu zerreißen, damit unbrauchbare arme Fetzen daraus werden, die nicht hinreichen, die Blöße zu decken? Das ist barbarischer als die Kriegsknechte unterm Kreuz. Das ist eine arme, schwache, kranke Idee, den Ursprung unsrer Kunst herzuleiten von Mönchen, die Handschriften malen. Freilich trat die Kunst zuerst im Christenthum wieder wirksam ins Leben, aber nimmer ist es der Ursprung irgend einer Kunst; denn so wenig wie aus der Pyramidenschrift ist die Kunst aus diesen dürftig kümmerlichen Fratzen herzuleiten, die selbst nicht einmal dagewesen, wären sie nicht gesammelt und geschöpft aus ältern Werken. Aus den Trümmern alter Tempel haben Christen ihre Kirchen gebauet und alle Architektur beruht noch darauf. Hätten sie diese, wie Deukalion, blos hinter sich geworfen, nie würde eine neue lebende Schöpfung entstanden sein. Wie der Jünger nach dem Tode seines Meisters sorgfältig jeden Zug von seiner Hand, aus seinem Leben sammelt, wie ein Heiligthum aufbewahrt, daraus schöpft und lernt, was ihm der Meister nicht mehr lehren

kann, so haben sie die Alten wie ein Heiligthum verehrt und Keiner hätte damals die Frechheit gehabt, ihnen den Parnaß zu versagen: wollten sie ihnen doch so gern selbst den Himmel öffnen und überließen es, das Beste hoffend, der Barmherzigkeit Gottes. Und der will auch ich es überlassen, hoffend, wenn ich nur mich ihrer würdig zeige, noch einmal alle alten herrlichen Meister, welche die Erde und das Leben getrennt, vereint zu sehen wie Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterblumen in Einem Korbe. Und da möcht' ich, daß diese schöne, herrliche Herbstblume, die aber schon am Absterben kränkelt, mein lieber, aber engherziger Overbeck, neben einen recht sprudelnden Heiden zu sitzen käme.

Doch nun von seinen andern Sachen, die erfreulicher sind, besonders für mich, da ich sehe, daß doch jetzt die Kunst an allen Orten anfängt, aufzustehen. Overbeck hat unter seinen vielen und schönen Aufträgen auch drei für Hamburg: das Altarbild, ein Bild für Jenisch und eins für Godefroy. Dann hat er den Auftrag, ein Altarbild für den Kölner Dom zu liefern. Unser Hamburger Altarbild sah ich nicht; aber die Cartons zu den beiden andern für Hamburg: eines ist das Urtheil Salomonis und gefällt mir sehr; das andere ist die Vertreibung der Hagar, welche, wie Ismael, unvergleichlich schön; so auch Sara und Isaak, und menschlich hat er ihren Antheil an dieser Handlung dadurch mildern und faßlicher machen wollen, daß er sie dargestellt, als hätten sie fast wider Willen Abraham dazu getrieben und machten sich selbst nun trübe Gedanken darüber. Isaak fällt ihr um den Hals, als wolle er sie trösten und zeigen, daß er ihr bleibe, und als freue er sich zugleich, daß er sich nicht in die Wüste zu begeben brauche. Dann

ſah ich noch einige kleine Bleiſtiftzeichnungen bei ihm, die ſehr ſchön ſind, wenigſtens zwei bis drei davon. Hingegen gefiel mir eine auch gar nicht, das war der Jüngling zu Nain. Gemalt habe ich nichts geſehen, weil er gerade nichts zu Hauſe hatte. Als ich ihm ſagte, Otto zeichne ſein Bild auf Stein, gab er mir zur Antwort, es thue ihm ſehr leid, daß ein Menſch an eine ſo unbedeutende Arbeit die Zeit verlöre!

Nun noch Eins: Overbeck hat von dem düſſeldorfer Kunſtverein den Auftrag erhalten, ein Altarblatt für Köln zu malen. Mit dieſem Verein hat es folgende Bewandtniß: es wurden für denſelben am ganzen Rhein Actien untergebracht. Da ſich Köln am meiſten betheiligte, hat dieſe Stadt zuerſt das Recht, ein Bild für ſich zu beſtellen. Der Kunſtverein iſt zur Uebernahme eines Theils der Koſten verbunden, das Uebrige hat die Stadt beizutragen. So erhalten nach und nach die verſchiedenen Städte am Rhein auf eine leichte Art ſchöne Bilder, die Kunſt wird allgemeiner verbreitet, ſchöner und würdiger verwendet und zugleich fallen die bei Verloſungen nur zu häufig vorkommenden Uebelſtände weg.

Overbeck's Schwager, Rebenitz, iſt ein ſehr netter, beſcheidner, gebildeter und wohlwollender Menſch, nur Schade, daß er ſo verſauert zu ſein ſcheint, wenigſtens ſah mir das ſo aus ſeinen Bildern heraus, an denen ſonſt manches Gute, manches Schöne iſt. Aber wie er faſt zu gut fürs Leben ſcheint, und mir wohler wird bei einem Menſchen, der nicht alle ſeine Handlungen ſo prüft (wenn ich das auch bewundere und hochſchätze, wobei ich mich aber zu weltlich fühle), ſo iſt er mir in ſeinen Sachen auch zu geiſtig, zu wenig körperlich.

Die Wohnung des preußiſchen Geſandten.

Milde und ich ließen uns durch Rebenitz hinführen und fanden einen ſehr freundlichen, netten Mann, der mit vielem Antheil ſich nach allen Bekannten erkundigte und wirklich recht herzlich und warm von ihnen ſprach und an ſie zu denken ſchien. Weiter ſahen wir von ſeiner Familie Niemanden. Er hat eine Ausſicht aus ſeinem Fenſter, die unvergleichlich iſt. Er wohnt in oder am Capitol; von dem Balcon, der oben vor allen ſeinen Zimmern rings ums Haus hinläuft und mit den ſchönſten Blumen geſchmückt iſt, ſieht man erſtlich tief hinab in einen dunkeln, grünen, duftigen Garten, in dem durcheinander Cypreſſen, Lorberbäume und immer grüne Eichen des Winters ſpotten und in ihren dunkeln ſchattigen Armen den Sommer gefeſſelt zu halten ſcheinen. Mitten unter dieſen ſind viele Beete voll blühender Blumen, Roſenhecken und Gebüſche, die faſt mehr Blüten als Blätter tragen; dann eine Menge Orangenbäume, in deren grünem Schattendach ſich die goldnen Himmelsſterne verborgen zu haben ſchienen. Wie das Kind in der Fabel, das in den Himmel ſah und am Finger ein wenig von Gottes Herrlichkeit behielt, ſo ſcheinen dieſe Bäume, als das goldne Zeitalter von der Welt floh, noch in ſein letztes Abendroth ihre Zweige getaucht und ſo von ſeinem Glanz geraubt zu haben. Ueber dieſen Garten weg ſieht man das ganze chriſtliche Rom, den Vatican und St. Peter in der Ferne; dann all' die vielen hundert Kirchen, Klöſter und Paläſte u. ſ. w., die Engelsburg, das Capitol zuvörderſt. Dann mitten unter dieſem neuern Rom die Trümmer des alten: das Pan-

theon, die Säulen des Antonin und Trajan, die alten Triumphbogen und Thore, den Campo vaccino, die ſchauerlichen Ruinen, die wie eine Grabesinſchrift dunkel mit Lorber gekrönt daliegen, von den Kaiſerpaläſten, dem Coloſſeum; die Ruinen vom Tempel des Friedens und der Veſta, die Bruchſtücke und Säulen vom Tempel des Jupiter und anderer, ſowie das Forum. Dann die alten ägyptiſchen Granit-Obelisken, die wie Fingerzeige oder Ausrufungszeichen aus der fernſten Zeit gen Himmel ſtreben. — Ueber dieſes Alles weg die Campagna, wie die von der Sonne verbrannte, gebräunte, von Leiden und Qualen gefurchte Stirn Italiens, die das mit gebrochnem Auge und verſtummtem Munde ſchöne Antlitz, Rom, krönt. Langſam windet mitten durch die Stadt ſich die gelbliche Tiber und ſcheint traurige, finſtere Sagen zu ſingen von Roms Fall; dem aber ſcheinen Villen auf den Hügeln ringsumher, die aus Wäldern von Lorber und Pinien hervorlugen, wie ein Freudengeſchrei durch den Lorber des Siegers ſich ſchlingt, laut zu widerſprechen, wüßte nicht Jeder, daß dieſe Villen auch nur übertünchte Gräber ſind und inwendig Schutt und Moder bergen. Ganz in der Ferne umſchließt nun die Gegend das herrliche Albaner- und Sabiner-Gebirge mit ſeinen einfach großen ſtillen Formen, die eine ſo mächtig ſchöne Linie bilden, daß man wähnen möchte, der goldglänzende Horizont ruhe mit Luſt auf dieſer Ferne. Dies Alles beſchien ein ſehnſüchtig glänzend blauer Himmel, an dem einzelne Wolken, wie verrätheriſch entflohene Seufzer, vorüberzogen — aber ein noch viel ſehnſüchtigeres Auge beſah die Gegend und den Himmel — und wünſchte — ach

Gott, gewaltige Dinge! — „Vom Himmel fodert er die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust — und alle Näh' und alle Ferne schafft Frieden nicht in seiner Brust."

St. Peter und der Vatican.

Fast weiß ich von Beiden nichts zu sagen, da ich erst einmal dort war und wie ein Räthsel, wie eine Zauberwelt noch Beides vor mir liegt. St. Peter ist wol das Uebermenschlichste, was alle Zeiten je hervorgebracht, d. h. in seiner Art. Ein Gewölbe von dieser Höhe und dieser Ausdehnung und dann bei seiner Riesengröße so harmonisch schön in allen Verhältnissen, daß Keiner die Größe ahnet, und wie eine schöne Musik, ein schönes Gedicht, ein schönes Bild Jedem so einfach vorkömmt, als müsse er das selbst haben machen können; so dieser Bau. Gewiß wird Jeder, so sehr er von der tiefsten Andacht durchschüttert sein muß, wenn er in diese Räume tritt, doch sich verwundernd fragen: „das ist der weltberühmte große Bau, wo ist die ungeheure Größe?" — bis man unter die Kuppel tritt, und hinauf blickt und sieht, wie diese so hoch und weit ist, daß die obern Räume schon, wie die Spitzen von Thürmen, duftiger und fast wie von Wolken umgeben scheinen; bis man vergleichen kann und sieht, daß die Blätter an den Säulenköpfen bequem mehre Menschen tragen könnten und die Menschen in diesem Bau ganz verschwinden und nur wie Würmer auf der Erde zu kriechen scheinen.

Ja, ein ungeheurer Gedanke und herrlich groß ausgeführt steht St. Peter! Jahrhunderte haben daran ge-

bauet, Bramante ſchon und endlich Michel Angelo, der der Kirche auch ihre Façade gegeben, die mir übrigens ganz verfehlt zu ſein ſcheint, durch ihre Verhältniſſe alles Imponirende verliert und wie ein gewöhnlicher Palaſt ausſieht. Herrlich aber iſt die Kuppel von innen und außen, die hoch und mächtig über Rom wegragt und weit in die Welt hinaus glänzt, ja faſt zum Himmel zu ſtreben ſcheint. Aber wehe! der mächtige Bau hat Rom erdrückt und iſt zu ſeinem Grabſtein geworden. St. Peter ſollte das Schloß am Liebesbande ſein, das die ganze Erde verbindet; allein es iſt zur Kette geworden, in der eine gefangene Welt ſchmachtet! Merkwürdig iſt die Kirche. Alles was nicht lächerlich darin erſcheinen ſoll, muß coloſſal ſein; Engelchen, größer als Menſchen, tragen das Weihwaſſerbecken. St. Petri Grab iſt in der Kirche, zu dem eine eigne Treppe hinunter führt und vor dem immer viele Lichter brennen Beſondere Kunſtwerke von Werth ſind nicht darin. Tritt man wieder aus der Kirche, ſo hat man auf jeder Seite der Colonnaden die zwei mächtigen Springbrunnen vor ſich, die in ihrer Art ſo unbegreiflich und mächtig ſind, wie die Kirche: ſcheint hier die Maſſe von Stein zum Himmel zu ſtreben, ſo ſcheint dort ein Fluß mit aller ſeiner Waſſermaſſe ihm folgen oder noch zuvorkommen zu wollen. Hoch in die Luft wird die ganze Waſſermaſſe, nicht ein einzelner ſchmaler Stral, geſchleudert und fällt dann wieder nieder als Wolke von Nebeldunſt und Schaum, woraus die Sonne die ſchönſten Regenbogen zaubert.

Von da ging ich in den Vatican zu den Stanzen und Loggien Rafael's. Die Loggien ſind ein halboffner

Bogengang, der zu den Stanzen führt und ganz ausgemalt ist, Decke und Wände von Rafael und seinen Schülern. Durch die Bogenöffnungen sieht man zu seinen Füßen ganz Rom und somit eine ganze Welt, begrenzt von den schönsten Berglinien, über die die blendendweißen Schneeberge fern aus Calabrien her hinweg sehen. Alles war von der Sonne vergoldet, nur die Berge dunkel violetblau. Von den Bergen stieg in der schwarzen Gewitterluft ein leuchtender Regenbogen auf, der sich dann im Aether verlor und der Weg oder die Leiter vom Himmel zur Erde zu sein schien. Von hier aus sollte man wirklich glauben, Rom wäre das Haus der Welt und hinter Rom da gebe es nichts mehr. „Vom Vatican herab sieht man die Reiche schon klein genug zu seinen Füßen liegen, geschweige denn die Fürsten und die Menschen." — Von den Malereien kann und mag ich nichts schreiben, mit ihnen geht es mir bis jetzt, wie uns manchmal mit Träumen: wir haben einen wunderbar herrlichen Traum gehabt, und so lebhaft geträumt, als wäre es wachend uns begegnet; nun erwachen wir Morgens und meinen, denselben nie zu vergessen und ihn ganz so uns wieder erzählen und geben zu können; statt dessen vermögen wir auch nicht im geringsten ihn mehr zusammen zu reimen. Er war zu neu und schön, im Wachen kann die Seligkeit nicht fort bestehen. So ging es mir mit den Malereien. Ich war glücklich; sah dann in die freie Welt, dann in die Farbenwelt. Aber ich war wie im Traum. Nur Das noch weiß ich deutlich, was so klar mir hier wurde: die Gedanken Gottes sind der Himmel mit seinen Sternen, Sonne, Mond, Abend- und Morgenroth, Tag und Nacht; die Erde mit aller ihrer

Pracht, ihren Blumen und Vögeln und allen ihren Tausenden von Geschöpfen; das Meer und seine Wunderreiche. Gott dachte sie und ewig sind sie da und dauern fort! Und hier ist den Gedanken Gottes gegenüber noch eine zweite Welt gedacht; Rafael dachte diese neue wunderbare Farben- und Formenwelt und ewiggleich und schön spricht sie lebendig und in die Seele dringend von den kalten Wänden und Gewölben zu uns. Freilich lange schon ist der Mund verstummt, das herrlich göttlich große Herz, das solche Schöpfung dachte, solche Worte sprach; aber von den Wänden tönt selbst das Echo ewig fort und klingt wie die süßeste Musik, wie Gesang vom Himmel strömend. Die entzückte Schöpfung Gottes lauscht aufmerksam ihrer neuen wunderbaren Schwester und sieht mit liebendem Auge zu ihr hin. Ja diese Echostimme des Verstorbenen, sie tönt lebendiger und schöner, als alle Sprachen der Lebenden!

Im Pantheon, einem alten schönen Tempel, der, nachdem er mehre geschmacklose Altäre erhalten, eine christliche Kirche geworden, liegt Rafael begraben. Ein einfacher Stein bezeichnet die Stelle, wo er ruht. Sonderbar wurde mir, als ich ihn sah. Wie bei der plötzlichen Nachricht vom Tode eines blühenden, lebensfrischen Jünglings wir es erst nicht glauben wollen, so war mir; ich wollte und konnte es nicht glauben, daß Der todt sei, der überall so lebensfroh, so klangvoll, geistreich zu mir geredet. Eher könnte der Stral der Sonne erfrieren und das Meer versanden, ehe dieses Leben, diese Seele voll göttlicher Glut, voll Geist und Feuer, ersterben und erlöschen kann. — Aber das ist ja auch nicht, er lebt ja, und lebt ewig! Und hier an diesem Grabe habe ich recht wieder empfunden,

daß der Geist des Menschen nicht sterblich, daß er ewig leben muß. Wenigstens dieser. Wer so verschwenderisch hingebend und aufopfernd alle reichen Gaben, die Gott ihm geliehen, für seine Mitmenschen verwendet, wer so das Füllhorn seines Reichthums, seines großen Geistes, seiner vollen Seele über die Menschen ausgeschüttet, so vielen Tausenden den süßesten Himmel und alle Seligkeiten herab gezaubert, Jedem mitleidig gegeben, was er wünschte, der wird gewiß auch nicht unbelohnt dafür bleiben, und wie er Andern gethan, wird ihm gethan werden. Gewiß den schönsten Himmel hat er sich erworben, zu dem der Dank von Tausenden als Opfer wallet. — Ja, wen Gott so auf Erden fortleben läßt, der lebt auch ewig im Himmel fort, und kein Frommer kann ihn daraus verbannen. Schöner, göttlicher Rafael, wie hast du dich der Menschen erbarmt, die ganze Welt an deine volle, große, reiche Brust gedrückt und ihr gegeben aus dem Schatz deiner Seele! Ach, und als du an die Brust sie drücktest, drückte sie dir ihre Stacheln und Dolche ins Herz, daß du verbluten mußtest. Da gab Gott dir, wie du den Andern, und zog dich an seine Brust, der du so treu gepriesen und verherrlicht seinen Namen! Eigentlich ist's nicht traurig auf dem Grabe eines solchen großen Mannes, denn was beklagen wir da? Ewig lebt er fort in seinen Werken, er kann nicht sterben, und dennoch ist uns so weh, so leer und öde zu Muthe. — Ja Rom lag lange im Sterben, da starb Rafael, das brach Roms Herz. Erde und Himmel schienen zu weinen und in Donner und Sturm die Natur aufzuheulen — in Rafael's Grab sank das lebensmüde, große, mächtige Rom! In der ganzen Welt

ist nicht so viel Leben zu finden, so viel Seelenglut und Geist, als unter diesem Steine liegt.

Den 16. Febr.

— — Hauptsächlich schreibe ich Euch diese Zeilen, um Euch zu beruhigen über die wahrscheinlich furchtbar übertriebenen Zeitungsnachrichten von Rom und seinen Unruhen. Lebhaft kann ich mir denken, wie Ihr Guten in Angst meinetwegen seid, wenn Ihr vielleicht leset, daß alle Fremden ermordet u. s. w. Von alle Dem ist bis jetzt, Gott Lob, nichts vorgefallen, und ich will Euch nun einfach erzählen, was es gewesen. Am 2. Februar, also am Lichtmeßtage, saßen Milde und ich bei sehr schlechtem Wetter zu Hause und arbeiteten, als plötzlich der erste Kanonenschuß das Zeichen gab, daß der Papst gewählt sei. Nun folgte Schuß auf Schuß. Schnell zog ich mich an und lief nach dem Monte Cavallo, wo der Quirinal ist, in dem das Conclave der Cardinäle war. Alles Volk strömte jetzt dahin, Eseltreiber ließen ihre Esel stehen und liefen davon, aus allen Fenstern rief man sich Freudenbezeigungen zu, die freilich meistens nicht dem Papst galten, sondern dem Carneval, der jetzt stattfinden durfte. Man klatschte in die Hände und rief abbiam un carnevale! Auf den Balcon des Quirinals selbst traten nun die Cardinäle sämmtlich heraus und einer verlas den Namen des gewählten Papstes, Cardinal Capellari, mit dem Papstnamen Gregorio XVI.; dann kam der Papst selbst und gab dem Volke die Benediction, und darauf zerstreuete sich Alles. Abends war die Stadt illuminirt,

d. h. einige Häuser, und auf den Straßen brannten Pechfackeln und Holzstöße. Am folgenden Morgen nahm der Papst Besitz vom St. Peter und Vatican, wo er jetzt wohnt. Es war ein sehr schöner Tag und alles Volk schon früh in Allarm. Ich ging mit mehren Andern zuerst nach dem Quirinal, um den Papst hier ausziehen zu sehen; während wir so standen und warteten, fühlte ich in meiner Westentasche eine frembartige Bewegung, griff schnell hinein, fand meines Nachbars, eines sehr banditenartigen Kerls, Hand darin und in dieser das silberne Feuerzeug von Mine. Ich nöthigte ihn nun, dieses schnell herzugeben, brachte meine wenigen italienischen Schimpfworte an und stieß ihn von mir, zur Freude aller umstehenden Italiener, denen das gar nicht genug war, sondern die mir zuredeten, den Dieb zu verfolgen und der Wache zu überliefern. Jedoch fand ich mich dazu nicht aufgelegt. In demselben Augenblick erschien der Zug. Zuerst kam einiges Militair, alsdann eine Abtheilung von der Nobelgarde des Papstes (eine Garde zu Pferde, die aus lauter Principi und Adeligen besteht), alsdann einige Wagen mit Geistlichen und nun auf einem weißen Maulthier, das von zwei nebenhergehenden Geistlichen geführt wurde, ein junger Geistlicher im violetten Gewande, der ein vergoldetes Crucifix trug, hinter diesem der rothe mit Gold verzierte Staatswagen des Papstes, von sechs reich geschmückten Pferden gezogen, auf denen zwei Kutscher in steifen, rothsammtnen Röcken, mit ungeheuren Zöpfen und einem giftig stolzen Gesicht ritten; sie allein schienen ganz ihre Würde und Hoheit zu fühlen und ihre Züge und Blicke zu zwingen, den Leuten zu zeigen, was das heiße, der Kutscher eines Papstes zu sein, beinahe so viel, als sein

Pantoffel. In dem Wagen nun saß der Papst selbst, ein rüstiger, starker, etwas dicker Mann, mit einem weißen Käppchen auf dem Kopfe und in den gewöhnlichen weißen und rothen Papstgewändern, und mehre Cardinäle. Wie er vorbeifuhr, jubelte das Volk und er segnete. Hinter ihm kam noch ein Wagen mit Cardinälen, dann noch andere mit Monsignoren und endlich beschloß die Schweizergarde im mittelalterlichen Landsknechtcostüm den Zug. Als wir ihn hier gesehen, liefen wir sehr rasch, beinahe $^3/_4$ Stunde Wegs, nach dem St. Peter und kamen auch noch eben dem Zuge zuvor. Hier waren nun die Terrassen äußerst voll von Menschen, ebenso die Säulengänge um den Platz und der Platz selbst, sowie der ganze Weg, den der Papst machen mußte; doch schwand auf dem ungeheuren Raum die große Menschenmasse so, daß man sie von weitem kaum auf tausend Menschen angeschlagen hätte. Wir stellten uns nah' an den Peter und musterten erst die Weiber und Mädchen, unter denen es wirklich außerordentlich schöne Gesichter und Köpfe gab, besonders mischten wir uns in den Zug junger Nonnen, oder eigentlich eine Art von Waisenmädchen, die im Kloster auferzogen und, wenn sie nicht später austreten, Nonnen werden, also Novizen, lauter Mädchen von 12 — 16 Jahren, in schwarzen Kleidern mit weißen Schleiern über dem Kopf, wunderschön und einfach gekleidet; hier fand man eine Mannichfaltigkeit römischer Schönheiten, sowol in der Farbe, als im Ausdruck. — Nun wurde vom Militair Platz gemacht; da kam der Zug, wie er vom Quirinal ausgezogen, und sobald derselbe vorbei war, stürzte Alles in die Peterskirche. Im Gedränge verlor ich meine Begleiter und gerieth, lange

hin und her gedrängt, und faſt getragen von der Menge, endlich in die Kirche. Hier verſchwand auf einmal die ganze Menſchenmaſſe wieder und ſo erſt fühlte man recht die majeſtätiſche Größe dieſes Gebäudes, in deſſen Räumlichkeit faſt die ganze Bevölkerung Roms Platz hat. Jetzt ging die Feierlichkeit vor ſich; der Papſt, noch ohne Papſtkrone, mit der einfach goldnen Biſchofsmütze, wurde durch die Kirche auf einem brillanten Seſſel getragen und endlich auf dem Altar niedergeſetzt. Hier ſtanden neben ihm die Patriarchen von Jeruſalem und Conſtantinopel, in reichen orientaliſchen, weißen und violetten, goldgeſtickten Gewändern, zwei ſchöne Männer, mit würdig weißen Köpfen und langen weißen Bärten, mit Patriarchen-Mützen auf dem Kopfe; neben dieſen einige armeniſche Prieſter und andere dienſthabende Geiſtliche. Nun kamen alle Cardinäle nach dem Alter und küßten dem Papſt erſt Pantoffel und Hand, worauf er ihnen alsdann den Bruderkuß auf Stirn und Mund gab. Der ſchönſte unter den Cardinälen war Micaro, der General der Kapuziner, ein ſtarker alter Mann, der eher einem Wallenſteiniſchen Général als einem Geiſtlichen ähnlich ſah, mit langem grauwerdenden Bart und einem Stierhals, in braunſammtner Kapuzinerkutte, darüber ein mit braunem Pelz beſetzter Cardinalsmantel, und mit der rothen Cardinalsmütze bedeckt. Beſonders rührend waren einige nähere Freunde des Papſtes, die er mit ausgezeichneter Innigkeit umarmte und küßte, wo man wirklich ſah, daß die Form hier Wahrheit wurde; und wieder einige, die ſo alt und kümmerlich waren, daß ſie geführt werden mußten und der Papſt, da ſie nur mit Mühe zu ihm emporkommen konnten, ſich zu ihnen herabbog. Dann

verließ er, begleitet von den Cardinälen, die Kirche wieder und der Zug folgte eben so, wie er gekommen.

In der Kirche begegnete mir etwas, das mich sehr kränkte und mir tief zu Herzen ging. Ich hatte die Brille auf, um Alles besser sehen zu können, und stand neben einem Bekannten. Wir sahen uns die vielen schönen Mädchen und Weiber an, besonders ein junges Mädchen, eine echte Römerin im grauseidnen Kleide, hatten wir schon lange aufs Korn genommen und sehr scharf angesehen; als nun der Zug wieder aus der Kirche ging und die Soldaten plötzlich Platz machten, gerieth ich im Gedränge mit ihr zusammen, sodaß wir lange hart an einander gedrängt stehen mußten. Wie ich, ihr nun so nahe, sie dennoch immer durch die Brille betrachtete, schlug sie mir diese auf einmal von der Nase und gab mir zugleich bei der Gelegenheit eine tüchtige Ohrfeige, wandte sich dann zu ihrer Nachbarin und sagte: „adesso non può vedere niente.“ Ich mußte beschämt mich bücken und die Brille wieder aufnehmen, freute mich eigentlich aber ungeheuer über das Mädchen und diese echt römische Schnippigkeit; ich setzte die Brille wieder auf und verfolgte sie, sie bittend, es noch einmal zu thun, worauf sie aber schnell davon lief.

Auf der Straße war nun ein furchtbares Wagen- und Menschengedränge; nur mit Lebensgefahr konnte man sich in dem Strom fortbewegen, da man immer zwischen Pferde und Wagen gerieth. — Abends war wieder Feuerwerk und Erleuchtung, noch brillanter wie Tags zuvor, und man sah bei dieser Gelegenheit ebenfalls prächtige Frauen.

Am Freitag war Alles ruhig und am Samstag be-

gann der Carneval, wovon ich nichts sah, da ich in Folge einer Erkältung im St. Peter ein Fieber, mit Hals- und Kopfweh verbunden, hatte und zu Bett liegen mußte. Am Sonntag war Kuppelbeleuchtung von St. Peter und Girandola, wovon ich aber auch nur vom Bett aus den Lärmen hörte. Morgens zuvor war Krönung gewesen, wobei folgende Feierlichkeiten stattfinden: erstlich ein solenner Zug durch den St. Peter, dann Hochamt, das der Papst selbst hält, und außen auf dem Altan am St. Peter, hoch erhaben über ganz Rom, die Krönung und die Benediction, wobei eine ungeheure Menge Volks auf dem Petersplatze sich versammelt. Das Feierlichste dabei ist: es wird von einem der Cardinäle ein Büschel Flachs angezündet und, indem derselbe schnell von den Flammen verzehrt wird, sagt er zum Papst: „So verschwindet die Herrlichkeit dieser Welt!"

Am Sonnabend, ehe der Carneval begann, war auch noch die Judenbelehnung auf dem Capitol. Alle Jahre nämlich müssen die Juden durch einen Abgesandten von neuem um die Erlaubniß einkommen, noch ein Jahr in Rom bleiben zu können, wobei sie versprechen müssen, sich gut aufzuführen. Dies geschieht nun so: Der erste Senator, prächtig gekleidet, mit rother goldgestickter Toga und goldnem Mantel, sitzt auf einem Thron, umgeben von seinen Edelknaben, schönen Kindern mit rothen Hosen, kurzem Röckchen und Mäntelchen und Kragen, wie aus dem 16. Jahrhundert. Die drei ältesten Juden im schwarzen Habit mit Mantel und gesticktem Kragen, ihr Baret unterm Arm, erscheinen vor ihm und bringen als Zeichen der Geschenke, die sie geben werden, jeder einen Blumenstrauß, halten dann ihre Rede, worin sie bitten

und versprechen. Als Antwort darauf, sagt ihnen der Senator, daß er allein nichts darüber erlauben könnte, sondern erst seine Mitbürger fragen müßte, und schließt nach diesen wenigen kurzen Worten mit dem barschen Ausruf: „andate!“ d. h. packt euch fort. Dann gehen sie in einen zweiten Saal und hier erscheint wieder der Senator, sagt, daß er seine Mitbürger gefragt und daß es ihnen noch auf ein Jahr erlaubt sei, sich in Rom aufzuhalten, jedoch müßten sie sich gut aufführen und die Kosten des Carnevals tragen. Dann schließt er wieder, nachdem sie sich höflich bedankt, mit „andate!“ Früher hat er ihnen den Fuß noch auf den Nacken, als Zeichen ihrer Dienstpflichtigkeit, gestellt. Sie tragen wirklich die ganzen Kosten des Carnevals, Pferderennens u. s. w., und geben obendrein noch die reichen schönen Fahnen, die die Pferde im Wettlauf gewinnen, her.

Sonderbar war, daß bei allen Feierlichkeiten dieser Papst, gegen den Niemand etwas haben konnte, sondern dessen Wahl eigentlich Alle billigen mußten, nicht mit solchem Jubel empfangen wurde, als man es vom Verstorbenen erzählt, bei dessen Erscheinen das Volk immer wie rasend gewesen und auf die Knie gestürzt sein soll, während bei diesem sie nur den Hut abzogen und sehr lau riefen: „e viva!“ Uebrigens haben alle diese Feierlichkeiten etwas gewaltig Imponirendes und nur ein ganz rohes oder ein leichtfertig blödes und todtes Gemüth kann unergriffen davon bleiben. Ja, ich glaube wirklich, ein Papst, der eine schwache Natur hat, müßte von der erschütternden Größe des Augenblicks, wo er zuerst in den St. Peter zieht, vernichtet werden; auch soll der vorige Papst, als er von dem Quirinal auszog und alles Volk

jubelte, wie ein Kind geweint haben, und eben ſo, als er zuerſt in den St. Peter kam, halb ohnmächtig mit ausgebreiteten Armen und weinend auf ſeinen Seſſel zurückgeſunken ſein. Er iſt überhaupt von dieſem Augenblick an krank geworden, obgleich er vorher ganz geſund war. Denkt Euch auch nur, wenn einer Kaiſer oder König wird, ſo iſt das gar nichts dagegen: erſtlich ſind Die ſchon dazu erzogen, haben von Jugend auf das Ding mit angeſehen, die Krone eigentlich ſpielend kennen gelernt und ſich an ihre Laſt gewöhnt; ja, durch das Alltägliche hat ſie alle Heiligkeit in ihren Augen ſo ziemlich verloren, und ſelbſt die Herrſcher, die nicht durch Erbfolge, ſondern durch Wahl es werden, ſind doch immer aus ſolchen Kreiſen, die ſchon dem Throne nahe ſtehen und von Jugend auf ſchon hinter den Schleier geblickt haben, die ihn vor den Augen der Niedern umhüllen. Sie kennen das Holzgerüſte, das unter der goldnen Umkleidung iſt, und ſind ſchon an das Herrſchen gewöhnt. Und dann braucht am Ende ihre Macht auch die Gewalt Anderer, größtentheils Körpergewalt. Bei Dem, der wirklich ſich vom Corporal bis zum Kaiſer und Weltherrſcher hinauf gedient hatte, beruhte ſie ganz hierauf, und die Geiſtergewalt, die mit ihr im Bunde dieſen Thron gegründet hatte und erhielt, war nicht die einer ruhigen, ſtill erwärmenden und erleuchtenden Sonne, ſondern eines verzehrenden Feuers, das ſo lange um ſich frißt, bis Alles in eine welterleuchtende Flamme zuſammen geſchmolzen iſt. Dieſer Papſt hat nun auch wie der Kaiſer von unten auf gedient: er iſt der Sohn eines geringen Mannes im Venetianiſchen an der Tyrolergrenze (eines Hökers, wie man ſagt), iſt früh Mönch, d. h. Benedictinermönch geworden und hat ſein

ganzes Leben mit dem ernstesten Studium zugebracht. Durch seine Gelehrsamkeit und Weisheit ist er vor drei Jahren Cardinal geworden (hat aber noch immer als Benedictiner unter seinem General gestanden) und nun in seinem 59. Jahre wird er Papst, nachdem er erst kürzlich Bischof geworden. Er soll ein sehr energischer und liberaler und vor Allem gescheidter und gelehrter Mann sein. Seine alte Mutter lebt noch. Nun denkt Euch den Augenblick, wo solch ein Mann, der sein ganzes Leben still und einfach zugebracht, auf Einmal nicht allein Herrscher eines Landes wird, sondern in der ganzen katholischen Christenheit der auf Erden am höchsten gestellte Mensch, der ganz Einzig dasteht! Und nicht blos für die katholische Christenheit, selbst alle Andern, ob aus alter Tradition, oder Gott weiß warum, räumen ihm stillschweigend auch diesen Platz ein. Es ist eine Art Götzendienst, aber es ist doch einmal, und muß gerade für Denjenigen, der es ernst damit meint und wahrhaft von der Würde dieser Stellung durchdrungen ist, etwas ungeheuer Ergreifendes haben. Er ist auf Erden der Stellvertreter Gottes, übt seinen Willen wie sein Gesandter auf Erden aus, löst und bindet, und was er hier löst oder bindet, soll also im Himmel gelöst oder gebunden bleiben. Sein Name ist geheiligt, seine ganze Nähe. Er übt nicht blos irdische Gewalt, sondern strahlt Heiligkeit aus. Keine Erdenmacht schützt ihn oder hat ihm den Platz erworben. Leicht wäre es, ihn zu stürzen, denn seine irdische Macht ist sehr schwach; er hat nur wenig Soldaten, die angewiesen sind, ihn zu vertheidigen. Aber etwas Wunderbares beschützt ihn, Keiner wagt ihn anzugreifen, Jedem ist's, als ob er sich an Gott versün-

digte. Und nun denkt Euch, dieſes Alles fühlend, auf dem Balcon am St. Peter zu ſtehen, rund um und unter ſich Rom zu ſehen, Rom, die Herrſcherin der Welt, das göttliche, heilige Rom einſt, der Sitz der heidniſchen Götter; Rom, das wunderbare Rom, der Thron aller irdiſchen Hoheit, ein Thron, der faſt zum Himmel reichte, dieſes Rom todt, aufgelöſt zu ſeinen Füßen liegend zu ſehen, beſiegt durch die Macht ſeiner Kirche, gebrochen und zerſtört durch des Glaubens Schwert, das er jetzt trägt. Sein Haus, gebaut von ſeinen Vorfahren, herrſcht über dieſes einſt unbeſiegbare Rom, und wie einſt von hier aus alle irdiſche Macht, Größe und Glanz über die Welt ſich ergoß, ſo iſt es jetzt der Mund des Himmels. (Wer das ſo ganz fühlt, und gewiß läßt ſich noch mehr fühlen!) Rom, das in ſeinen Mauern die Enden der Welt zu begreifen ſcheint, iſt ſein Stuhl; muß es ihm nicht ſcheinen, als ob alle die Geiſter der Erde, Helden und Weiſen, die einſt Roms Stolz geweſen waren und nun in ſeinem Schooſe ruhen, ihm noch im Grabe huldigen? Ja, je größer und mächtiger Der war, den wir bezwingen, deſto größer iſt unſer Sieg, und ſei er nur durch des Geiſtes Waffen erfochten. In ſolchen Augenblicken kommt mir wirklich Rom, das katholiſche, päpſtliche Rom, gewaltig groß und herrlich vor, faſt herrlicher noch als das gefallene, heidniſche. Aber freilich hat auch dies katholiſche Rom viel von ſeiner Allgewalt verloren und iſt eigentlich ſelbſt nur ein Schatten noch; das hat oft dieſer arme Papſt erfahren (und wir Alle mit ihm), der mich wirklich unendlich dauert und ganz für ſich eingenommen hat, ſo daß ich meinen frühern Grundſätzen entgegen die Sache des Papſtes ergreifen und für

ihn gegen die ihn anfeindenden Freiheitshelden fechten könnte.

Kaum war er gekrönt, ſo kam die Nachricht, daß Bologna, von ihm abgefallen, eine neue Regierung eingeſetzt und ſeine zum Teufel gejagt habe; daß der Obriſt ſeiner Soldaten entflohen und das Militair zu den Inſurgenten übergegangen ſei. Nun folgte ſo eine Nachricht auf die andere von allen übrigen päpſtlichen Städten. Hin und wieder hatte ſich das Militair geſchlagen, war aber beſiegt worden. In Ancona war die Sache noch unentſchieden, das Militair hatte ſich in die Citadelle geflüchtet, hielt aber von da aus die inſurgirte Stadt im Zaum. Der Papſt wollte gleich ſelbſt hin und hoffte durch ſeine Gegenwart zu ſiegen; hievon aber abgerathen, ſchickte er einen Cardinal und ließ Proclamationen an ſein Volk ergehen, die wirklich ſehr würdig und ſchön, dabei milde und väterlich abgefaßt, aber faſt zu weich ſind. Unter ſolchen Verhältniſſen begann am Montag der Carneval hier, aber ſehr leb- und freudlos noch. Ich konnte in der That nicht begreifen, wie das Goethe ſo zu entzücken vermochte; doch merkte man wohl, daß es in andern Zeiten anders ſein mußte und die Menſchen jetzt es eigentlich nur mitzumachen ſchienen, um ſich und die Zeit im wahren Sinne zu maskiren. So ging der Montag hin. Am Dienſtag liefen Gerüchte von Schlachten zwiſchen päpſtlichen Soldaten und Inſurgenten um, worauf neue Edicte und ein Aufruf erlaſſen wurde, daß das Volk in ſo bedrängter Zeit beten ſolle um Hülfe von oben. Der Carneval, d. h. der Corſo, wo er ja vor ſich geht, war ſehr voll, aber mir ſchien das Ganze nur eine bittre Satyre und zugleich doch der Prophet, ja das

Symbol einer fürchterlichen Zeit, die ihr ganz zerriſſenes Herz in die Narrenkappe ſteckt, um ſich ſelbſt zu täuſchen, die mit den furchtbarſten Feſſeln Melodien klirrt zu Freiheitsliedern. In jedem Geſichte ſah ich nur eine verſtellte Traurigkeit und der lachende Harlekin ſchien mir unter ſeiner Maske Thränen zu weinen. — Da kamen mir denn wachend ganz furchtbare Träume, die ich auch in Arabesken aufzeichnete: Erſt ſah ich allen Pomp der Papſtwahl und Krönung, die ganze Schatz- und Schmuckkammer der katholiſchen Chriſtenheit; ich ſah die Kirche ſich mit allen ihren Reizen, die ſie in ihrer Jugend ſo unüberwindlich gemacht, ausſtaffiren, als wolle ſie noch einmal verſuchen, dadurch der Welt zu imponiren, als wolle ſie den Himmel verdunkeln und die zweifelnde Welt dadurch blenden, ihre eigene Göttlichkeit beurkundend. Ein Feuerwerk ſollte das Sternenlicht am Himmel auslöſchen und ſich als wahrer Sternenhimmel geltend machen. Die Peterskuppel wurde erleuchtet: ſo ſollte durch die Nacht die Glorienkrone der katholiſchen Kirche ſtralen. Aber gegenüber vom Dach der Engelsburg (das Grabmal Hadrian's, jetzt die Citadelle der Stadt und das Staatsgefängniß) ſprühte donnernd die Girandola ihre tauſend Raketen in die Luft und in ihrem Gepraſſel ſchienen die Riegel der Gefängniſſe aufzuſpringen, alle Ketten und Mauern zu brechen und Böſ' und Gute mit einander befreit zu werden. Eine zügelloſe Freiheit ſchien die Erde zu verbrennen und den Himmel ſtürmen zu wollen. Da trat plötzlich auch wieder ein Stück alten Aberglaubens oder alter Tyranei hervor, die Juden auf dem Capitol. In unſrer aufgeklärten Zeit, wo ſonſt Alles die Gemüther empört und man ſo Manches als nicht zeitgemäß um-

stößt und vernichtet, wagte doch Keiner dieses anzutasten, denn — die Juden tragen die Kosten des Carnevals. Jetzt, wo man das alte, ewig wahre Christenthum als unzeitgemäß verwirft, wo man neue Religionen zuschneidet und Allen Alles anpassen, eine Uniform für Alle schaffen will — Eine Religion, die nicht katholisch noch lutherisch, ja mehr, die nicht heidnisch noch christlich, sondern die rein vernünftig, menschlich ist: jetzt, in dieser menschlichen Zeit, behandelt man die Juden, die armen Heimatlosen, noch wie Hunde, so arg, wie sie nur im finsterſten Mittelalter behandelt wurden, und Dieselben, die über das Papstthum erhaben, es Aberglauben nennen und sich lossagen, Dieselben behandeln die Juden so! Aber — die Juden müssen die Kosten tragen.

Jetzt beginnt der Carneval; toll geht erst Alles her, auf beiden Seiten sitzen in zwei, drei und vier doppelten Reihen, dicht geschart, maskirt und unmaskirt, die schönsten Mädchen und Weiber aus allen Ständen; drüber in den Thüren, Fenstern, Balconen und Bogen der Häuser, aus denen die herrlichsten buntgestickten Teppiche niederhängen, gibt es nicht weniger Schönheiten, und man wird fast rasend, weil man nicht weiß, wo man am ersten und am längsten hinsehen soll. Dabei muß man aber auch auf seiner Hut sein, denn in der Straße wogt zwischen zwei Reihen dicht hinter einander fahrender Kutschen, in denen die schöne vornehme Welt Roms, die sich, die eine hin, die andere her, entgegenfahren, ein dicht gedrängter Strom von Menschen, theils maskirt, theils nicht, die da ihr Leben treiben und mit den Sitzenden oder Gehenden Späße machen, Reden halten u. s. w. Dabei bombardirt sich Alles mit Confetti, aus den Fen-

ſtern, von den Sitzen, aus den Kutſchen. Man wird geworfen und wirft wieder, wohin man will, den ſchönen Frauen Confetti oder Blumen in den Schoos, auf den Buſen, in die Fenſter. Gewöhnlich nehmen ſie's gütig auf und werfen wieder. Es rümpft auch einmal eine das Näschen, allein die war mir immer die liebſte, denn ſie ſchien mit mir zu ſympathiſiren, da ich auch gern die Naſe gerümpft hätte über dies tolle Volk, das, ſo wenig ſeine Schmach fühlend, immer noch ſo darauf los toben kann; aber wie der Kranke im Fieberwahnſinn oft ein Narr iſt, ſo dieſes Volk, es liegt in einem ſchlimmen, unheilbaren Fieber. Schön und wahr beſchrieben iſt Goethe's Carneval, nur noch nicht ſtark genug; jedoch machte früher das Leſen einen unbeſchreiblichern Eindruck auf mich, als das Sehen jetzt. Beim Leſen ſah' ich blos die tolle Maskentoberei, hier ſeh' ich aber unter vielen, vielen Masken — Leichen! Geſichter, aus denen keine Seele mehr ſieht. Aber ein echtes Bild unſrer Zeit ſchien es mir. — Grenzen- und zügellos iſt die Maskenfreiheit. Alles iſt erlaubt. Sie ſcherzen, wie ſie ſich's nie würden erlaubt haben. Sie bilden ſich ein, ganz frei zu ſein, und wollen ſich recht tobend ihrer Freiheit freuen; aber ſie lügen ſich ſelbſt etwas vor, denn die ärgſten Feſſeln tragen ſie Alle, ſchlimmere Feſſeln als die der Sklaverei. Keiner gibt ſich ſelbſt, Jeder will ein Andrer ſcheinen, ihre Maske iſt Convenienz und bürgerliche und geſellſchaftliche Schicklichkeit, der opfern ſie alle ihre Freiheit und ihr ganzes Selbſt. Das iſt der Tyrann und ſie die Sklaven. Aber weil ſie ſo in ein andres Kleid gezwängt hüpfen und ſpringen und ſich mit Scherzen und Toben müde quälen können, ſo glauben ſie ſich frei. Wie

der arme Schauſpieler, der vielleicht in der unglücklichſten Lage den Hanswurſt ſpielen muß, ſich oft ſo in die Rolle hineinſpielt, daß er es am Ende zu ſein glaubt, bis er Abends, wieder von den Bretern abgetreten, mit ſich und ſeinem Elende allein iſt: ſo ſind ſie auch. Freilich die Meiſten ſpielen immer fort, wenn auch die Zuſchauer fehlen; aber Einige mögen denn doch oft des Abends, wenn ſie müde geworden, ſich ſelbſt erkennen und die brennenden Wunden ihrer drückenden Feſſeln fühlen, wenigſtens trugen einige Geſichter zu deutlich das Gepräge der Maskenanſtrengung. Manchen renommirenden Doctor ſah ich, der ſeine Seelenkrankheit, von ſeinem Auge verrathen, vergebens verbarg; manche ſpröde Schöne zeigte im Auge ein verbranntes Herz und mancher tobenden Amazone ſah man die rothen Maale der Kette an, in der ſie auferzogen. Das iſt überhaupt ſo furchtbar hier, wo Alles ſo durcheinander wogt, nämlich das Gemiſch von Sklaverei und Freiheit. Dieſe bildſchönen Mädchen, die aber unter ſtrenger Pfaffenzucht auferzogen, nie aus dem Hauſe und den Augen der Mutter kommen, denen Alles als Sünde angerechnet wird, denen nichts erlaubt iſt als beten und eſſen und trinken; die von Jugend auf die Freiheit nur verfluchen, nur als ein Gift kennen lernen, hier werden ſie nun das Einzige Mal im Jahr ausgeführt, hinaus in das wahnſinnigſte Toben einer falſchen Freiheit, und müſſen mit toben. Gott, da ſieht man ſo viele Geſichter, die, ſich ganz fremd und unheimlich fühlend, doch hier erſt das Unglückliche ihrer Lage recht einſehen lernen und jeden Bettler mit Thränen beneiden, der hier zu Hauſe ſich fühlt. Ihnen iſt Alles fremd, die Welt, die Menſchen und der Himmel. — Haß und

Wohlwollen ist auch maskirt, wie sich für eine große, feine, conventionelle Welt gehört; offen darf man Beides nicht zeigen, drum wird Beides in Confetti versteckt. Bei Manchen möchte man die Confetti zu bleiernen Bohnen wünschen und bei Manchen sich selbst und sein Herz hinwerfen; doch Beides ist unschicklich, darum geschieht es in Confetti. So wie hier Jeder über den Andern lacht und sich moquirt, so hat ja die ganze Welt sich einander zum Besten und lacht einander aus.

Das ist der Eindruck, den der Carneval den ersten Tag auf mich machte. Mir kam es vor wie ein Affentanz und ein Trinkgelag auf dem Grab eines lieben verehrten Verstorbenen, und fand ich in der Menge ein leidendes Gesicht, ein feuchtes Auge, oder einen verachtenden Mund, da fühlt' ich mich hingezogen. Nun dacht' ich mir auch den Fall, wenn auf einmal alle Confetti zu Kugeln würden und so in blinder Wuth Einer auf den Andern stürmte. Ich sah' schon, wie der alte Aberglaube und der tolle Freiheitswahn mit einander kämpften. Mädchen mit feurigen, glühenden Augen, in Hauskerkern erzogen, sah' ich den geliebten Jüngling, der in jugendlicher Verirrung sich selbst und sein Alles einer falschen Freiheit opfert, vertheidigen und ihre wogende Brust bloßgegeben den Kugeln und den Dolchen der Soldaten und Pfaffen; sah ihre schwarzen Haare flattern und sie den Jüngling mit ihren schönen Armen schützen. Ich sah sie bluten und mit ihm sterben. Auf der andern Seite sah ich eine Mutter, ihr Kind auf dem Arme, das Crucifix hoch empor schwingend, fanatisch an dem alten Glauben hängend, sich in die Gewehre der Insurgenten werfen, um diese durch ein Wunder zu vertilgen. Einen großen

Moccoli-Abend ſah ich voraus, Rom an allen Ecken brennend, in Raub und Mord, wie Einer dem Andern nicht blos zuruft: „du ſeiſt erdolcht", ſondern es ausführt. Ja, ich ſah zum Erſtenmal alle Menſchen die Maske abwerfen, wenigſtens die Mehrzahl, und nun ganz das Gegentheil von Dem zeigen, was ſie ſchienen. Dadurch war der furchtbarſte Irrthum losgelaſſen; ich ſah durch dieſe ſich einander verſchlingenden Volksmaſſen Soldaten mit Bajonneten eindringen, Cavallerie einſprengen und Alles ſo lange gegen einander wüthen, bis Alles niedergeſtreckt war. Da gewahrt' ich das Ende einer ſo pomphaft begonnenen Zeit: eine Straße voll Leichen und eine öde verwüſtete Stadt! So wäre das alte Rom gerächt und das neue vernichtet! Und ſo muß auch unſere Zeit ſich einſt auflöſen und auf die todte leere Erde, auf der Irrthum und Verſtellung ſo lange geherrſcht, wird die Wahrheit durch Tod und Vernichtung ihren Namen ſchreiben!

Gott Lob, nein, ſo endete der Carneval nicht und mein Traum iſt nicht ganz wahr geworden! Was mir aber auch ſehr paſſend für die ganze Feier ſchien, war, daß die armen Gäule, um ſchneller zu laufen, brennenden Schwamm hinten auf den Schwanz gebunden hatten und mit Stachelklingeln, die ſie in die Seiten ſtachelten, geſchmückt waren. Dies treibt ſie an, raſend, wie von Wuth getrieben, zu laufen (aber ſolche Klingeln und Schwamm haben wol die Meiſten ſich angebunden, um luſtig zu ſein). So ging der erſte Abend zu Ende, und ich wünſchte, als ich zu Hauſe war, nie den Carneval geſehen, ſondern nur Goethe darüber geleſen zu haben. Ich nahm mir auch feſt vor, den zweiten Abend nicht wieder hin-

zugehen. Zufällig gerieth ich doch wieder hin und, weiß Gott, ob selbst schon mehr maskirt und weniger ich selbst, kurz, ich fühlte weniger die traurige Bedeutung; ich machte ihn mehr mit und gehörte mehr dazu. Auch fand ich wunderschöne Frauen, die ich denn unablässig mit Confetti warf, worauf tüchtig geantwortet wurde. Auch redeten mich mehre an und ein sehr niedliches Geschöpf steckte mir immer Zuckerwerk in den Mund, so oft ich zu ihr kam und Pantomime machte, daß ich nicht sprechen könne. — Am Mittwoch ging es noch besser, auch wurde der Corso immer voller, immer lustiger die Menschen; sie hatten sich mehr hineingearbeitet und waren mit ihren Rollen schon vertrauter. Sie tobten nicht mehr so wider Willen, sondern vom Strom mit fortgerissen schon mehr mit vollem Herzen. Und so ward auch ich mit fortgerissen. Ich war selbst nicht mehr ich selbst und nicht schwer kam es mir an, mich selbst zu verlieren; dies hatte ich von Jugend auf vortrefflich gekonnt und war das Ding schon ganz gewohnt, da ich mich eigentlich mein ganzes Leben lang selbst getäuscht und erst seit kurzem wieder gefunden und erkannt hatte, wie ich war und in der Welt stand. Jetzt war ich wieder verloren, und verloren in Tollheit, die ich, so arg nur Einer konnte, ausübte. Diesen Tag bannte mich nun freilich fast die ganzen $2\frac{1}{2}$ Stunden, die der Corso dauert, ein Mädchen auf einen Fleck, ihrem Fenster gegenüber. Erst war ich einigemal mit einigen Bekannten vorbeigegangen und wir hatten tüchtig Blumen und Confetti hinauf geworfen; dann faßten wir geradeüber Posto und, da wir aus ihrem Wiederwerfen gemerkt hatten, daß sie nicht böse auf unsere Aufmerksamkeit sei, so sahen wir den ganzen Nachmittag

hinauf und wechſelten Blicke. Am andern Tag, als am Donnerſtag, gingen wir auch wieder hin. Ich ſuchte zuerſt mein Mädchen wieder auf, ſie war aber nicht am Fenſter zu finden. Endlich wurde ich tüchtig aus einer Kutſche bombardirt und entdeckte ſie darin. Nun verfolgten wir die Kutſche wieder, aber das ging nicht lange, da ſie bald fortfuhr. Der Gouverneur und der Senator fuhren heute auch herum.

Mittlerweile waren aber die Nachrichten von außen immer beunruhigender geworden. Gerüchte kamen, daß die Inſurgenten Cività Caſtellana genommen, die Carbonari befreit und die päpſtlichen Truppen geſchlagen hätten. Foligno, Spoleto, Alles ſollte im Aufſtand ſein und die Aufrührer geradeswegs auf Rom marſchiren. Lange hatte man geſagt, am Moccoli-Abend, als am letzten des Carnevals, würden die Unruhen ausbrechen. Dennoch ſollte ein Moccoli-Abend, der erſt verboten war, erlaubt werden. Nun hieß es, am Donnerſtag; doch blieb da Alles ruhig. Am Freitag, als Faſttag, war kein Carneval. Aber neue Edicte erſchienen immer. Weil alles Militair zurückgezogen und gegen die Inſurgenten gebraucht wurde, ſo fanden ſich furchtbare Räuberbanden in der Gegend wieder ein. Gefangene hatten ſich losgemacht und durchſchwirrten die Campagna. Endlich entdeckte man in Rom eine Verſchwörung von 3—4000 Mitgliedern. Da fuhr der Papſt, der ſich, auf ſein Militair beſchränkt, zu ſchwach glaubte und keinem Bürger vertrauen mochte, da die meiſten der Vornehmen, wenigſten der Principi u. ſ. w., darin verwickelt waren, nach Traſtevere, dem über der Tiber liegenden Theil von Rom, bewohnt von lauter Raub- und Mordgeſindel, das aber

von den echten Römern abzustammen behauptet und es schon zu Barbarossa's Zeit behauptet hat. Als der Papst ankam, wollten sie kaum dem Wagen Platz machen und mußten erst durch's Militair dazu gezwungen werden. Nun hielt aber der Papst eine Rede an sie, worin er seinen und Roms Zustand schilderte und ihnen erklärte, daß er sich auf sie, als seine treuen Kinder, verlasse. Dies wirkte, und als er dann den Pantoffel zum Wagen hinaus hielt, so küßten sie ihn Alle, dem Papst zurufend, daß sie ihn schon schützen wollten, er solle nur keine Furcht haben u. s. w. Auch wollten sie darauf die Pferde ausspannen und den Wagen ziehen, was der Papst aber nicht zugab. Bei dieser Gelegenheit soll er Geld vertheilt haben zu Waffen. Am Freitag Abend nun war ich auf einer Privatmaskerade, d. h. beim Doctor Hertel, wo wir, mehre deutsche Künstler und einige Damen, maskirt waren, jeder in dem Costüm, das er auftreiben konnte, aber ohne Maske. Ich war ein spanischer Grande aus der Zeit Alba's, hatte rothe Hosen, Schuhe mit breiten Bändern an, dann einen orange- und weißgestreiften Rock mit weißen Aermeln, darüber meinen Pelz, dessen Aermel ich hinten niederhängen ließ; dann einen falschen Bart und spanischen Federhut, worunter ein rothes andalusisches Netz. Wir blieben bis spät beisammen, es wurde getanzt und gesungen, unter Anderm ein Lied, das Doctor Hahn, der auch dort war, zu dieser Gelegenheit gedichtet hatte. Als wir zu Hause gingen, war es 3½ Uhr, und da am Freitag maskirt zu gehen verboten war, hatten wir große Angst, als wir sechs patrouillirenden Gens-d'armes begegneten, daß sie in dieser verdächtigen Zeit uns festnehmen möchten. Jedoch kamen wir glücklich durch.

Am andern Tag herrſchte eine ſchwüle Stimmung in Rom, allgemein wurden die Fremden von den betreffenden Geſandten gewarnt, nicht auf den Corſo zu gehen, da ihnen die Anzeige vom Gouverneur gekommen war, daß es, gegründeten Vermuthungen zufolge, wild hergehen würde. Die Italiener warnten auch einer den andern; viele Franzoſen ſollten in die Verſchwörung verwickelt ſein, man wollte bei ihnen viele Gewehre, Fahnen u. ſ. w. gefunden haben, was die Traſteveriner ſo aufgebracht haben ſoll, daß ſie geſchworen hätten, alle Fremden, namentlich die ſich durch Bärte u. dergl. (wie ſie glaubten als Carbonari) auszeichneten, umzubringen. Wir Fremden mußten uns alle bei unſern Geſandten melden, die für uns gut ſagten und im Fall der Noth ſich unſrer annehmen wollten. Für wen nicht gut geſagt wurde, der mußte die Stadt verlaſſen. Um 3 Uhr, wo ſonſt der Carneval beginnt, zog ſtatt deſſen auf allen Allarmplätzen und belebten Straßen Militair auf, und es gab überall Patrouillen zu Fuß und zu Pferd. Vom Corſo liefen einzelne Masken, die früh hingekommen, in größter Angſt nach Hauſe; Alles ſtürmte in die Häuſer und lief, als ſei der Teufel hinter Einem, wieder fort. Nun kam denn auch ein Edict und der Befehl, daß wegen der ſchweren Zeit der Carneval beendet ſein müßte, da überall den Einheimiſchen wie Fremden Gefahr drohe. Verhaftungen fielen mehre vor. Es hieß, die Inſurgenten hätten wieder eine Schlacht geliefert und marſchirten gerade auf Rom zu, ſeien nur noch eine Tagereiſe entfernt und würden am andern Morgen eintreffen. Die Straßen waren voll Menſchen, die das ganz ruhig ſtehende Militair angafften. Der Papſt ſollte in die Engelsburg geflüchtet

ſein. So war eine dumpfe Schwüle wie vor einem Gewitter über Rom; es ward Abend und blieb ſo. Haufen von Menſchen wogten hin und her, der Corſo war ganz voll, Alle ſprachen leiſe und geheimnißvoll, Jeder war in banger Erwartung, geſpannt aufs äußerſte, was nun werden ſollte und wie es nach einer halben Stunde ſtehen werde. Das Gräßlichſte befürchtete man und leugnete es ſich ſelbſt wieder; oder man glaubte nichts, hielt Alles für Einbildung und konnte doch ſich ſeine düſtern Vorſtellungen nicht aus dem Kopf ſchlagen. Ich war eben mit Bruckmann, einem Freunde von mir, auf der Poſt geweſen (auf der Piazza Colonna, nach der Säule des Antonius, die hier ſteht, ſo genannt), wohin ich einen Brief getragen; da ſahen wir einen Haufen junger Männer daſtehen und ihnen gegenüber vieles Militair. Kaum waren wir zurück und wollten eben mit Milde, der uns begegnete, in eine Reſtauration gehen, als wir drei Mal wiederholtes Gewehrfeuer hörten. Nun war Alles leer. Die Menſchen liefen über die Straße, einige dahin, andere dorthin, und ſchnell waren alle Läden und Hausthüren verſchloſſen und verrammelt. Die Veranlaſſung war folgende: Einer der Inſurgenten, ein junger Bildhauer, der Sohn des erſten Arztes hier, ein junger Lupi, hatte der Wache nicht ausweichen wollen und ebenſo der ganze Haufe, der ihm folgte. Die Wache hatte ihn angerufen und gefragt: „chi viva?“ (wer ſoll leben?) er antwortete: „la repubblica“, und ſchoß zu gleicher Zeit mit einer Piſtole auf ſie, worauf denn der Soldat ihn gleich mit dem Bajonnet niedergeſtoßen und die ganze Wache geſchoſſen hat. Er hat vier Kugeln in der Bruſt und ſoll ſchon todt ſein; Andere ſind verwundet und Viele gefangen

genommen worden. In den Mauern der gegenüber befindlichen Häuser sieht man die Kugeln in Menge sitzen. Nach dieser Geschichte war Alles ruhig; die Stadt erschien wie ausgestorben, nur von Patrouillen belebt. Es soll in derselben Nacht noch eine Patrouille von 5 Mann entwaffnet und die Schildwache im Colosseum erschossen worden sein. Auch soll ein Franzose an der französischen Akademie ermordet gefunden sein. Am andern Tag ging man Morgens hin und besah die Kugeln. Es erfolgten neue und schärfere Edicte, denn man erwartete wieder Vieles; es wurde zur Sicherheit der Stadt eine neue Bürgergarde ausgehoben und bewaffnet, und so ging in banger Erwartung auch wieder der Tag und der Abend hin. Einige wollten von der letzten Station vor Rom her Gewehrfeuer gehört haben. Viele Untersuchungen und Verhaftungen fielen vor; so fand man bei einem Schneider eine Menge Uniformen, an 4000 Stück französischer tricolor Cocarden und Fahnen, anderswo Waffen. Bei Materialisten fand man ungeheuere Vorräthe an Brennmaterialien, als Terpentinöl, Pech, Fackeln, Windlichter. In Folge dieses ward am Montag Abends ein Edict angeschlagen, nach welchem jeder Bürger beim ersten Schall der Glocken oder eines Kanonenschusses auf seinem Platz bewaffnet erscheinen müßte. Neben den Patrouillen des Militairs sollten auch die Pompiers, die beim Löschen angestellt sind, die ganze Nacht auf ihrem Posten und des Zeichens mit der Glocke gewärtig sein. Abends kamen die Gesandten zusammen. Dann gingen Patrouillen von Trasteverinern, mit einem Dolch und Pistolen bewaffnet, herum und hielten Jeden, der ihnen verdächtig schien, an, zeigten ihm blanke Waffen und fragten: „chi viva?“

worauf man ſchnell, um nicht erſtochen zu werden, antworten mußte: „il Papa e la santa Madonna!“ Ueberhaupt ſind jene bei dem ganzen Aufruhr am meiſten zu fürchten. Mehre Bekannte ſind ſo angehalten worden, haben ſich aber durch ihre Antwort legitimirt. Nun, ſagt man, ſeien auch von den Inſurgenten mehre herumgegangen und hätten daſſelbe gefragt, aber eine andere Antwort verlangt, nämlich: „la repubblica.“ Auch der Montag ging ruhig hin. Freilich wurden alle Wirthshäuſer etwas früher geſchloſſen; die Meiſten blieben von ſelbſt zu Hauſe, um ſich keiner Unannehmlichkeit auszuſetzen. Morgens hatten Viele, weil ſie von allen Seiten gewarnt und gebeten worden waren, ſogar von Italienern, ihre Schnurrbärte abgeſchnitten, um den Traſteverinern nicht verdächtig zu ſein. Ich wollte auch mein Haar abſchneiden und, was noch mehr, ich war ſogar mit mehrern Andern entſchloſſen, da es hier wirklich jetzt langweilig iſt, man vor Unruhe nicht arbeiten und nichts ſehen kann, weil Alles geſchloſſen, abzureiſen, entweder nach Neapel oder Florenz, und zwar zur See nach Livorno, da es zu Lande nicht mehr gut möglich iſt. Wir wollten ſchon auf die Polizei und unſere Päſſe holen, da konnten ſich aber Viele, die es ſich früher mit vorgenommen hatten, nicht entſchließen. So waren wir unſerer nur noch drei oder vier und da wir unſere Freunde hier nicht zurücklaſſen wollten, beſchloſſen wir, lieber hier zu bleiben und mit ihnen die Gefahr zu theilen. Am Dienſtag war wieder ein eben ſo langweilig ſchwüler Tag und Alles wieder auf den Abend geſpannt; doch war man ſchon mehr daran gewöhnt und fing an darüber zu ſpotten. Der Tag und die Nacht gingen auch ganz ruhig

hin; überhaupt ſcheint jetzt, Gott Lob, die Gefahr vorüber zu ſein und der unglückliche Erfolg des erſten Piſtolenſchuſſes dieſe jungen Leute abgekühlt zu haben, die am Ende doch nichts ſind, als junge Brauſeköpfe, die, vom franzöſiſchen Freiheitsſchwindel ergriffen und nicht wiſſend, was wahre Freiheit iſt, einem Wahne nachjagen, zu deſſen Verwirklichung ſie Alles aus dem alten Gang und Geleiſe bringen und nichts als Neues einführen wollen. Heute ſcheint nun wirklich Alles ruhig zu ſein und die Revolution keine anderen ſchlimmen Folgen gehabt zu haben, als daß durch die Unterbrechung der polizeilichen Ordnung wieder viele Räuber und Mörder herum ſchwärmen und man Abends nicht allein ausgehen kann. Uebrigens wird auch morgen zur Sicherheit der Fremden ein Schritt geſchehen; da der franzöſiſche Geſandte ſich an den Papſt deshalb gewandt, ſo werden ſie unter beſondern Schutz geſtellt werden.

Das war die Geſchichte der Revolution und des Carnevals hier, oder vielmehr die große Epoche der Bartabſchneidung in Rom.

Nun will ich Euch noch erzählen, daß ich die Farneſina und die Sixtiniſche Capelle geſehen und von Beiden gleich überraſcht worden bin. Beſonders aber doch durch die Sixtiniſche! Hier find' ich Alles gelöſt, was in der Kunſt möglich iſt; aber keinen Meiſter kann man weniger aus Kupferſtichen kennen lernen, als Michel Angelo. Gegen dieſen göttlichen Rieſen freilich muß ſelbſt Rafael zurücktreten. Das Einzige, was ihn neben Michel Angelo hält, iſt ſeine unendliche Liebenswürdigkeit, Grazie und Schönheit. Hat der Himmel ſich ſeiner erbarmt und

ihn wegen seiner schönen Seele auf schwanken Blütenzweigen leis zum Himmel emporklimmen lassen, ja, hat er seine reiche Schöne zu ihm niedergesenkt und ihm seine Stralenkrone selbst aufs Haupt gesetzt, so hat hingegen Michel Angelo durch den tiefsten, unerschütterlichsten Ernst sich selbst eine feste Leiter zum Himmel gebauet, ist mit Riesenschritten die Stufen hinauf gestiegen und hat wie ein Sohn der Göttlichen von ihnen nur sein gerechtes Erbtheil verlangt. Und was aus Liebe sie Jenem geschenkt, das durften sie Dem, der es selbst errungen und verdient, nicht versagen. Er öffnete sich selbst des Himmels Pforte, wandelte durch die Reihen der Himmlischen, Jeden liebreich und vertraulich grüßend, kleidete sich in die leuchtenden Gewänder und begehrte vertrauensvoll die stralende Krone, die ihm willig die Göttlichen reichten. Ja, gegen diesen gereiften riesenhaften Helden scheint Rafael nur ein Kind, oder eine Jungfrau, die gegen solche Rüstung nichts als ihre Grazie, Unschuld und Schönheit hat. — Ich kann Euch wahrlich nichts von der Sixtina sagen, denn sie ist über alles Gespräch, über alle Worte erhaben. Je mehr ich von Rafael sehe, je mehr lieb' und vergöttere ich ihn. Alles entzückt mich: diese reiche Phantasie, diese jugendliche Freundlichkeit, Anmuth und Schönheit, woran er so reich, wie ein Baum, der so voll Blüten ist, daß die Aeste zu brechen drohen; dabei findet man überall auch Ernst, wo er nöthig ist. Ja Alles, Alles ist so schön, Gewandung, Zeichnung und Farbe; dann diese innige, tiefe Seele in dem Ausdruck! Deshalb nimmt er auch meine Seele gefangen und erfüllt sie ganz und gar. Beim Michel Angelo ist das anders: keinen Sinn will er fesseln und bestechen, um so die Seele

zu gewinnen. Allen Schmuck verachtet er als ein irdiſch Mittel, in der furchtbarſten, aber vollkommenſten göttlichen Einfachheit ſteht er da; wie die Poſaune des jüngſten Gerichts, die nicht erſt durch ſanftes Locken die Schläfer ermahnet und den Einen ſo, den Andern ſo zum Erwachen nöthigt, mit Einem Ton in alle Gräber dringt, die feſteſten Riegel ſprengt und alle die tiefen Schläfer auf Einmal erweckt, ſo redet dieſer Rieſe. Da gilt keine Individualität, der Eine kann es nicht ſo verſtehen, der Andere ſo; auf Einmal und einfach ſteht die Sache da, klar wie die Sonne am Himmel. Keine Farbe ſieht man da mehr, keine Formen, ſondern nur Das, was er durch Form und Farbe ſagen wollte. Rafael ſpricht durch liebliche Formen und Farbe und in dieſer Zauberharmonie vernehmen wir ſeinen Gedanken, ſo wie wir im Frühling, in Blüten, in Himmel und Meer, Sonn' und Mondenſchein Gottes Stimme vernehmen. Aber ſo wie dieſe einſt unmittelbar vom Himmel dringen und ihr Ruf unſere Seelen erſchüttern und erfüllen wird, ſo ſpricht Michel Angelo! — Gewiß gibt es keinen Künſtler, der mit einfachern Mitteln gewirkt, und gewiß keinen, der vollkommner ſich ausgeſprochen hätte. In der Einfachheit gingen die alten Florentiner ihm voran, aber bei ihrem Ernſt und ihrer Tiefe fehlte ihnen die Vollkommenheit der Sprache. Vielen mußten ſie unverſtändlich bleiben, und ahnete auch Jeder den Ernſt der Gedanken, ſo war es manchem befangenen Auge doch nicht möglich, ihn klar in den unvollkommenen Figuren zu entdecken. Michel Angelo's Schöpfung iſt die treueſte, einfachſte, vollkommenſte Ueberſetzung der göttlichen Schöpfung. Zuerſt wurde mir ganz ſonderbar, als ich in die Capelle trat

und ringsum dieſe Sachen ſah, an denen ſo Alles, was die Kunſt dem Auge einſchmeichelnd macht, verachtet iſt. Keine venetianiſche Farbenpracht, keine Effectmalerei, keine beſtechende Grazie, ſondern von Allem nur eben das Nöthigſte, um ſich ganz wahr, ganz ohne alle Bemäntelung und Verblümung darzuſtellen. Unter ſeinen Bildern ſind ältere, von verſchiedenen alten Meiſtern, die mit aller frommen Kindlichkeit, einem lieblichen Ausdruck, Landſchaften, Gold, reiner brillanter Farbe u. ſ. w. geſchmückt ſind; aber als ich nur einen Blick auf Michel Angelo's Bilder geworfen, vergaß ich dieſe ſo ganz und gar, daß ich nicht einmal weiß, was ſie vorſtellen. Seine Propheten und Sibyllen ſind nicht etwa Figuren, die dieſe vorſtellen könnten, nein, ſie ſind es ſelbſt, aus Form und Farbe ſtatt aus Fleiſch und Blut geſchaffen.

Nun noch Einiges, was ich aus allen Kupferſtichen nicht erſehen, einmal daß er ſo ſchön gemalt hat, d. h. einfach, aber ſo wahr und ſchön, daß ich es nicht beſſer mir denken könnte. Dann muß ich erwähnen ſeine unübertreffliche gewaltige Gewandung, wo dennoch klar die Form durchſcheint, und endlich ſein tiefes, inniges Leben. Auf dem jüngſten Gericht ſind Köpfe, die Fieſole nicht hätte ſeelenvoller machen können, nur iſt in ihrer Form und Ausdruck mehr Ernſt und Großartigkeit; nichts iſt ſchwach, Alles ungeheuer und kräftig, dabei ſo individuell, ſo voll Natur, daß viele faſt Portraits zu ſein ſcheinen. Dann iſt der Chriſtus ganz anders, als ihn alle Kupferſtiche geben; er iſt freilich ganz unſerm gewöhnlichen Typus entgegen, d. h. ſehr in Bewegung, aber in ſo großer einfacher Bewegung und trotz des Schwunges und der Gewalt in ſo göttlicher Ruhe, daß

wirklich nur so und nicht anders der Weltenrichter sein konnte. Ich habe mich ganz mit dieser Figur ausgesöhnt, und kann überhaupt sagen, daß ich nichts Aehnliches in der Kunst kenne, wie diese Capelle. Doch jetzt genug und ein andermal mehr davon, wenn ich's vermag!

Nun lebt wohl. Friede, Friede Euch und mir eine friedliche Insel, Ruhe zur Arbeit, Gedeihen und Segen von Gott!

Den 22. Febr.

Neue Nachrichten, bis jetzt freilich noch Gerüchte. Die Rebellen sind in zwei Colonnen, die eine über Civitâ Castellana, die andere über Rieta, so daß sie die Tiber zwischen sich haben, auf Rom marschirt, haben eine Schlacht geliefert, die päpstlichen Truppen nach tapferm Widerstand glorreich besiegt und selbst ihren Anführer, den Colonel Lazzarini, getödtet. Flüchtlinge, die angekommen, sollen es erzählt haben. Die Rebellen standen heut' Abend nur noch 35 Miglien von Rom, d. h. 7—8 deutsche Meilen. Die Kaufleute u. s. w. hier, unter denen der Banquier Torlonia, haben von ihren Gütern und aus den Fabriken alle Arbeiter genommen und bewaffnet zur Armee gesandt. Haben die Rebellen erst die Campagna in Besitz, so wird hier bald eine solche Theurung entstehen, daß kein Mensch mehr leben kann; es beginnt schon, da nichts mehr gearbeitet wird und die Bauern Soldaten sind. Zwanzigtausend Mann Oesterreicher mit Artillerie sollen schon bei Bologna stehen. Morgen erwartet man hier wieder etwas. Keiner wagt sich mehr zum Zeichnen in die Campagna, da sowol von Soldaten und

Wachen, wie von Bauern die Leute mishandelt worden ſind. Rom iſt ein gefährlicher Kranker; bange erwartet man jeden Augenblick die Kriſis. Wird ſie Geneſung bringen oder Tod?

Trotz alle Dem haben wir heut' einen herzlich frohen Abend gehabt. Alles ſchließt ſich feſter an einander in dieſer Noth und je weniger wir werden, deſto enger verbunden ſind wir. Rietſchel, einer meiner liebſten Freunde hier, mit noch drei Andern aus unſerm Kreiſe, hatten heute ihren Abſchied, da ſie morgen nach Deutſchland abreiſen. Wir vergaßen die Zeit und waren ausgelaſſen froh; der Freiſchütz, Chor und Orcheſter, Alles wurde von Menſchenſtimmen aufgeführt, ordentlich geſpielt und geſungen, und einer der letzten Bärtigen machte die Agathe; es war zum Todtlachen. Brüderſchaften wurden getrunken, Geſundheiten ausgebracht, Jeder ließ, umgeben von den Gefahren und Aengſten des Augenblicks, ſein Liebſtes, Eltern, Geſchwiſter, Heimat u. ſ. w. leben. Brauſend ging es her; doch überſah man nicht die drohende Gefahr, den eintretenden Jammer und das Elend. Man verabredete und verband ſich zur Vertheidigung im Fall der Nothwehr, zur gemeinſchaftlichen Heimreiſe u. ſ. w. Dann nahmen die Reiſenden Abſchied und wir gingen durch die ganz leeren, öden, todten Straßen nach Hauſe.

Hier ſitze ich nun wieder allein, der Wein iſt verraucht, mit ihm Tollheit und Frohſinn; die graue Nacht des Ernſtes und der Trauer iſt da. Milde, der immer noch nicht ganz beſſer iſt, der dieſelbe Halskrankheit hat, die ich hatte und die Alle haben, liegt im Bett und ſchläft. Alles iſt todt und ſtill, nur die Patrouillen und Poſten ſind auf den Straßen und rufen den einzelnen verſpätet

nach Haus zurückkehrenden Menſchen ihr „chi viva“ zu. Dann ändert ſich heut' Nacht das Wetter; der Mond ſcheint durch einen grauen Nebelſchleier, kein Stern iſt zu ſehen, ein rauher Wind weht Staubwolken in den Straßen zuſammen und hoch in die Luft auf. — Ich will ſchlafen. Vielleicht die letzte ſtille Nacht. Gott mit Euch!

Den 26. Febr. Abends.

Alles iſt bis jetzt ruhig abgelaufen, d. h. in der Stadt. Im Ganzen werden die Ausſichten aber immer ſchlimmer, und die Maßregeln, die genommen werden, ſind nicht geeignet, Einen zu beruhigen, zeugen aber deutlich von einem ſehr verzweiflungsvollen Zuſtand. Lazzarini ſoll nicht geblieben ſein, ſondern, von allen ſeinen Truppen verlaſſen, die übergegangen ſind, iſt er, mit Wunden bedeckt, die einige ſeiner Leute ihm ſelbſt beigebracht, allein fliehend zurückgekehrt. Bei einem andern Treffen, an dem Ponte felice, ſind ein andrer Obriſt und ein Hauptmann gefangen und auch Mehre getödtet worden. Auf jeden Fall rücken die Rebellen jetzt mit Kanonen auf Rom zu und man erwartet ſie ſtündlich. Man führt Kanonen gegen ſie auf, die ganze Mannſchaft Roms iſt bewaffnet und zieht ihnen in Commandos entgegen, kehrt aber wahrſcheinlich bei ihrem Anblick um; wenigſtens ſehen dieſe päpſtlichen Bürger ſo aus. Sie ſind nur zum Theil mit Gewehren, die Andern nur mit Weinbergsmeſſern bewaffnet. Die Thore ſind geſchloſſen, einige den ganzen Tag, andere nur nach Ave Maria. Es heißt, daß die fremden Künſtler hier eine Sicherheitswache für ſich ſelbſt bilden ſollen und, wer keine Waffen hat, ſolche bekommt. In einem neuen Edict, das erſchienen, wird das Volk

nochmals zum Schutz der Kirche und des Papstes, der übrigens zu seiner Flucht Alles in Bereitschaft gesetzt, aufgefordert und ihm gesagt, daß die verruchten Insurgenten jetzt sogar Hand an die geheiligte Person eines Cardinals gelegt und diesen gefangen genommen hätten, daß aber auch Oesterreicher schon im Anmarsch wären. Natürlich wird es in Rom dadurch immer unsicherer, da Militair und Gensd'armes fort sind. Auch reisen täglich viele Fremde ab, sowie die meisten jungen Künstler. Die Wirthsleute klagen sehr. Heute kam zu allem Grauen und Schrecken auch noch ein sehr deutliches Zeichen vom Himmel, nämlich eine schöne sichtbare Mondfinsterniß.

Ich habe das herrliche Wetter benutzt und bin der Unruhe und der Langenweile in diesem brütenden, schreckenschwangern Rom entlaufen, so weit ich konnte. Zuerst begab ich mich nach dem leider abgebrannten St. Paul. Der Weg geht an der Tiber hin, der Stelle vorbei, wo das älteste Rom stand, dann längs den Trümmern der Brücke, berühmt durch Horatius Cocles, und so endlich weiter am Monte Testacio vorbei, durch die Porta S. Paolo, längs der Pyramide des Cestius. Außerhalb der Mauer sieht man, wie überall vor Rom, eine Welt berühmter Ruinen, Grabmäler u. s. w.; dann auch eine sehr alte, ganz kleine Capelle, deren Inschrift sagt, daß an dieser Stelle Petrus von Paulus Abschied genommen, als jener zum Märtyrerthum geführt wurde, und die Worte berichtet, die Beide damals gesprochen. Dann kamen wir zu St. Paul. Das ist nun wirklich ein wehmüthig erschütternder Anblick, diese herrliche Ruine zu sehen. Ergreift es uns schon, wenn man in den alten heidnischen Ruinen sich verliert, so berührt dieses noch schmerz-

licher unſer Herz. Jene Zeit liegt ſo fern von uns, daß wir ſie kaum anders als Ruine uns denken können; ja, ſo iſt ſie ſchon ſo groß und herrlich, daß unſere Phantaſie, zu erfüllt und beſchäftigt mit dem Vorhandenen, weder Zeit noch die Mittel hat, das Fehlende zu ergänzen. Wohl können wir uns ganz in die alte Herrlichkeit zurückträumen, aber wir vermiſſen ſie nicht. Wenn ein ſchönes Abendroth uns ganz entzückt, ſo vermiſſen wir den Tag nicht, der dort hinabgeſunken. Bei den Ruinen von St. Paul iſt's aber anders: nicht iſt er in ſeinen einzelnen Bruckſtücken ſchön, wir können nur aus ihnen ſchließen, wie mächtig und ergreifend ſein Ganzes geweſen ſein muß. Wir haben einen Maßſtab, wonach wir ihn meſſen können, andere alte Kirchen aus dieſer Zeit geben einen deutlichen Begriff von ſeinem imponirenden Innern. Er war aus alten herrlichen Säulen, Ueberbleibſeln alter Tempel, zuſammengeſetzt; ſie trugen das Gebälk des Daches und dieſes Gebälk war aus Cedern vom Libanon, reich und ſchön geſchnitzt. Unter ihnen waren viele vom Tempel zu Jeruſalem. Prächtige, herrliche Moſaiken zierten die Mauern; dabei eine ſchöne einfache Conſtruction, eine große Halle mit zwei Nebengängen, oben an, in einer gewölbten Niſche, der Hochaltar, und nun das Alles getragen von dieſen herrlichen Marmor- und Porphyrſäulen! Aber das iſt hin; vom Cederngebälk ſieht man nur noch wenig Spuren. Die Säulen ſind bis auf die äußern zwei Reihen zertrümmert, die Moſaik bis auf kleine Flecke vom Feuer ausgeſchmolzen und verkohlt. So ſteht St. Paul jetzt da. Wie ſchön war die Idee: die Kunſttrümmer aller alten Völker, Heiden, Juden, Griechen und Römer ſollten hier

vereint zu einem Zwecke dienen, und sie, die sonst so streng geschieden, in Dem, was Allen gemeinsam, bei Allen gleich göttlichen Ursprungs ist, sich auch in einem Ziel vereinen, und Alles, was jene Völker zur Ehre Gottes geschaffen, hier, wie in einem Blumenstrauß, auf seinem Altar dargebracht werden. Diesen Gedanken hat das Feuer vernichtet! Jetzt wird St. Paul wieder ausgebauet, das ist schön, aber unnütz — der alte Paul wird es doch nicht wieder und darum sollte man ihn als Trümmer ehren und das Geld lieber anders verwenden; auch wird so lässig an dem ungeheuren Werk gearbeitet, daß es Jahrhunderte währen und zehnmal die Erde indeß sich häuten könnte. Mit ungeheuren Kosten werden die Porphyrsäulen hergeschafft, polirt und aufgerichtet. Das Merkwürdigste sind die ungeheuern Gerüste, die aufgeführt sind, um die Kirche auszubauen, ganze Festungswerke mit Thoren, aus Wäldern von Bäumen gebaut. Verbrecher mit Ketten an den Füßen arbeiten darin und werden von Soldaten bewacht, leben aber mit ihnen in der schönsten Eintracht.

Es war ein herrlicher Tag, als wir draußen waren, nie habe ich einen so tiefblauen und doch so glutvollen Himmel gesehen. Hell schien die Sonne auf die alten Mauern und auf die weißen Säulen; die ewig blaue Glut, die durch die Fenster hinein sah und sich barmherzig über den offnen Raum gewölbt hatte, schien der Menschen Arbeit als unnütz zu belächeln und Jene selbst zu bemitleiden, daß sie wähnten, vor der feindlichen Macht der Zeit dies Heiligthum schützen zu können, wenn sie es da wieder in Dunkel und Nacht hüllten, wo jetzt die Sonne und der helle blaue Tag wohnen. Eigennutz ist

euer Thun. Für die Ewigkeit bauet ihr doch nicht, der Himmel schützt besser hier, als eure Mauern und Dächer; ein so schönes Gewölbe, wie sein gestirntes Blau, zu schaffen, ist euch doch unmöglich, und andere Priester singen nicht so fromm und vernehmlich, so rein und schön das Lob des Schöpfers, als jetzt die tausend und tausend zwitschernden Vögel in den Mauer- und Fensterhöhlen. Schönere Arabesken verzieren eure Wände nicht, als der Epheu und die bunt blühenden Kräuter, mit denen mitleidig die Natur sie schmückt.

Noch sahen wir hier viele Ueberbleibsel aus der alten Kirche in den Nebencapellen und einen Kreuzgang voll alter heidnischer und christlicher Bruchstücke. Es war ein Säulengang um einen kleinen viereckigen Hof, der ein sehr hübscher blühender Garten war. Der Gang, die Säulen waren fast ganz noch erhalten; immer trugen zwei und zwei Säulen eine Wölbung, d. h. zwei nebeneinander, so daß vier Säulchen eine Wölbung trugen (doch beschreiben kann ich das nicht, Chateauneuf hat es gewiß, laßt es Euch einmal zeigen). Nun ist jede Säule von der andern verschieden, eine candelirt, die andere glatt, eine so gewunden, die andere so, eine halb candelirt und halb gewunden u. s. w.; kurz es ist eine wirklich unerschöpfliche Phantasie darin. Dann sind noch alle mit der mannichfaltigsten Mosaik ausgelegt, alle haben verschiedene, aber gleich zierlich, reich und schön gearbeitete Capitäler, das Gesims ist mit Sculptur, Arabesken und Mosaik prächtig geschmückt und überhaupt ist das Gesims mir fast das Liebste gewesen. Es ist wirklich ein reizendes Plätzchen, dieser Hof.

Von St. Paul gingen wir, nachdem wir uns erst in

einer benachbarten Schenke erfriſcht hatten (denn zu wiſſen iſt, daß St. Paul 1½ gute Stunden weit von der eigentlichen Stadt entfernt iſt und ganz verlaſſen und einſam liegt), zurück durchs Thor nach der Pyramide des Ceſtius, die, ſo ſchmucklos ſie iſt, doch als Grabmal etwas Feierliches und Imponirendes hat, und wenigſtens Einen fühlen und begreifen läßt, daß die himmelhohen Pyramiden, dieſe Gebirge von Marmor oder Granit, blos durch ihre übermenſchliche Größe und ſchönes Verhältniß ergreifend und bewundrungswürdig ſein müſſen. Die alte Stadtmauer iſt ſehr maleriſch, an der dieſe Pyramide liegt; die Ausſicht, wie überall, auch hier römiſch, d. h. majeſtätiſch ſchön, und der proteſtantiſche Kirchhof hier am Fuß und Saum der Mauer, von Cypreſſen und Lorber umſchattet, iſt der ſchönſte, oder wenigſtens zum Sterben der verführeriſchſte, den ich je geſehen. Ein Weg zwiſchen zwei Hecken von mannshohen, üppig wuchernden Rosmaringebüſchen führt durch den Kirchhof zur Höhe, wo die Meiſten begraben liegen. Am Ende ſtehen zwei Cypreſſen. An den Gräbern wachſen Aloen, Cactus und viele andere ſolche Pflanzen. Es iſt eine dicke ſchattige Laube mit einem Steinſitz darin, aber blos von Paſſionsranken und an der Mauer (Stadtmauer). Die meiſten Gräber haben Steine, d. h. Monumente, wovon einige nicht ſchlecht ſind; eines, das für den verſtorbenen Maler Reinhold, iſt von Thorwaldſen. Ich habe einige wilde Hyacinthen gepflückt und auch ein Blatt von Waiblinger's Grab. Wenn Ihr über dieſe Sentimentalität lächelt, mögt Ihr bedenken, daß ich ja doppelt gezwungen bin, Mitleid mit ihm zu haben, einmal da ich ihm ähnlich ſein ſoll, und dann ſoll man ja dem Todten über-

haupt Alles vergeben und nur seines Guten gedenken. Viel Gutes hatte er aber auch. Es waren mehre Freunde, Landsleute von ihm, mit da, die in seiner Krankheit bei ihm gewacht hatten und in deren Beisein er gestorben war. Viel gewinnt der Kirchhof noch dadurch, daß er so recht in Wahrheit der endliche Schutz und Zufluchtsort nach langer Verfolgung ist!

Zum Erstenmal habe ich mitleidig auf diese fanatischen Katholiken geblickt, die, ihren Himmel uns verschließend und selbst noch im Tode aus ihrer Gemeinschaft verbannend, uns den schönsten Ruheplatz in der Welt dadurch schafften. Ich will weder in eure dumpfen Kellergräber unter euren dunkeln Kirchen, noch in euren verschlossenen Himmel, den Pfaffenhände öffnen, wo hinein mich nicht die Hand des liebenden Vaters selbst zieht, wo ich ihn nicht selbst rufen höre und winken sehe, wohin ich nicht allein seiner Stimme folgen kann, sondern mich schwarze Verschnittene hinaufbeten müssen, und wohin der Weg nur durch Fasten, Beten und Kasteiungen geht. Erbitten will auch ich meinen Himmel, aber vom Herrn selbst, nicht durch Bestechung seiner Diener. Zum Leben hat mich Gott geschaffen und deshalb will ich leben, will genießen, was er gegeben, zu seinem Lob und Preis, und mit Dem, was er mir gewährt, schaffen und erringen, was ich kann und vermag; und bin ich dann müde, fleh' ich vor seiner Thür, die er, wenns Zeit ist, mir gewiß öffnen wird. — Schön denk' ich es mir, hier begraben zu liegen, wenn im Mondschein sich die Geister unten am Tiberufer treffen und mit den alten Heiden vereint wandeln durch die todte dunkle Stadt, sich glücklich preisend, daß sie gestorben, ehe Rom fiel. — Doch genug;

ich ſchwatze unkluges Zeug, daran iſt aber die unkluge Zeit ſchuld. Ach, wohin iſt meine Vernunft, meine Weisheit! ich war ſo weiſe.

Wir ſtiegen noch auf den Monte Teſtaccio, ein Berg, ungefähr ſo groß wie unſer Blankeneſer, aber nicht wie der aus Elbſand, ſondern nur aus den Scherben Roms aufgeführt. Ich finde ganz natürlich und Roms würdig die Idee: eine Stadt, wo Jahrhunderte und Welten untergegangen, da müſſe aus Schutt und Scherben ſich wol ein ſolcher Berg aufthürmen laſſen. Eine herrliche Ausſicht hat man oben; die Tiber hinunter bis zum fernſten Gebirge, die ganze römiſche Ruinenwelt, Waſſerleitungen, Paläſte und Tempel, Gräber, Mauern, Alles, ſo weit das Auge reicht, dann das jetzige Rom. Wir gingen hernach über den Monte Aventino, ſahen noch eine alte Kirche, deren Façade, Halle und Säulen aus antiken Ruinen, und ſtiegen dann hinab übers Forum in die Michel Angelo's Kneipe, wo dieſer gezecht haben ſoll, die wahrhaftig dazu auch alt genug ausſieht und ihrer Lage nach (dicht am Forum, Coloſſeum, all' der alten Herrlichkeit) wol es glaublich macht, daß dieſer alte Held ſich dort erfriſcht; auf jeden Fall trink' ich hier noch einmal ſo gern Wein, als anderswo, obgleich ich ihn immer gern trinke.

Nachher gingen wir in die Akademie S. Luca, wo wir denn den bedauernswerthen Zuſtand der jetzigen römiſchen Kunſt ſahen. Intereſſant ſind in der Akademie einige Sculpturſachen, worunter eine Figur von Keſſels, dann ein Gemälde, der heilige Lucas, die Madonna malend, das für einen Rafael ausgegeben wird, und, wenn es auch nicht von ihm iſt, oder die ungeheuer vielen Ausbeſſerungen aus neuer Zeit das Alte kaum errathen laſſen,

dennoch viel von ihm hat, vielleicht unter seiner Hülfe gemalt oder einst von ihm gewesen sein könnte. Das Einzige aber, warum ich hinging, war Rafael's Schädel, der hier aufbewahrt wird, und abgesehen davon, daß es ein sehr schöner Schädel, ist er ja der, welcher einst Rafael gehörte. O, wie erklärlich wurde mir hier der fromme Götzendienst mit den Gebeinen der Heiligen, oder der Gebrauch der Aschenkrüge, die Geschichten von Geliebten, die der Geliebten Herz in ihrer Nähe aufbewahrten! Ist mir doch ganz sonderbar zu Muth geworden, als ich diesen sah; das überstieg noch den ergreifenden Eindruck, den sein Grab im Pantheon (dem alten Tempel, allen Göttern geweiht) auf mich machte. Es ist ein hohler gelber Knochen jetzt und alle Schädel, mögen sie eben so schön, oder viel schöner geformt sein, sehen öd' und erschütternd aus; dieser aber mehr, dieser vernichtend! Wie wenig Schädel waren auch im Leben mehr als Gefäße, in denen ein dürftiger ärmlicher Trank; wie wenige waren so wie er mit göttlichem Wein gefüllt, und auch er reichte für die Ewigkeit nicht hin! Zerstört hat die neidische Zeit ihn, der Göttliche strömte aus. Ich bin kein großer Freund von Schädeln, und auch namentlich deshalb, weil man den armen Todten nimmt, was ihr Eigenthum ist. Unbarmherzig sind' ich es, den Menschen nach dem Tode zu theilen; wer weiß, ob nicht da auch ein Zusammenhang mit dem Geisterreiche ist, ob so ein armer kopfloser Geist nicht umherirrt und seinen Kopf sucht. Doch das fällt hier weg. Bei Dem, der ein echter Sohn der Erde, ein wahrer Erdenkloß ist, wie die Meisten von uns, mag das möglich sein; wer aber so im Leben schon Eingang in den Himmel hatte, wie Rafael, der wird, ist

er einmal von der Erde geſchieden, nie wieder zu ihr zurückkehren. Und dieſen Schädel möcht' ich ſelbſt haben; es wäre das ſchönſte Memento mori, das wahrſte Symbol, daß Alles der Zeit unterthan! Drum ſchaffe wie er, daß dein Schädel nicht einſt das Einzige iſt, das von dir bleibt, denn der redet nicht, und ſelbſt ſeiner iſt ſtumm; drum ſtrebe, Etwas zu hinterlaſſen, das immer fortlebt und der Welt dich nennt! Troſt wäre es auch, wenn man täglich ſähe und dächte, Rafael's Schädel iſt wie der deinige, ſollt' dir nicht auch daſſelbe möglich ſein? Freilich wär' es uns zugleich eine furchtbare Geißel, wenn man fühlte, daß es nicht möglich. Darum will ich ihn lieber nicht.

Von der Akademie gingen wir in die Kirche S. Pietro in Vincoli, wo die Feſſeln aufbewahrt werden, mit denen der heilige Petrus einſt umwunden war. Ich habe ſie geſehen und in frommer Gläubigkeit daran ſind ſie mir ehrwürdig und rührend geweſen; doch etwas Anderes feſſelte mich hier, das war die Statue Moſis, von Michel Angelo, die mir faſt über alle Antiken geht, oder beſſer, die ich damit gar nicht vergleichen kann. Bei den meiſten Antiken liegt das Göttlich-Schöne des Gedankens in der Form, durch ſie ſpricht Alles; das freilich auch hier, aber hier iſt die Form, wie Heidenthum von der Bibel, ſo auch von der heidniſchen Form verſchieden. Sie iſt echt altteſtamentariſch. So muß Moſes geweſen ſein, anders kann er nicht ausgeſehen haben. Der Kopf und die Bewegung iſt höchſt ausdrucksvoll, wirklich fabelhaft charakteriſtiſch und treffend. Alles liegt in dieſem Kopf, der weiſe kluge Geiſt, der göttliche Seher, das Auge, das den Herrn erblickt, die Lippe, die zu ihm geredet;

aber auch der Feldherr, der Schlachten gewinnen, der Völker führen und regieren konnte; der freie Mann, dessen starker Nacken kein Joch tragen wollte, der strenge Gesetzgeber. Lebendig ist der Kopf und wohl sieht man, daß sein Auge Anderes erblickt, als diese Erde: seine Stirn verkündet den Zorn Gottes, sein Mund predigt den Himmel; ja Der konnte die Schöpfung erzählen, er hatte sie im Geist gesehen. Die Stellung ist wunderschön: mit einem Arm stützt er sich auf die Gesetztafeln, mit dem andern hält er das Gewand; er neigt sich etwas vor und wendet den Kopf zur Seite, als verkünde er eben das Gesetz und wolle sich erheben von seinem Sitz, um voranzugehen durch die Wüste ins gelobte Land. Entzückt ist schon sein Auge und begeistert, aber dennoch ruht eine ungeheure Weisheit, eine feste Kraft in seinen Zügen. Der Kopf sieht grade die Kirche herunter und wohl kann ich mir denken, daß er manchen armen Sünder so niederdrücken könnte, daß er nicht wagte aufzuschauen. Wundervoll und ganz von dem Kopf bedingt sind auch die Arme und Hände; weniger gefällt mir das Gewand, das ich nicht mit dem Uebrigen zusammenreimen kann. Das Machwerk ist einfach und schön.

Von hieraus gingen wir noch zu den Ruinen, wie Einige behaupten, vom Palast des Nerva, nach Andern von einem Tempel der Fortuna. Eine sehr schöne Ruine. — Bei der Kirche S. Pietro in Vincoli steht eine schöne Palme, die jetzt umsonst ihre friedlichen Arme ausbreitet und winkt; der Himmel ist wol davon erweicht und scheint goldnen Frieden auf sie herab aus seiner blauen Höhe, aber die Menschen wollen keinen Frieden, die Trommel geht und Schüsse fallen.

Nun meinetwegen! Der Baum war das Einzige, was mich den ganzen Tag an Krieg mahnte, weil er so umsonst mit seinen schlanken Armen winkte, und nun fiel mir erst ein, daß, wenn wir zurückkämen, vielleicht Alles schon drunter und drüber ginge. Es war aber nicht so.

Wir gingen noch nach dem Palast Rospiglioſi am Monte Cavallo, wo die Aurora und Apoll mit den Musen von Guido Reni al fresco gemalt sind. Es ist wahr, gemalt ist Einiges schön, besonders einige Fleischpartien, ein Weiberrücken, Arme u. s. w.; die Landschaft ist gleichfalls schön, aber in der Composition, Ausdruck und Zeichnung doch gar zu nüchtern und leichtfertig, um bei diesen Riesenwerken in Rom anziehen und fesseln zu können. Ebenso ist der Apoll und vieles Andere so flau und ledern gezeichnet, wie schmutzig und farblos gemalt. Sonnenglut ist darauf, wie gelber Sand. — Die Andern waren sehr entzückt, ich aber konnte es nicht sein, mir hat das Bild etwas Widerliches, was ich schon fühlte, als ich es nur noch im Kupferstich kannte. Mich zog ganz etwas Anderes an: Vor diesem Gartensaal war ein Garten mit Bassins und Springbrunnen, Dattelpalmen mit Früchten und anderen fremden Gewächsen, voll Orangen, Ranunkeln, Veilchen, Rosen, Myrthen, Alles durcheinander und Alles im Freien beim schönsten Abendsonnenschein; um das Paradiesische noch zu vollenden, sah man von einem Altan, auf dem sehr schöne Tauben saßen, was hier etwas Seltenes, des Gärtners Tochter, ein wunderhübsches Mädchen, in einem kleinen Nebenhofe an einem Bassin Zeug und sich selbst waschen, bei welcher Beschäftigung sie halb nackend war und den schönsten,

glühend goldigen, echt römischen Nacken, einen starken, aber fein und graziös geformten Hals und eben so schöne Arme und Brust zeigte; dabei hatte sie das Wenige, was sie anhatte, auf das malerischste in Falten geschlungen, so daß die ganze Figur, wie sie da war, ein Bild eines großen Meisters zu sein schien, großartiger und reizender als Guido's Aurora.

Als die Alte, ihre Mutter, die uns den Garten aufgeschlossen (ein altes finsteres Weib, über deren mächtige und noch immer schönen Züge graue Locken, wie Silber und Gold, wild herunterhingen), mich und noch einen der Andern, der mit mir den Saal verlassen, dastehen sah, ward sie wie eine Furie, machte uns schändlich herunter, sprach von gemisbrauchtem Vertrauen und rief ihrer Tochter, die Primavesa hieß, wüthend zu. Diese, die uns noch nicht bemerkt hatte, sah sich um und ward nun erst recht reizend, da ihr Gesicht wie eine blutige Abendsonne glühte und ihre Augen unter dem in ganz dicken und wild gekräuselten Locken und Flechten herunter hängenden rabenschwarzen Haar hervorglühten wie eine schöne Gewitternacht. Mit stolzer Verachtung sah sie uns einen Augenblick an und lief dann, ohne etwas zu sagen, ins Haus. Trotz ihres Zorns, ihrer echt römischen weiblichen Wuth, ihres Tyrannenblicks, schien sie aber doch auch ein weiches Herz zu haben und nicht ganz unmenschlich gegen fromme Anbetung zu sein, denn als sie im Hause war und ihr Gewand über die Schultern gezogen hatte, sah sie wieder, und zwar mit ganz ruhigen und vergebenden Blicken, zu uns in die Höhe. Die Alte schimpfte immerfort und wollte sich nicht bedeuten lassen, daß wir als Künstler ein Recht hätten, jede Schön-

heit, wo wir sie fänden, zu belauschen, uns daran zu entzücken und daran zu lernen. Die Tochter schien es besser begriffen zu haben, denn als wir heimlich beim Fortgehen noch einmal zu ihr hinein grüßten, versicherten die Andern, sie habe wieder gegrüßt. Beim zu Hausegehen gingen wir noch einmal über den Monte Cavallo, wo ich nie gehen kann, ohne mit Entzücken meine geliebten Pferdebändiger, die colossalen Werke von Phidias und Praxiteles anzusehen. — Seien sie von wem sie wollen, ich kenne fast nichts Antikes, was so imponirt; heute waren sie noch obendrein von der durchbrechenden untergehenden Sonne beleuchtet. — Als wir nach Rom kamen, hörten wir allerhand Gerüchte wieder und waren ganz aus unserer schönen Kunstwelt und ihrer friedlichen Natur in das Getöse und Gekrächze des Lebens zurückversetzt. Ich war müde und ging bald nach Hause und zu Bette.

Den andern Tag begaben wir uns zuerst nach der Kirche Maria maggiore, einer alten Basilika. Wir fanden die meisten prächtigen Mosaiken noch gut erhalten, eben so den Boden, und dann weniger barocke Verzierungen, als in andern Kirchen, obgleich auch diese genug damit heimgesucht ist. Von hier aus besuchten wir eine andere ganz alte Kirche, S. Prassede, die nun freilich nicht so schön und nur klein ist und viel neues Barockes hat, bis auf die Haupteintheilung; alt ist die Mosaik über dem Hochaltar noch und eine kleine Nebencapelle, die fast ganz vergoldet von Mosaik ist. Die Mosaik ist aber, wenn auch prächtig und sehr alt, doch zu unvollkommen und nicht geschmackvoll. Schön ist jedoch die Thür zu dieser Capelle, ein von zwei Säulen getragenes

Gesimse, auf dem eine Urne, aus den zierlichst gearbeiteten Bruchstücken antiker Monumente nach byzantinischem Geschmack gebildet. Es dürfen in dieser Capelle bei Strafe der Excommunication keine Damen hineingehen (das steht über der Thür mit großen Buchstaben geschrieben), weil eine sonderbare Reliquie darin aufbewahrt wird; es geht mit diesem Aberglauben und Götzendienst wirklich bis ins Widerliche, Gotteslästerliche möcht' ich sagen. Dann sahen wir den Lateran, nach St. Paul und Peter die schönste Basilika, worin Altes von Kunstwerth aber auch wenig, außer der Haupteintheilung und der Mosaik überm Hochaltar, einigen Grabmälern u. s. w. Auch ist das Grab der heiligen Helena dort und ein sehr schöner gothischer Altar. Dann ist aber das Schönste im letzten Zimmer der Sacristei, nachdem man viele Bilder, die für Michel Angelo ausgegeben werden und wol Copien nach ihm sind, gesehen hat, eine Zeichnung von Rafael, schwarz und weiß auf braunem Papier; es ist eine bekannte Madonna, das Bild, das in Spanien war, glaube ich, und jetzt in Paris ist, unter dem Namen der Madonna des Hauses Alba. Bei Commeter ist der Kupferstich. Sie sitzt an der Erde, hält in der aufgelehnten Hand ein Buch, die andere legt sie dem heil. Johannes auf die Schulter, der sich an ihr Bein lehnend vor ihr kniet; das Christkind steht mit einem Fuß auf der Erde, mit dem andern sitzt oder kniet es auf ihrem Schoos und faßt mit der einen Hand den Agnus-Dei-Stab des Johannes. Das Ganze ist rund. Diese Zeichnung ist außerordentlich schön, besonders der Körper so echt göttlich; fast noch schöner ist der Johannes und vor Allem zeichnen sich die Köpfe aus, in denen eine unbeschreibliche Innigkeit und

Seele sich ausspricht. Mir gefiel die Composition als Madonna früher nie, ich konnte sie nur als schöne Mutter betrachten; das aber fällt hier ganz weg, es liegt so etwas unbefangen würdig Großes in dem Kopf, daß ich die etwas nachlässige und für eine Madonna vielleicht nicht ganz passende Stellung ganz und gar übersah. Auch ist diese Stellung, wenn auch nicht sehr ernst und sittsam, doch so großartig und graziös aufgefaßt, daß sie gewiß wenigstens eine göttliche Mutter ist. Das Motiv konnte er hier freilich auf allen Straßen finden, denn darin sind die Italienerinnen unübertrefflich, daß sie sich öffentlich überall so unbefangen bewegen, wie bei uns kaum ein Weib ungesehen zu thun wagen würde, ohne Besorgniß, Züchtigkeit, Schicklichkeit, Anstand zu verletzen. Aber eben weil die Italienerinnen dieses Bewußtsein, Gott Lob! nicht haben, kann es auch bei ihnen nicht unschicklich und unweiblich sein. Die Naivetät, die Grazie, mit der sie Alles thun, und das Gefühl, daß es nicht anders sein kann, adelt Das, was sonst unschicklich wäre; bei unsern Frauen wäre es auch schon darum unschicklich, weil vielleicht nur wenige Einzelne es mit dieser entzückenden schuldlosen Grazie zu thun verständen. Wer keine Kleider kennt, ist gewiß nicht unschicklich, wenn er nackend geht, und ist so schöner, weil Gott ihn so geschaffen; wem aber gesagt wird, ich mag mich und dich und Niemand nackend sehen, bekleide dich wie wir, um uns nicht zu verletzen, der handelt gegen die gute Sitte, wenn er nackend geht, und eben diese gute Sitte ist auch Bedürfniß, denn erst als die Menschen anfingen, häßlich zu werden, fingen sie an, sich zu bekleiden, um dies zu verbergen, und hatten insofern Recht. Ist nun unter den

Verkleideten auch Einer schön und wollte deshalb nackend gehen, so würde er die andern Unschönen verletzen und dadurch unschicklich handeln.

Beim Lateran sahen wir noch die alte Taufcapelle (nach Einigen von Konstantin erbaut, nach Andern wäre er darin getauft), eine alte, runde Capelle aus antiken Tempeltrümmern und Säulen, außen wie innen. Innen um den Taufstein ist ein Kreis von Säulen, die die Kuppel tragen. Vor der Kirche steht ein Obelisk (ägyptischer), der höchste von den vielen in Rom; derselbe soll von Konstantin's Sohn hergeschafft worden sein und früher vor Theben gestanden haben. Dann sahen wir noch die Scala santa (heilige Treppe), die man nur auf den Knien rutschend passiren darf (ich weiß leider nicht warum); es rutschten Viele darauf. Dann gingen wir in die daneben befindliche Villa Massimi, die in einem sehr schönen Garten liegt, und sahen dort die al fresco gemalten Zimmer. Das von Schnorr ist etwas sehr leichtfertig, wenn auch nicht ungenial und hin und wieder schön gemalt; schöne Landschaft in Farbe und Composition, aber Theaterhelden, manierirte, fade Figuren, bis auf zwei bis drei Bilder, worunter besonders eine Schlacht, die einmal in Umriß beim Kunstblatt war, und einige andere Figuren, die über der einen Thür sind. Overbeck's Zimmer ist leider nicht von ihm vollendet; das thut der Sache großen Eintrag, denn deutlich sieht man, wie es immer vollkommner geworden wäre. Die Decke, mit Ausnahme der weiblichen Figur in der Mitte, der zwei Engel die Kette abnehmen, allegorisch das befreite Jerusalem darstellend, ist am schwächsten; diese Figur hat aber wirklich viel Rafaelisches. Die übrigen Bilder an der Decke sind leer und farblos; die

Cartons gefielen mir beſſer. Auch ſind ſie urſprünglich nicht ſo gedacht und erſt beim Malen gerückt und verändert worden. Für dieſe großen Räume ſind die Compoſitionen zu leer und die Figuren zu winzig, auch letztere nicht überall ſchön gemalt. Die Landſchaften aber ſind bei Allen reizend, beſonders wo Arminia zu den Hirten kommt; die Hirtennatur iſt vortrefflich ausgedrückt. Dann iſt der Zaubergarten, wo Rinald und Armida liegen, zauberiſch ſchön, und die Genien, die ſeine Waffen ins Waſſer werfen, ſind wunderlieblich. Zwei erſchreckte Nymphen, die ſich baden, haben auch viel Reizendes, und die Ritter, die ihn zu befreien kommen, ſind faſt am beſten gelungen; aber das Liebespaar iſt verflucht langweilig und ruhig. Sie ſitzen neben einander, als langweilten ſie ſich zu Tode und hofften nur auf die Ritter, die dem Dinge bald ein Ende machen würden. Die andern Zwei, Olint und Sofronia, wie Tancred und Clorinde, habe ich kaum angeſehen, weil ich bis auf kleine Einzelnheiten ſie wirklich ſo ſchwach gegen die Cartons fand, daß ich lieber nur dieſe kennen wollte. — Von den Wandgemälden hat er leider nur drei gemacht, wovon die zwei kleinern die ſchönſten. Das Eine iſt der Engel, der dem vor ſeinem Zelte betenden Gottfried von Bouillon die Fahne bringt. Es iſt meiſterlich gedacht und componirt, kräftig und ernſt gezeichnet (wenigſtens ſo viel das Gedicht es bedingt) und ſchön gemalt: wunderſchöne Landſchaft, die Sonne geht übers Meer auf, deren goldene Stralen über die tanzenden grünen Wellen hüpfen, im Morgennebel liegt das Ufer eben von den erſten Sonnenblicken geküßt, das Zelt mit der Wache davor; mit den Sonnenſtralen ſchwebt übers Meer daher der licht-

helle Engel, der die Fahne trägt, nach welcher der auf ein Knie gesunkene Gottfried die Hand ausstreckt. Vorn im Helldunkel schlafen drei Krieger, kräftige, martialische Gestalten, über des Einen Rüstung glitzert die Sonne. — Das Zweite ist Gildippe und Odoardo, die von Agremont erschlagen werden. Vorzüglich schön ist der Körper der sterbenden Gildippe, die Odoardo eben auf seinen Schoos heben will und unaussprechlich zart und edel durch den unschuldfesten Panzerrock hindurch die weibliche Form zeigt; aber über Alles zieht ihr Kopf an, den sie dem Odoardo zuwendet: das Auge will eben brechen, sieht aber voll Liebe selig ihn an; der halb geöffnete Mund scheint ihren letzten Seufzer und mit diesem die Seele auszuhauchen, Schmerz spielt um ihn, aber auch schon das Lächeln der Verklärung; die Hand mit dem Schwert drückt sie auf die Wunde in der Brust, um das Blut zu hemmen, ihr Helm ist abgefallen und die blonden Flechten wehen frei. — Das Dritte von ihm ist ein großes Bild, recht kann ich mich aber der Scene, die es darstellt, nicht entsinnen: in der Mitte werden Gerüste zur Erstürmung einer Stadt gebaut; die Gruppe von Bauleuten, wie die hinten durchsehende Stadt und Landschaft, ist wunderschön. Vorn sind alle Ritter und Herren, Peter als Einsiedler; besonders schön gemalt sind zwei Pagen und im Ausdruck ein alter eisenfester Ritter.

Die übrigen Bilder hier sind von Führig und so langweilig, daß ich nicht begreife, wie Der gewagt hat, neben Overbeck aufzutreten. Im dritten Zimmer ist die Decke von Veit: der Himmel aus dem Dante, noble Gestalten, manche schön gemalt, im Ganzen die Decke hübsch eingetheilt, aber sehr langweilig. Die Wände sind

vom alten Koch, dem Landschaftsmaler. Seine Compositionen sind die genialsten, originellsten und zugleich großartigsten von allen, wie er es auch eigentlich in der Auffassung ist; nur fehlt ihm alles Darstellungsvermögen und sind sie deshalb schlecht gezeichnet und roh behandelt. Die Farbe aber ist wieder sehr kräftig und historisch. Besonders schön ist über der Eingangsthür der Traum des Dante, wie die Thiere ihn verfolgen und dann Virgil ihn rettend in die Hölle einführt. Die Landschaft ist auch äußerst schön, auf der einen Seite am Himmel Abendroth, auf der andern die Sichel des Mondes. — Das zweite Bild ist die Hölle und kann man die Genialität in Auffassung und Composition auch nicht absprechen, so ist es doch so kümmerlich und gräßlich gemacht, daß die Gräßlichkeiten schnurrig und lächerlich werden. Das Dritte aber, der Eingang zum Fegefeuer, ist sehr schön in Allem. — Das Vierte sind die Strafen des Fegefeuers und ist nicht weniger schön. Ueberhaupt steht er riesenhaft bei den andern Herren da und ist eigentlich der Einzige, der sich den alten gewaltigen Helden nähert, nur Overbeck's Darstellungsgabe müßte er haben.

Von der Villa gingen wir in eine Kneipe zu Tisch, wo nach echt römischer Sitte Alles in einem Raum ist, Küche, Wohn- und Speisezimmer, Hühnerstall u. s. w. und sahen dann noch S. Croce, wo es eine sehr schöne aber restaurirte Decke von Pinturicchio gibt. Es ist ein Nonnenkloster in der Stadtmauer. Dicht daneben befinden sich die Ruinen vom Tempel der Venus und des Cupido, in dessen Glanzzeit sich die armen Nonnen wol oft zurücksehnen mögen und dort lieber Priesterinnen zu sein wünschen, als in diesem finstern Kloster. — Hierauf besuch-

ten wir die Rennbahn des Heliogabalus und die Ruinen vom Tempel der Minerva Medica, die phantastisch mit Epheu, Gras und Blumen bewachsen sind; dann Ruinen alter Wasserleitungen und S. Clemente, eine alte schöne Kirche, nicht groß, aber von allen diesen alten am besten erhalten. Es sind noch vor dem Hochaltar zwei alte Kanzeln von Marmor, auf jeder Seite eine, die deutlich zeigen, daß bei den Katholiken vormals die Kanzel von mehr Bedeutung und Wichtigkeit war, als jetzt. Ueberm Altar, der auch alt ist, schöne Mosaiken. Der Altar, die Stühle des Chors, die Candelaber, Säulen und Verzierungen, Alles aus weißem Marmor, äußerst zierlich und einfach. Nie ist mir die Kanzel würdiger und passender gestellt vorgekommen, als hier zur Seite des Altars. Es ist eine schön ausgemalte Nebencapelle von Massaccio da, die Geschichte der heiligen Catharina darstellend, aber gar zu sehr restaurirt und überhaupt nicht ein Produkt seiner höchsten geistigen Kraft, man muß Manches mehr ahnen und errathen, statt davon durchdrungen zu werden. Ein netter irländischer Mönch schloß uns die Capelle auf; die Kirche, das Innere und Aeussere des Hofes und Portals, Alles aus alten Bruchstücken. Die Kirche ist jetzt ein Benediktinerkloster. — Dann sahen wir noch eine alte Kirche Maria della Navicella, vor der ein hübsches antikes Schiff aus weißem Marmor steht. Sie ist wieder, wie alle diese alten Kirchen. Dann nahmen wir eine in Augenschein, die freilich sehr verschieden ist, nämlich S. Stefano rotondo. Diese ist ganz rund, der mittlere Kreis, in dem der Altar sich befindet, ist höher, unten von einer Reihe Säulen eingefaßt, die die Mauer dieses höhern Theiles tragen, und

in dieſer Mauer über den Säulen geht ein Kreis Fenſter herum, durch die das Licht fällt; oben darüber iſt eine glatte Decke. Der äußere weitere Kreis iſt nur ſo hoch wie die Säulenköpfe des Innern und auf dieſen ruht ſchon ſein Dach; er iſt wieder von Säulen, die durch einen Halbbogen verbunden ſind und zwiſchen denen Mauer iſt, eingefaßt. Die Kirche macht einen feierlich großen aber doch heimiſchen und heitern Eindruck. Es iſt ein alter Tempel, der ganz ſeine Hauptform beibehalten hat, wie auch der Bacchustempel hier, der, ebenſo gebaut, zur Kirche eingerichtet iſt. Noch befindet ſich in dieſer Kirche ein Marmorſeſſel Gregor's I., des Heiligen, der ſehr geſchmackvoll verziert, conſtruirt und ausgeführt iſt. Dann ſahen wir noch in einem Kloſtergarten (ai quatri santi) eine ſehr ſchöne Palme, die höchſte in Rom und wirklich bedeutend groß und dick. Den Reichthum und die gewaltige Herrlichkeit des alten Roms oder der alten Römerzeit lernt man erſt recht einſehen, wenn man alle dieſe vielen Kirchen und Klöſter ſieht, die aus ihren Trümmern wieder aufgerichtet worden ſind.

Abends, nachdem wir noch die ſchönſte Perſpective von den Ruinen genoſſen und uns an der zauberiſchſten Farbenwirkung der untergehenden Sonne geweidet hatten, gingen wir, ganz glücklich und allen Krieg vergeſſend, zu Hauſe. Hier hörten wir gleich wieder allerlei Gerüchte, allein ich entfloh auf mein Zimmer, wo ich den Andern „Was ihr wollt" vorlas. — Heute iſt Alles wieder gewitterſchwanger. Das Café greco wie unſere Kneipe werden immer magrer und leerer, immer ſtiller. Man will von Cività caſtellana her, eine große Kano-

nade gehört haben. Nächstens werden wir alle Soldaten, und wollen eine Sicherheitswache für uns selbst bilden; ich will mich beim Fuhrwesen annehmen lassen oder die Artillerie versehen. Ja, jetzt werden die Gerüchte wie die besprochenen Maßregeln mir schon lächerlich; wären nur die Thore des Capitols und des Vaticans nicht geschlossen, Rom und die Umgegend nicht so unsicher und keine Theurung im Anmarsch, so wäre es hier gut auszuhalten und ich würde beide Theile, Liberale und Servile, auslachen.

Rom, den 11. März 1831.

Der Himmel ist tief glühend blau, ein Blau, das Ihr Armen nicht kennt, und jetzt wol am wenigsten, da bei Euch vielleicht noch Alles weiß und kalt, grau und farblos ist. Freilich weiß mein Otto auch solcher Welt ihre Schönheit abzugewinnen und erröthend habe ich mich früher schon oft mit diesem tapfern Ritter und Verfechter des Winters gezankt; denn wenn ich auch zugebe, daß der Winter die Skizze eines großen Meisters ist und ich sie darum achte und in Ehren halte, so ist diese Skizze meinem Auge doch fast wie ein Buch mit sieben Siegeln. Hier aber habe ich das vollendetste Bild, das diesem Meister möglich war, und sehnlich wünscht' ich es Euch zu zeigen und mich an Eurer Bewunderung freuen zu können. Wünsche sich aber Keiner hierher, der nicht seine Tage mit süßem Nichtsthun hinbringen will, oder nicht Geld genug hat, sich hier bis zum Tode ansiedeln zu können. Ich wollt', ich wäre nicht über die Alpen gegangen!

Schwer muß ich es büßen, ſchwer den ſeligen Genuß des Schwelgens in Schönheiten hier durch innere Unruhe und Sorgen erkaufen. Immer möcht' ich ſchaffen und arbeiten, aber immer iſt ſo viel noch erſt zu lernen, zu ſehen, zu genießen, daß ich nicht dazu komme, und dann quält es mich wieder, daß ich ſo im Lernen vielleicht Alles verlerne. Um zu reuſſiren, muß Einer entweder recht viel Geld beſitzen, oder eine ſo ſichere, feſte Beſtellung haben, daß er erſt Alles ſehen und einſammeln und dann ſich in Ruhe hinſetzen und arbeiten kann. Wer aber nur ſo wenig hat, daß ſich dieſes während des Sehens ſchon zu Ende neigt und daß er ſich dann erſt hinſetzen und ins Blaue hinein losmalen will, wenn das Letzte verzehrt, der iſt nachher hier im furchtbarſten Pech.

Ich will Euch erzählen, was ich dieſe Zeit wieder Alles geſehen; es iſt ſehr viel. Einen Tag wandte ich dazu an, Alles im Innern der Stadt zu ſehen, was ich nicht ſchon kannte. Da ſahen wir denn viele alte merkwürdige Kirchen, in deren einer einen Jeſaias, Frescobild von Rafael (angeblich), der ſehr ſchön, aber kein echter Jeſaias iſt. In einer andern, della Pace, ſahen wir die bekannten Sibyllen und Propheten von Rafael, auch al fresco; die Propheten freilich, glaub' ich, ſind erſt ſpäter ſanctionirt und mögen wol nicht von Rafael ſein, die Sibyllen aber ſind es unwiderruflich. Es ſind keine Angelos, keine echte Sibyllen, denn dieſe zu malen, ſcheint nur Der allein das Recht gehabt zu haben; aber vier ſo ſchöne Geſtalten, ſo ſchön componirt und ſo unübertrefflich gemalt, daß ich nicht begreifen kann, wie das Fresco heraus gebracht iſt. Eine iſt auch als Sibylle ſchön, ein

majestätisches, begeistertes Weib; darin scheint Rafael aber auch sich der Michel Angelo'schen erinnert zu haben, wie er überhaupt in diesem Bild von dessen Motiven sich nicht gar zu weit weggewagt, und zwar aus wirklich treuer, liebender Begeisterung und Anerkennung. Eine andere ist darauf, die nun freilich gar keine Sibylle, aber ein so selig geschaffenes Weib, so über Alles reizend und wunderlieblich ist, daß nur Gott oder Rafael sie so schaffen konnten, und in die er gewiß während des Malens selbst verliebt gewesen ist. Eben so sind die Engel oder Knaben, die noch darauf sind; das sind Kinder, die gewiß alle Eltern mit Neid ansehen. Nun aber auch etwas gegen Rafael, d. h. wenn mir nicht die Hand erlahmt, während ich es schreiben will; es scheint mir nämlich ihm Das, was Michel Angelo so ungeheuer in seiner Gewalt hatte, etwas abzugehen: die architektonische Anordnung oder lieber das richtige Verhältniß und der Zusammenhang der Malerei mit der Architektur.

Einen andern Tag wandte ich dazu an, mit Brentano und Milde eine Campagnentour zu machen, recht in das Grab der alten römischen Herrlichkeit, nach der via appia, oder Gräberstraße. Da das eigentliche Thor, welches dahin führt, verschlossen war, mußten wir eine lange Strecke an der Stadtmauer herumgehen und gelangten dann zuerst nach Cecilia Metella, einem Grabmal so groß, daß man im Mittelalter einen Festungsthurm daraus gemacht hat, wie aus den meisten derselben. Dieses Grabmal, welches ein reicher Mann, entweder aus Liebe oder um seinen Reichthum zu zeigen, seiner Frau gesetzt hat, ist aus weißem Marmor, jetzt halb Ruine; oben darauf wächst ein ganzer Garten, in

dem ein Chor von Vögeln ſingt. Nach dieſem Grab beſuchten wir noch viele, die alle einander ähnlich, aber nicht ſo groß und ſchön ſind, und ſahen dann Etwas, das hiermit freilich gar nicht im Einklang ſteht, nämlich unter der Kirche S. Sebaſtian, einer alten Kirche, die Katakomben der erſten Chriſten. War hier nun auch von Schönheit und Pracht gar keine Spur, ja nicht einmal von irgend einer Form zu finden, ſo hatte es für mich doch, an und für ſich ſchon, etwas ſehr Intereſſantes. Nachdem wir in der Kirche die Meſſe angehört, die von einem Franziskaner gehalten wurde, da ſie zu einem Franziskanerkloſter gehört, gab einer von den Brüdern jedem von uns eine brennende Wachskerze in die Hand, nahm ſelbſt eine und ſtieg mit uns in die unterirdiſchen Gewölbe hinunter, wo wir mit ihm die Kreuz und Quer in kaum 3 Fuß breiten und höchſtens 6 Fuß hohen Gängen überall herumwanderten. Bisweilen kamen wir an Stellen, die zuſammengeſchoſſen waren, oder wo der Franziskaner nicht hinein wollte, weil es „pericoloso“ ſei. Auf beiden Seiten der Gänge ſind, wie in den Schiffskajüten die Betten, die Gräber der Märtyrer übereinander in eingewühlten Löchern, in denen eben eine Leiche liegen kann; in einigen ſolcher Löcher ſieht man noch Knochen. Unter den namhafteſten iſt auch das Grab meiner geliebten Heiligen, der heiligen Cecilia, dort, deren Leichnam man aber fortgeſchafft und in die Kirche Santa Cecilia in Traſtevere gebracht hat. Hin und wieder kamen wir auch an eine Capelle, die etwas größeren Raum und an der einen Wand ein gemaltes Kreuz hat, unter dem der Altar war. In einem ſolchen Altar iſt ein Säulenſtumpf, auf dem ein Märtyrer hingerichtet

worden. Die ersten Christen, überall verfolgt, suchten Schutz und Sicherheit in diesen Katakomben, wo sie nichts umgab, als nur die Leichen von Brüdern und Schwestern, die für dieselbe Sache gelitten und gestorben. Die Betcapellen, in denen sie sich stärkten und Hoffnung faßten, waren auch mit Gräbern angefüllt, und oft auch hier nicht sicher und einen martervollen Tod erleidend, konnte doch das Alles sie nicht wankend, vielmehr nur felsenfester machen. Ja hier erst fanden sie den feurigen Muth, auch so für ihre Religion zu sterben und zu leiden, wie es bereits so viele Brüder vor ihnen gethan. Und das waren die üppigen, die Pracht und Lebensfreude gewohnten Römer! Wohl muß das eine herrliche und göttliche Sache sein, die trotz aller Hindernisse so siegt, überwindet, Alles überlebt! — Auch die ersten Päpste, d. h. die Bischöfe der Gemeinde zu Rom, liegen hier begraben.

Von da gingen wir nun weiter in das alte Rom, nachdem wir freilich erst getrunken und gegessen hatten. Wir besuchten die Rennbahn des Caracalla, gingen von da zum Bacchustempel, einer sehenswerthen Ruine, die jetzt freilich, d. h. schon seit einigen hundert Jahren, zur Capelle eingerichtet ist, und endlich von da in das Thal der Egeria, zu ihrem Hain und ihrer Quelle. Schön ist die Gegend und geheimnißvoll genug, daß einst wol eine göttliche Nymphe dort gewohnt haben mag. Der Hain ist wol größer und ein schattig kühler Tempel gewesen; jetzt stehen nur noch wenig junge Lorberbäume da. Die Quelle ist von einem Tempel oder Grottengewölbe überbaut, in dessen Hintergrund man eine Nische erblickt, in welcher die Trümmer einer alten Statue sich

befinden, unter der in drei Armen die Quelle hervorsprudelt. An beiden Seitenwänden sind in jeder auch drei Nischen, wahrscheinlich zu gleichem Zweck. Der Ort hat etwas Feierliches, Feenartiges: ein zauberisches Helldunkel scheint darin zu wogen und zu wallen, vorn aber hängt Epheu herunter, der vor dem mystischen Dunkel flüstert, und darüber säuseln sich sanft wiegende Bäume. Allein in stiller Nacht, beim Schein des Mondes und der Sterne, oder am frühen Morgen oder späten Abend an diesem Ort zu sein, in der Nähe das melodische Rauschen und Plätschern der Quellen, vielleicht in der Ferne im Hain lockende Nachtigallen und zirpende Grillen zu hören, ich glaube, da könnte auch mir vielleicht eine Fee oder Nymphe erscheinen und mit mir sprechen; würde sie auch keine Gesetze mir geben, ich habe ja auch keine zu geben, so hauchte sie mir vielleicht Das ein, wonach ich mich sehne, warum ich bete und ringe. Doch die schönen Zeiten, wo sich Nymphen und Feen der Menschen erbarmten, in Liebe ihnen halfen auf der Lebensbahn, die sind vorüber! Gewiß wäre Numa den Römern nicht Das gewesen, was er war, hätte nie sie so zu Menschen gemacht, nie sie gelehrt, so Gott zu dienen, wenn nicht die Liebe dieser göttlichen Nymphe ihm das eingegeben.

Abends kamen wir müde zu Hause, nachdem wir noch manche Ruine, aber auch manche Kneipe besucht hatten. Wir hatten einen herrlichen Tag genossen und ich war ganz befriedigt.

Großartig ist doch Rom in Allem gewesen, selbst in seinem Kirchhof. Die Gräberstraße ging bis nach Albano im Gebirge, bis zum Grab der Horatier und Curiatier.

Eine andere Tour, die ich dieser Tage machte, war nach Trastevere, demjenigen Theil von Rom, der jenseits der Tiber, d. h. auf der deutschen Seite liegt. Hier wohnen die eigentlichen Deicher von Rom, die es aber nicht wie unsere Deicher beim Saufen, Schimpfen und Prügeln bewenden lassen, sondern gar gerne rauben und etwas mit dem Messer spielen. Sie rühmen sich übrigens, die eigentlichen Abkömmlinge der alten Römer zu sein, wie ich schon früher bemerkt. Wir waren erst im Peter gewesen, hatten hier Alles gesehen, was zu sehen war, und wollten dann in den Vatican, allein es wurde uns der Eintritt noch verweigert; da gingen wir nach dem Kloster S. Onofrio, wo Tasso krank war, starb und auch begraben liegt. Dieses Kloster, sehr alt und klein, hat aber die schönste Lage in ganz Rom. In der Kirche, die größtentheils von Pinturicchio und Peruzzi ausgemalt ist (al fresco), sind sehr schöne Sachen, und besonders hat die ganze Kirche ein feierliches und mysteriöses Ansehen, so daß man unwillkürlich zum Gebet gestimmt wird. Unten am Haupteingang der Kirche ist das Grab Tasso's, mit einer einfachen Inschrift, des Inhalts, daß hier die Gebeine des Torquato Tasso, der so viel torquirt worden, Ruhe gefunden hätten. Von der Kirche nun stiegen wir hinauf in ihren Ordenssaal, wo der Stammbaum ihres Ordens und die ausgezeichnetsten Brüder gemalt waren, gingen dann durch die verschiedenen Corridore und durch die kleinen innern Höfe. Alles war äußerst gemüthlich, reinlich und nett; die Höfe waren immer mit einem bedeckten Säulengang, um auch beim Regen spazierengehen zu können, eingefaßt, in der Mitte Orangenbäume. Auf einem der Corridore war ein Bild von

da Vinci, das schönste, das ich noch gesehen. Eine Madonna mit dem Kinde und das Portrait des Donatars. Von diesem Corridor aus, wie vom Hof vor dem Hause, vom Garten dahinter und gewiß aus jeder Zelle fast, hat man eine wunderbare Aussicht, die für uns noch wunderbarer, märchenhafter, da es ein Gewittertag war, also Regen, Sonnenschein, Wolkenschatten u. s. w. mit einander abwechselten. Rom lag unter uns mit allen seinen unendlichen Palästen und Kirchen, das Rom, das ich nun erst kenne und vielleicht bald meiden muß. — Durch den Regen, der die ganze Ferne, Campagna und Gebirge, in einen dichten Silberschleier hüllte, sah auf einmal, von der glänzendsten Sonne beleuchtet, das Gebirge und spielte in den zauberischsten Tönen, im strengsten Contrast gegen die sonst so ernste und einfache Welt, den ganzen Reichthum der göttlichen Farbenkugel hindurch. Es war auf Momente die ganze Gegend wieder heiter und hell, und durch den Duft, den der Regen darüber hinhauchte, dämmerten die Berge wieder zart blau; dann war Alles wieder dunkel, nur hin und wieder brannten in der Campagna ganz gelbe feurige Lichter neben dem leuchtendsten Grün und dem herrlichsten Roth. Nun schien Alles schwarz gegen den hellen Horizont, die Pinienwälder ragten gespenstisch nächtlich in die Luft, wie auch die Cypressen, und gegen diesen schwarzen Hintergrund lag, ganz blendend von der Sonne beleuchtet, das marmorne Rom, mit allen seinen Ruinen. Es schien wirklich ein prächtiges, fabelhaftes, aber liegendes Gespenst, dessen Pracht mit seinem Dasein im Nu verschwinden könnte. Jetzt stieg gar aus den Ruinen des Campo vaccino in den herrlichsten Farben ein Regen-

bogen auf und breitete wie ein Thor sich über Rom; aber kaum hatte er sich gewölbt, so verschwand er auch wieder. Der Himmel selbst, der prächtige, mit seinen stralenden Wolkengebirgen gleich einer Juwelenkette an seinem Azurbusen, erschien jeden Augenblick anders. Dabei donnerte es fern, das freilich auch Geschütz der Insurgenten sein konnte, diesmal aber doch empörte Elemente waren. Wir gingen noch durch den Garten zur Tasso's Eiche. Mich entzückte das Kloster immer mehr, als ich hinauf sah zu den kleinen freundlichen Zellen der Mönche, und ich söhnte mich ganz wieder mit der Idee vom Klosterleben aus, die sich mir hier schon so verhaßt gemacht. Gewiß ist sie auch in ihrem Ursprung schön, daß Leute, denen die Welt so begegnet, daß sie gern ihren Freuden entsagen wollen, einen Ort finden, einen stillen Ort, einen Friedenstempel im Krieg, wo sie sich fern von dem wilden Treiben des alltäglichen Lebens für eine andere Welt vorbereiten und ihr vergiftetes, getrübtes Leben dem einzigen Heilquell weihen können, der sie noch retten kann. Nun gar in solcher Umgebung, in solcher Natur! Denkt man sich nun so ganz hinein, wie Jeder auch arbeiten kann und sich beschäftigen: der eine Bruder ist Gärtner, er pflanzt und pflegt die Artischocken, der andere den Wein, der dritte die Citronen, die im Winter zugedeckt werden, die Feigen u. s. w. Die Andern beschäftigen sich im Hause. Könnte man nicht da auch malen? O wie schön müßte es sein, wenn Alle, die vielleicht auf die verschiedenartigste Weise weit auseinandergerissen in der Welt herum geirrt wären und sich verirrt hätten, am Abend ihres Lebens zusammenträfen bei dem ewig klaren Silberbecken der labenden durststillenden Quelle! Hier stimmten

sie zusammen in ihren Abendgesang und lobeten und priesen Den, in dessen Reich sie einzugehen begehrten, bis dann Einer nach dem Andern entschliefe. Nichts genössen sie von der Schöpfung, als die unwandelbar heilig schöne Natur, ihre Reize und Freuden, die ja noch verschont vom Gifte der Welt sind. Dem Tasso muß hier zuletzt recht friedlich noch geworden sein in diesem Zufluchtsort; und gewiß, wenn sein Fieberwahnsinn ihn für Zeiten verließ und ihn nicht mit Gewalt mehr zurückzerrte in ein vergangenes Leben, ja, wenn er dieses und sich selbst vergaß und wenn für Augenblicke eine stille Trauer sich seiner bemächtigte, die heißen Schläfe ihm mit sanftem Wehen kühlend, wenn er dann, im Garten unter der Eiche sitzend, über diese Herrlichkeit herrschte und den reinen beseligenden Kuß der Luft und des Himmels fühlte, ein Duftmeer ihn zu heben schien — da mein' ich, müßte ein Hauch vom ewigen Frieden ihn umweht haben und sein Bild eingedrungen sein in dieses Reich. Ja gewiß ist in solch stillem Momente eigentlich Tasso's Geist hinübergeschwebt. Seelenkranken muß überhaupt ein solches Kloster ein wahrer Segen sein und diese gehören auch recht dahin.

Vor dem Kloster San Spirito ist ein mit Ketten eingeschlossener Raum, wo die Verbrecher sicher vor dem Arm der Gerechtigkeit sind; auch leben in der ganzen Gegend Verdächtige, die, sowie sie verfolgt werden, hierhin flüchten und vom Kloster zu essen und zu trinken bekommen. Von San Spirito gingen wir an schönen alten Häusern, Mauern u. dergl. vorbei, nach San Pietro Montorio, einem Kapuzinerkloster, in dessen Kirche hinter dem Altar man noch das Loch zeigt, in dem das

Kreuz des heiligen Petrus gestanden. Mag es nun wahr sein oder nicht, eine solche Sage gibt einem Ort doch immer einen besonders feierlichen Anstrich. Wenn uns Jemand den Ort zeigte, wo ein geliebter Freund gestorben, würde uns das nicht ergreifen, würden wir nicht glauben in dem leeren Raum ihn noch zu sehen? Ja, hat mich dieses Gefühl so ergriffen, da ich in den Räumen wandelte, wo Rafael gelebt und gestorben, wo Tasso gelitten und verschieden, wie sollte ich mich weniger ergriffen fühlen an der Stelle, wo ein so lieber, lieber Freund, ein solch gewaltiger Riesenheld gelitten und die Welt verlassen hat! — Von diesem Kloster aus hat man eine eben so schöne Aussicht wie vom andern, nur konnten wir sie nicht so genießen, da es anfing heftig zu regnen. Wir stiegen nun hinab durch einige alte Kirchen, worunter Maria Trastevere die schönste von allen ist, und so zu dem Frauenkloster Santa Cecilia. Oben am Thurm von Maria Trastevere ist ein kleines Madonnenbildchen aus Mosaik in den herrlichsten stralendsten Farben auf Goldgrund. Eine wunderschöne Idee, seine Schutzheilige so zu verehren, daß sie, so lange die Sonne sie bescheint, wie ein wahres Juwel, wie der echte schützende Zauberspiegel, wie ein himmlischer Stern hoch über ihren Schutzbefohlenen funkelt und es weit hin in die Welt verkündet. Santa Cecilia ist eine alte Kirche, aber sehr modernisirt; in ihr ist das Grab der heiligen Cecilia und eine Statue von ihr, sie darstellend, wie sie nach der Tradition gefunden worden: auf der einen Schulter liegend, die Hände vorn zusammen gefaltet und das Gesicht mit einem Tuch verhüllt. Diese Statue ist aus der Perückenzeit, von einem Schüler Bernini's. Aber Gott weiß es, ob meine

Stimmung an dem Grabe meiner liebsten Heiligen, oder das Mystische des verhüllten Gesichts oder die Sache selbst daran Schuld war, für mich hatte die Statue etwas ungemein Rührendes, obschon auf alles Sinnefesselnde verzichtend, keine schöne Stellung, kein Gesicht, was sonst immer einnimmt oder abstößt, nur das Nothwendigste zeigend. Dies war aber so einfach, rein, zart und schön gegeben, daß man sich Das, was man nicht sieht, nur um so rührend schöner denken kann. Gewiß ist dieses Werk das schönste jener Zeit und könnte ihr Stolz sein; so anspruchslos in dieser prätentiösen Zeit! Doch ist es schwerlich damals geachtet worden. Vor diesem Kloster, wo ich eine Nonne, mit der durchs Sprachgitter gesprochen wurde, sah und belauschte, ein altes häßliches Gesicht, gingen wir über die Insel San Bartolomeo (derjenige Theil, wo das Kloster und etwas weiterhin die Ripa grande ist, oder das Ufer der Tiber, wo einst das Lager des Porsenna war und wo wir das Hospital sahen) nach der Judenstadt, dem Ghetto, der alle Abend nach Ave Maria geschlossen wird. Wie hier die armen Menschen auf einander wohnen, ist furchtbar, und unbegreiflich ist es, daß sie nicht alle in diesem Schmutz und dieser Fäulniß die Pest bekommen, besonders da auch dicht dabei der Fischmarkt ist, der ärger als die ärgste Kloake riecht. Sonst ist der Fischmarkt freilich schön, er befindet sich in der Ruine eines alten Tempels, dessen herrliche Säulenreihen ihn umschließen.

Das Letzte, was ich nun gesehen, ist die Villa Albani, eine Villa, nach Winkelmann's Angabe angelegt, in der derselbe gewohnt hat. Dies hat sie mir freilich nicht so interessant gemacht, allein sie war mir in an-

derer Hinsicht merkwürdig: erstlich ist eine Antikensammlung da, mit wirklich so schönen und vielen Sachen, daß man ganz in ihre Zeit zurückversetzt wird und Alles von derselben, Leben und Gebräuche, Tracht und Formen, kennen lernt; zweitens liegt diese Villa, wie alle Villen hier, reizend. Und dann ist die Villa herrlich angelegt, aber freilich nicht für einen einzelnen, alten, kümmerlichen Mann, einen Cardinal, der vielleicht im ganzen Jahr nur ein paar Tage dort ist, sondern für eine große Familie, für einen edlen reichen Mann, der sich hier mit Andern seiner Schätze freut, eine schöne würdige Frau hat und mit allem Zauber der Schönheit geschmückte Töchter, die die Gärten beleben, lustwandelnd in den Hainen, auf den Blumenpfaden; die an den kühlen Springbrunnen sich lagern und erquicken, in den heimlichen, verborgenen Nischen der dunkeln Cypressenhecken dem lieblichsten der Götter huldigen, nur von liebegirrenden Nachtigallen, nur von den vom Hauch des goldenen Abendroths bewegten Blättern und Blüten belauscht, die aus ihren Opferkelchen den purpurnen Nachthimmel mit ihren süßen Düften erfüllen. Diese Cypressenhecken sind überhaupt etwas gar Schönes; sie bilden eine mehre Fuß breite, undurchdringliche Mauer, wol 20 bis 24 Fuß hoch, worin man aber nicht nur Nischen zu Bänken und Tischen angebracht, sondern auch zu Statuen, die auf diesem dunkelgrünen Hintergrund sich herrlich ausnehmen. Ich nenne Euch davon nur die komische Statue des Aesop, der ganz nackend und buckliger und verwachsener ist, als der kleine —. Was soll ich Euch auch die andern nennen! Wenn sie auch noch so schön, so seht Ihr sie dadurch doch nicht, und dann sind Euch auch schon viele

durch Kupferſtich und Abguß bekannt. — Es war ein göttlicher Tag; wir lagen im Garten auf dem weichen Raſen, in dem ſchattigen Haine, an den Springbrunnen, in einem Meer von Veilchen, wilden Hyacinthen und ſchwarzen wunderſchönen kleinen Iris, die bei uns nur im Garten wachſen, hier aber wild.

Den 25. März.

Einige Male bin ich wieder auf den Ruinen der Kaiſerpaläſte geweſen, wo ich nicht oft genug ſein kann, denn ich wüßte nichts, was einen ſo mächtigen Eindruck auf mich machte, als dieſes Gebirge von Ruinen und Schutt, auf dem jetzt ganze Villen und Vignen liegen, auf dem hohe Cypreſſen und Lorbern wuchern und von wo aus man die Welt zu ſehen glaubt. Wohl läßt ſich begreifen, wie die alten Helden von hieraus, wenn ſie die weite Campagna überſahen, die noch Raum genug ihnen darbot, nicht einmal den Kranz ferner Gebirge als Mauer dieſes Gartens betrachten wollten. Hier mußten ihnen Eroberungsgedanken kommen! Wohl mögen ſelbſt die hohen Wölbungen und die der Ewigkeit trotzenden Mauern und Pfeiler erbebt ſein vor der Gewalt und ungeheuern Größe ſolcher Gedanken, vor den Worten, die ſie zuerſt ausſprachen, von dem ſtralenden, glühenden Auge begleitet, wie der Donner und Blitz des Jupiter die Welt erſchütternd! Das iſt nun freilich Alles vorbei — wenn auch noch Donner und Blitz die Mauern erſchüttern und die Zeit einen Pfeiler nach dem andern niederwirft. Die Augen, die hier Blitze ſchleuderten, ſind lange erloſchen, die Donnerworte verhallt und Die, die ſie ſprachen, längſt

verstummt. Nur der Wind, der durch die Ranken und Gebüsche heult, der in den Lorbern braust und durch die hohlen Mauern tobt, in langen Seufzern an den verwitterten Steinen hingleitet, scheint noch ein klagendes Echo der verschwundenen Herrlichkeit. Mir war schauerlich zu Muthe, als die Ranken vor ihm zitterten, die jungen, eben grünenden, blühenden Bäumchen, die in den Mauerspalten wachsen, erschüttert schwankten und in der ungeheuern Stille ein einzelner Stein nach dem andern herunterrollte; als unter mir aus den erschütterten Hallen ein Fuchs hervorgekrochen kam und eine aufgescheuchte Eule ins tiefere Dunkel hineinrauschte. Das sind nun die Bewohner dieser Paläste! Ja, die alte Herrlichkeit, die war, ist nicht mehr, aber die Herrlichkeit, die der Himmel über dieses Grab gebreitet, ist über Alles schön. Und eben das ist so schön bei diesen Ruinen, daß sie auf Einmal zertrümmert sind, in ihrer höchsten Kraft, nicht wie ein Greis, der wieder kindisch wird, sondern wie ein Held, der im höchsten Moment seines Lebens gefallen; so liegen sie da, keiner spätern kleinern Zeit haben sie mehr gefröhnt, es ist kein ekler Widerspruch erbärmlicher Tändelei mit dem riesig Großen. Wie der Löwe, wenn er stirbt, sich verbirgt, wie das angeschossene Wild ins tiefste Gebüsch sich verkriecht, um zu verbluten, sein Horn, das Zeichen seiner Kraft, wenn es dasselbe abwirft, verscharrt, so haben sie in ihren eignen Schutt die Leiche ihrer Macht begraben und verborgen, und jetzt hat der Himmel einen blühenden, prangenden Mantel darüber gebreitet!

Einen andern Spaziergang habe ich nach Aqua acetosa, einem Sauerbrunnen an der Tiber gemacht, wo man diese und die römische Campagna in ihrer vollen Majestät

sieht und ich zum Erstenmal Schiffe von Büffeln, immer acht und acht zusammengekettet, ziehen sah. Das ist wirklich ein furchtbares Thier und hat einen ganz fabelhaft fremden Charakter; wie aus der Mitte von Asien oder Afrika, aus Sandwüsten gebürtig sieht es aus, so wild, scheu, wüthend und furchtbar kräftig zugleich. An diesem Brunnen ist ein Stein, auf dem die Inschrift sagt, daß ihn König Ludwig von Baiern zum Ausruhen habe herstellen lassen. — Dann habe ich das Forum des Nerva besucht, an dem ein sehr schönes und gut erhaltenes Basrelief und Statuen sind, und endlich auch der jetzigen Zeit einen Blick gewidmet und mich unendlich gefreut, in der Casa Bartholdi das Zimmer mit Fresken von Cornelius, Overbeck, Veith und Schadow, die Geschichte Joseph's darstellend, zu sehen. Von Overbeck sind die sieben magern Jahre, deren Zeichnung und Composition so tief durchdrungen, so erschütternd und hoch tragisch sind, wie ich nie etwas von ihm gesehen und ihm zugetraut hätte; dabei sind sie schön und kräftig gemalt. Nicht weniger schön, in ihrer Art eben so groß, sind die sieben fetten Jahre von Veith: die strotzendste Fülle und göttliche Ausgelassenheit, dabei sehr schön gezeichnet und, wenn auch etwas farblos und matt, doch noch schöner gemalt als die Partie von Overbeck. Von Cornelius kommt Joseph, wie er dem Pharao die Träume auslegt, echt cornelianisch conventionell componirt, gezeichnet und gemalt, aber großartig und genial wie Er, der in Allem ein Held und Riese ist; denn den Geist und die Macht zu ergreifen und aufzufassen, hat Keiner, wenn ihm auch die Wahrheit oft mangelt. Das Zweite ist die Wiedererkennung Joseph's, bis auf eine Gruppe noch schöner

faſt, und dann folgt Benjamin, eine echte Schöpfung der Natur, nicht des Cornelius, ein herrlicher, geſunder, kräftig ſchöner und naiver Junge. Dann kommt von Overbeck die Verkaufung, die hier ſehr matt erſcheint. Das Schönſte daran kennt Ihr, nämlich die Compoſition, wenn gleich mir dieſe jetzt auch etwas genreartig und kleinlich und nicht altteſtamentariſch groß und frei genug vorkömmt. Gezeichnet iſt dieſe Partie ſchön, höchſt individuell und wahr, aber verteufelt naiv kurz ſind alle Figuren. Gemalt iſt ſie curios; er ſcheint halb altdeutſche, halb venetianiſche Oelmalerei auf Fresko anwenden zu wollen und das geht einmal durchaus nicht. Fresko muß plaſtiſcher gemalt werden, wenn ich ſo ſagen darf, was auch die Alten ſchon immer gethan und Michel Angelo ſo meiſterhaft gelöſt hat; es muß eigentlich mit der Farbe nur gezeichnet, geſchattet und gelichtet, nur mit der Farbe die Gedanken aufgeſchrieben werden. Beim Oelmalen aber iſt die Farbe viel bedeutender, hier kann man Sachen blos erſt in der Farbe denken und dann Helldunkel, Laſirung, Stoffe, als Sammt u. ſ. w., die nie anders zu geben ſind, hier ſpielen und wirken laſſen.

Dann ſind zwei Bilder von S., Joſeph im Kerker und das blutige Kleid darſtellend; beide aber ſo ſchlecht, daß ich nicht begreife, wie ſich dieſe Bettler in dieſe Geſellſchaft von Fürſten geſchlichen und S. ſie nicht ſelbſt herunter ſchlagen läßt. Das iſt wahrlich keine Parteilichkeit von meiner Seite, denn alle Künſtler ohne Ausnahme ſagen nur daſſelbe; es iſt aber auch nichts daran gut.

Der Frühling iſt hier ſchon mit aller Gewalt eingezogen und hat uns himmliſche Tage bereitet. Alles iſt grün

und wunderschön nimmt sich zu dem ernsten Dunkel des ewigen Grüns das junge, alle Jahr neu wiederkehrende aus. Jetzt ist übrigens ein gefährlicher Monat in Rom, in der Sonne ist es schon glühend heiß, dabei aber ein scharfer, feiner, bis ins Mark dringender Wind, der im Schatten Einen sehr kalt durchschauert. Dies Wetter herrscht jetzt hier und hat fast auf alle Deutschen, fast auf alle meine Bekannten seinen nachtheiligen Einfluß geäußert, denn die Meisten sind krank. — Ich darf jetzt nicht rauchen, da in unserm Hause eine Dame in Wochen liegt und bei solchen Umständen alle starken Gerüche, vor allen der des Tabaks, tödtlich sein sollen, wie hier wenigstens an allen Ecken und sogar von Aerzten versichert wird. — Am Montag sagt man ziehen die Oesterreicher ein. Es sollen Schlachten um Rom vorgefallen sein, doch das Alles sind Gerüchte und ich gebe auf keins mehr was; leider habe ich, wie Alle, zuviel darauf gegeben und mich umsonst geängstet. — Sobald der Brief mit dem Wechsel angekommen, werde ich mich einrichten und arbeiten bis zum Winter, so ruhig als es geht und die Welt es gehen läßt, und hoffentlich wird es schon ruhig gehen. Polen quält mich bald nicht mehr, denn trauern und weinen kann man auch bei der Arbeit und hat da die beste Zeit dazu.

Rom, den 13. April.

. . . . . Einer meiner besten Freunde hier, ein alter Freund, den ich von München her schon gekannt und lieb gehabt habe, reist am Sonnabend von hier ab, um nach Polen zu gehen. Als er mir das mittheilte, hat

es mich gewaltig ergriffen. Nachdem wir öfter in der letzten Zeit zuſammengekommen waren und uns gegenſeitig mitgetheilt hatten, wozu uns zuerſt die politiſchen Ereigniſſe brachten, fanden dann auch verſchiedene Geſpräche über uns ſelbſt und andere Menſchen, über unſere Hoffnungen und Wünſche, über die Zeit u. ſ. w. unter uns ſtatt. Kurz ähnliche Dinge, als ich Dir, l. W., immer aufgetiſcht, und ſo hatte ich mich denn gegen ihn auch eines Abends, als wir mit einander in einer dunkeln Kneipe ganz allein ſaßen, über meine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausgeſprochen. Da machte er mir heftige Vorwürfe und ſagte, mein Zuſtand komme nur daher, weil ich zu materiell, ein echter Katholik, ewig nur Werke wollte und nichts auf Geſinnungen gebe. Aus lauter Hochmuth und Ruhmſucht komme er, ich aber ſolle demüthig werden, ſo würde ich glücklich ſein. Dann erzählte er mir, weil er als Künſtler wie als Menſch (er hat nämlich vor Jahren eine unglückliche Liebe gehabt) nie das Ziel, das er ſich geſteckt, erreichen würde, ſo wolle er lieber, ſich einer ſchönen erhebenden Sache opfernd, gut ſterben, als mit dieſem Leben, das ihm eine Bürde ſei, ſich hinſchleppen. Darum gehe er nach Polen, um mit den Polen unterzugehen! Denn in der gewiſſen Ueberzeugung, daß das geſchehen werde, gehe er hin. Ruhm ſuche er nicht, denn dazu ſeien die Abſichten, die ihn hintrieben, zu unedel; er wolle nur ſein Leben da hingeben, wo ſonſt vielleicht ſtatt ſeiner Einer, der beſſer zu leben wüßte, es opfern würde. Lange ſprachen wir über dieſe Sache noch hin und her, und ſeitdem alle Tage. Du kannſt wol denken, daß ich für nichts Anderes dieſe Zeit über Sinn hatte. Ich kann

mich nur in seiner Seele freuen, daß ihm so herrliche Gelegenheit geboten wird, und daß er alle Mittel hat, sie zu ergreifen; aber mir thut es unendlich leid und ist es gerade, als ginge er aufs Schaffot, dem gewissen Tode entgegen. Was soll man nun in den wenigen Tagen noch sprechen, das würdig genug wäre? Alles verliert vor solch ernsten Gedanken seinen Gehalt. Noch zwei Tage lang sehen wir uns, dann nie wieder! Zur furchtbaren Folter werden mir diese zwei Tage. Im Kriege kommt der Tod schnell und unerwartet; scheide ich des Morgens von einem Freunde, so habe ich doch die leise Hoffnung noch, ihn des Abends wieder zu sehen, hier — oder — dort. Aber fürchterlich müssen die Tage sein, die man mit Einem verlebt, über den das Todesurtheil gesprochen ist: keine Hoffnung — nur der gewisse Tod; aber auch keine Gefahr, der Widerstand zu leisten, oder keine Sorgen, die zu tragen uns beschäftigt. In voller Kraft, Gesundheit und Ruhe mit einander zu harren, bis die Scheidestunde schlägt — ich glaube, ich würde bei solcher Freundespflicht versteinern!

So wie ich von dem Buche höre, in dem M. meine Bemerkungen von der Reise eingetragen, kann ich mich der Rührung nicht erwehren, denn das ist wirklich ein Beweis von Zärtlichkeit, dessen ich nicht fähig wäre, und eine Arbeit, die ich meinem Feinde nicht wünsche. Solche Aufmerksamkeit verdienen meine Bemerkungen auch gar nicht, ob es mir gleich lieb sein wird, wenn ich einst diese Blätter sehe und so Manches, das fast im Rausche des Lebens ertrunken, dadurch wieder lebendig vor die Seele tritt. Als ich sie schrieb, glaubte ich in diesem Lande leben und sterben zu können, das ich aber dann nur

noch in einer armen Schilderung finde und das damals als Ahnung geſpenſtiſch grauend mir entgegentrat; es hat auf eigne Weiſe ſich zur Wirklichkeit geſtaltet. Wie bange war mir, als ich die Alpen überſchritt, wie glücklich, als ich endlich die Apenninen hinter mir hatte, mich vor Deutſchland geborgen fühlte! dennoch pochte unruhig zweifelnd mein Herz. Wohl hatte es Recht zu pochen, denn vor mir lag das Grab meiner Jugendträume! Doch ich will nicht immer wieder in dieſes Klagelied hinein. — Sehr freut es mich, daß Du Das, was ich geſchrieben, klar und deutlich genug findeſt, um mich und Das, was ich erlebt und geſehen, daraus zu verſtehen. Ich wollte ja auch nichts Anderes, als Euch, ſo viel ich konnte, mit genießen laſſen, und da wußte ich anders keinen Weg, als ganz zu ſchildern, wie es mir geweſen. Daher glaube ich Dir herzlich gerne, daß Das, was ich geſchrieben, gewaltig bombaſtiſch ſein mag. Denn ich ſoll ja ſo ſein; einen alten Vorwurf, den der Vater mir oft gemacht, nämlich daß ich über die Schnur haue, machſt Du mir, indem Du ſagſt, ich ſpränge von einem Extrem zum andern über; daſſelbe ſagen mir hier alle meine Bekannten, indem ſie mich den Enthuſiaſten und Phantaſten nennen. Einige heißen mich einen Fanatiker und Andere halten mich gar für verrückt. Doch ſtrebe ich jetzt darnach, dieſen Bombaſt in meiner Seele auszulöſchen und dann wird er hoffentlich auch aus meinen Worten verſchwinden. „Wenn die Stimmung klarer und ſicherer wird, wird es auch der Ausdruck.“

Der Vatican iſt wieder geöffnet und ſo gibt es ein Mittel, ſich vor aller Melancholie oder vor Welt, Zeit und Politik zu verbergen. Intereſſirſt Du Dich noch für

Politik? Doch nichts davon, es ist ja verboten, darüber zu sprechen und zu schreiben. — Du schreibst, Du wärest begierig auf das Erste, das ich hier beginnen würde, und glaubst, daß nach der langen Faulenzerei auf der Reise ich gleich darüber herfallen würde, um Etwas zu schaffen. So war auch meine Absicht, das weißt Du, die aber bis jetzt noch ganz vereitelt ist. Erstlich, wer etwas selbst schaffen will, der muß das nicht gleich die ersten Monate in Rom wollen. Da geht ihm eine so neue Welt auf, daß er, ehe er einen Platz zur Ruhe finden kann, lange erst in dieser herumirren und sich die Fußwege suchen muß. So ging es mir denn auch zuerst; dann kamen allerhand andere Störungen, die Du ja weißt. Nun endlich hoffe ich jedoch bald beginnen zu können. Ich fühle mich heimischer, ich habe nun das Schlachtfeld recognoscirt, es mag der Kampf beginnen. Eigentlich habe ich auch schon seit gestern angefangen, freilich nichts Großes, sondern nur ein lebensgroßes Portrait, halbe Figur. Es ist ein so schöner und charakteristischer Kopf, daß ich erstlich viel dabei lernen kann, zweitens ein schönes Bild daraus zu machen hoffe, um es zum Herbst nach Hamburg zu senden, damit der Kunstverein es mir abkaufe und ich dadurch hier noch etwas länger existiren könne. Es ist eine Bettlerin hier von 19 Jahren, und wenn es mir gelingt, so soll das ganze Bild ein echtes Bild vom einstigen und jetzigen Italien werden. Denn nur noch in den Weibern lebt der Funke alter Größe, Adel und Freiheit fort; sie sind alle noch Königinnen (selbst meine Bettlerin). Das also, was mir aus keinem Kopf je so klar entgegengetreten, hoffe ich hauptsächlich aufzufassen und wiederzugeben. Die Luft soll

ein glühender Abendhimmel ſein, denn noch dieſelbe Glut und Schönheit belebt die Natur, aber Italiens Sonne iſt untergegangen. In der Landſchaft ſollen aus der üppigſten Vegetation Trümmer von Göttertempeln hervorragen (der Contraſt der Natur und der Zeit) und an den Ruinen von Paläſten arme Bauerhütten und Vignen liegen. Ein tief ernſtes Dunkel über das Ganze. — Gott helfe mir, daß ich das würdig und ſchön darſtelle, dann wird ſich alles Andere ſchon finden.

Bis dahin habe ich aber gerade auch nicht gefaulenzt; ich habe ſchon einen Kopf in Oel lebensgroß gemalt, da kam aber die Unruhe dazwiſchen und ließ mich die Umgebung nicht vollenden. Ferner habe ich ein ganzes Buch voll gezeichnet und componirt, das tollſte Zeug, wie es mir gerade das Gemüth beſchäftigte und in meine Stimmung paßte. Du magſt ſelbſt ſie daraus erkennen, ich will Dir eine ungefähre Ueberſicht geben. Zuerſt einige Blätter Erinnerungen von der Reiſe; dann aus Goethe's Taſſo die Beſchreibung des goldnen Zeitalters: „Erlaubt iſt, was gefällt.“ Dann wie der Herr den Tempel reinigt und das unnütze Geſindel hinaus jagt, das ſich zum Anſtoß der Welt da verſammelt. Dann wie er Saul auf dem Wege gen Damascus erſcheint — „wer das reine Göttliche, das Edle und Große verfolgt, löckt wider den Stachel“; o, würden Saule Paule! Dann wie der Herr den Jüngling von Nain erweckt (an dem Tage, als mir die warme Sonne wieder neues Leben in die Stube ſchien). Er gibt ihn ſeiner Mutter (den Seinen) und der Welt wieder; wo Er uns auch zu ſein heißt, da ſollten wir ja gerne ſein, und ſieht es noch ſo bunt und ſtürmiſch aus; wo er uns erſcheint und unſer

blindes Auge entzückt, da ist ja Alles Himmelsfreude und Schönheit. Drum in der Welt nicht der Welt, sondern nur Ihm gelebt. — Dann wie der Herr vor Kaiphas steht und auf die Frage: Bist du Gottes Sohn? antwortet: Du sagst es, ja ich bins. Da tobt die elende Welt, wie kann sie das ertragen? Alles Gift zischt sie nun aus; sie verfluchen, verspotten, schlagen ihn, zerreißen ihre Kleider, und Er allein steht ruhig und sieht mit edlem Mitleid sie an. — Dann ein Verruchtes: wie Christus den bösen Geist in die Säue treibt und diese ins Meer stürzen. — Dann zwei Mal aus der Erinnerung gezeichnet das Portrait einer wunderschönen, ganz jungen Engländerin, deren Schönheit mich eine kurze Zeit lang etwas verrückt gemacht hatte, so daß ich immer nur sie suchte und verfolgte. — Dann der Engel, der den Petrus aus dem Gefängniß führt, wie die Wachen schlafen. Ja Gottes Engel werden einst die Bande lösen, trotz aller Wachen! — Dann Christus und Zachäus am Maulbeerbaum: wer nur erst Ihn sucht und sehen will, den ruft Er, und geht, sei er noch so klein, zum Aerger der übertünchten stolzen selbstgefälligen Welt in des Sünders Haus zu Tisch. — Dann eine Scene aus unserm Kneipenleben hier, wie Zwei hinausgeworfen werden und Alles sich in eine allgemeine Prügelei auflöst. — Dann abermals Saulus auf dem Wege nach Damascus, etwas anders dargestellt. — Dann drei römische Grazien, die ich einmal gesehen und denen ich lange nachgestrichen, da ich durch ihre Schönheit, wie ihr Schatten, nicht hinter sie, sondern an ihre Seite gebannt war. — Dann eine Faunengeschichte. — Dann nach einer deutschen Volkssage Heinrich von Kempten, der den Kaiser Otto, als bei der

Unterhandlung vor einer italieniſchen Stadt die Bürger ihn meuchlings umbringen wollten, befreit und ſie alle zum Teufel jagt. Dann grauenvolle Ahnungen und Träume aus dem römiſchen Carneval, die, wenn ſie auch nicht ſo eingetroffen ſind, bei mehr Energie doch wol hätten eintreffen können. — Dann die drei Männer im Feuerofen, der bekehrt werdende Nebukadnezar und die Feueranſchürer, die von den Flammen verzehrt werden. Mögen die Misgeburten der Zeit auch alles Große erſticken und verbrennen wollen im Feuerofen, einſt verzehrt ſie ſelbſt die Flamme und Gottes Engel wird die Getreuen erretten, die im Schmerz feſt beharren, ſein Lob ſingen und ſeinen Namen verkünden. — Dann wieder eine meiner römiſchen Schönheiten, deren man hier ja alle Tage ſo viele ſieht; doch nur die einen beſondern Eindruck auf mich gemacht, zeichne ich nachher aus der Erinnerung. Wieder zwei dergleichen und noch eine dergleichen in einer Kußgruppe. — Dann Maria, die zur Eliſabeth kommt (wieder an einem wunderſchönen Tage gezeichnet, als ich nach Haus dachte, an das Liebſte auf Erden und die ſüßeſten Freuden hier; da ward mir ſelbſt ſo friedlich ſtill). — Dann wie Chriſtus trotz aller verſchloſſenen Thüren unter den furchtſamen Seinen erſcheint und ſagt: Friede ſei mit euch! Auch mir, trotz meines Herzens verſchloſſener Thür, trotz Mistrauen, Angſt und Furcht, hatte er Frieden gebracht. — Dann der Anakreon, der auf einem Brunnen unter einer Weinlaube ſitzend eben ſeine Lieder ausgeſungen hat, entzückt zum Himmel blickt und den Knaben Amor, der an ſeiner Seite lehnt, dabei herzt. Dieſer ſchlägt auf ſeiner Leier noch einige Accorde nach, denn nur durch dieſes

Knaben Hülfe ſchuf er ſo und wirkte. Eine Frau, von Wonne berauſcht, bietet ihm zum Lohn eine Schale Wein; im Weinlaubdach der Laube ſitzen noch drei Amoretten, die zugehorcht, der eine von ihnen läßt eine Nachtigall es nachſingen, der andere zwei Tauben ſchnäbeln. Unten nun ſind lauter Zuhörer, denen man allen auf die verſchiedenſte Weiſe, nach Alter und Individualität, die Wirkung des eben Gehörten anſieht. — Dann Randverzierungen wie unſere Weihnachtsbilder zu Parabeln aus der Bibel, zum Gebrauch in Schulen, als: die Knechte ſchlafen und der böſe Feind ſäet Unkraut unter den Weizen; es wächſt zuſammen auf, aber der Herr der Ernte läßt erſt das Unkraut ſammeln, in Bündel binden und ins Feuer werfen und dann das Korn ſchneiden. Ach leider ſchlafen ſo viele Knechte jetzt! Aber ſäet nur Unkraut aus, der Herr wirds ſchneiden laſſen und verbrennen! — Dann Moſes, der Waſſer aus dem Felſen ſchlägt und dem verſchmachtenden Volke in der Wüſte zu trinken gibt. Die Welt iſt eine Wüſte und Viele verſchmachten jetzt. O Gott, gib Waſſer, gib Labung! Kömmt kein Moſes, der den Felſen ſchlägt? Wie leicht murren wir! So lang hat Gott uns geführt und kaum haben wir kein Waſſer, ſo verzagen wir. — Dann Chriſtus und die Ehebrecherin: Wer ohne Sünde iſt, hebe den erſten Stein auf. Hat dich Keiner verdammt, ſo verdamme auch ich dich nicht; gehe hin und ſündige nicht mehr. Er iſt der Sünder und Kranken Arzt und Erbarmer. — Dann Johannes in der Wüſte, der dem Herrn den Weg zurichtet und ſeine Stiege richtig macht, der die Thäler ausfüllt und die Berge erniedrigt, der das Feld ackert für den Samen, der geſäet werden ſoll.

Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe (d. h. jetzt der jüngste Tag)! — Dann Hagar in der Wüste; die Welt ist so wüst, kein Schatten, keine Labung mehr. Gott sende deinen Engel, daß er die Quelle zeige (ich bin der Ismael)! — Dann Simson bei der Delila, und dieses noch ein, zwei bis drei Mal. Du wirst Dich über den Gegenstand wundern und doch ists nicht lächerlich, es liegt, finde ich, ein ungeheuer tiefes Symbol darin: alles Edle auf Erden hat seine Schwäche und in solchem Augenblick wird es überwunden von der erbärmlich schwachen, elend lügenhaften Welt. So der Simson von den Philistern; er ruht in der Delila Schoos, der ist der Punkt, der der Quell alles Unglücks und auch wieder alles Glückes. Aus ihm entsproßt der Edelste und Elendeste; dies ist der Fleck, der Helden besiegen kann, und wer die Welt erobern will, scheitert auf Erden vielleicht hier. Laßt ihn nur nicht wieder erwachen, schneidet seine Kraft ihm weg und es ist aus. O schändlich Ding, du Weib! Mit Liebe schläferst du den Mann ein und dann verräthst du ihn, übergibst ihn dem Elend der Welt! O Delila! Und selbst bei der schönsten Liebe: nimmt erst ihr Schoos uns auf (und ists auch keine Delila), so finden wir den Himmel hier, aber auch eben der kettet uns ganz an die Welt; spät oder früh, hier wird sie einst uns überlisten und fangen. — Dann die Zeichnung zu dem beschriebenen Oelbild (Portrait). — Dann Jeremias, der um Jerusalem weint; Rom ist Jerusalem und Babel. — Dann Stephanus, der frei der Welt, den Richtern und falschen Zeugen von Gott verkündet und nun den Himmel offen sieht. Da kreischen sie: er ist ein Gotteslästerer, ist toll! Der auf der Welt Gott sieht, der be-

geht für ihre Kinder ein Verbrechen, sie wollen Ihn nicht sehen; darum verdammen sie ihn, legen ihre Kleider ab und steinigen ihn. — Dann wieder zwei schöne Römerinnen, die ich in der Kirche gesehen, und noch manche andere Dinge und Studien. — Wenn ich Dir von so vielen schönen Römerinnen schreibe, denke nur nicht, ich sei verliebt. Das aber gestehe ich ein, ein schwaches Nervensystem habe ich und außer Fassung bringt mich solche Schönheit gleich, daß ich, da ich hier ganz unbekannt bin (außer bei meinen Freunden), mir aus Nichts etwas mache und zudringlich einige Tage lang der Schatten einer solchen Sonne bin. Die Leute verlachen mich freilich darum, verschreien mich als verrückt und verliebt, aber die Liebe dauert nur sehr kurze Zeit und geht nicht weiter als bis ins Auge.

Den 21. April.

Ein goldner, allbelebender Sonnenstral ist heute in meine Seele gedrungen: die Zeitungen bringen nichts als Siegesnachrichten aus Polen und Gott wird weiter helfen, der so weit geholfen. Daß sie mit Heldenmuth sich vertheidigten, daß sie bis zum letzten Blutstropfen sich wehrten, das war schön, herrlich; aber noch keine Aussicht zum Siege. Jetzt ist, Gott Lob! eine leise Ahnung da; klug haben sie angegriffen und mörderlich den Feind geschlagen. Gott sei mit ihnen! Dies fromme Gebet blos, ein unschädlicher Wunsch, wird ja wol die Grenze passiren können. — Doch weiter nichts davon und nun zu mir. Ueber vier Monate bin ich jetzt hier und der Reiz der Neuheit ist allgemach so ziemlich verschwunden. Anfäng-

lich riß das Wunderbare, das göttlich Schöne ſo weit mich hin, daß ich mich ſelbſt verlor und wie eine Freudenthräne, ins Meer geweint, verſchwand; jetzt bin ich ruhiger und was mich früher mir ſelbſt entführte und im Rauſch untergehen ließ, das wärmt, ſtärkt und hebt mich jetzt.

Oſtern war hier ſchlecht, im Durchſchnitt kaltes Regenwetter, doch habe ich wenig davon, wie überhaupt von Oſtern, gemerkt, da alle ſonſtigen Feſtlichkeiten, auf Anſuchen des Papſtes wegen der Unruhen, eingeſtellt waren, bis auf die kirchlichen, und ich auch alle Hände voll zu thun hatte. Da nämlich ſo viele Deutſche jetzt fortgereiſt ſind und fortreiſen, und alſo ſpäter, wenn Cornelius reiſen würde und ihm ein Abſchiedsfeſt gegeben werden ſollte, dieſes nur karg ausfallen möchte, wenn es nicht beſchleunigt würde, ſo hatten wir, ſeine alten Schüler, beſchloſſen, noch vor allen dieſen Abreiſen ihm ein glänzendes Feſt zu geben, wozu Zwei das Theilnehmerſammeln, die Sorge für Lokal, Eſſen und Trinken und das Einholen der Erlaubniß vom Gouvernement zu dem Ganzen übernommen und drei Andere, Eberle, Neher und ich, uns anheiſchig gemacht hatten, für Decoration zu ſorgen. Nun alſo mußten in aller Geſchwindigkeit Transparente verfertigt werden. Eberle, der zwei Cartons nach Cornelius' Compoſition für die Pinakothek in München zum Vorſaal des Michel Angelo gezeichnet, ſchlug vor, dieſe auszuführen und durch ein paſſendes Drittes zu erklären und zu verbinden. An der Decke nämlich, für die ſie in München beſtimmt, ſind in der Mitte die drei Künſte: Malerei, Bildhauerei und Architektur, als welche Michel Angelo alle drei ausübte, und

auf der einen Seite eine symbolische Figur, die Kraft, zur andern eine, die Phantasie. Diese beiden nun waren die genannten Cartons, das Mittlere aber konnte nicht benutzt werden, da Cornelius nur Maler ist und also mußte ich statt dessen blos die Malerei als einzelne Figur dazu componiren und ausführen, da Neher die Kraft und Eberle die Phantasie übernommen. Das war nun freilich etwas Gewagtes für mich, zu Cornelius' Compositionen, nach vollendeten Cartons gemalt, schnell eine über Lebensgröße große Figur zu componiren, zeichnen und malen. Doch da es nicht für die Kritik berechnet war und anders keinen Anspruch machen sollte, als einen Raum auszuschmücken, so übernahm ich es und ohne kleine Skizze, ohne Modell war in einem Tage eine fünf bis sechs Fuß große sitzende weibliche Figur mit zwei Buben fertig gezeichnet (freilich mag es danach geworden sein). Die Compositionen sind so: die Kraft, ein Weib in Helm und Panzer, eine Säule in der Hand, sitzt auf einem bezwungenen Löwen; ein Bube ihr zur Seite hält eine Keule, ein anderer bringt einen Eichenast. Die Phantasie schwebt sitzend auf der bezwungenen Sphinx (als Räthsel der Natur) zum Himmel, ein Sternenkranz um ihre Stirn und ein Lorberzweig; ihren Blick nach oben gewandt, greift sie begeistert in die Harfe, eine lodernde Fackel ruht in ihrem Arm; zu ihren Füßen schwebt ein Knabe, der einen Blütenzweig schwingt. Nun meines, also die Malerei: ein Weib, einen vollen Blumenkranz im Haar, die Flamme der Begeisterung auf der Stirn, blickt vertieft in die Welt hinaus, in einer Hand die Palette, die andere gehoben, eben im Begriff zu schaffen; buntfarbige Flügel, als dem Himmel ent-

ſproſſen, die ſie über die Erde breitet; zu ihrer einen Seite ſitzt ein Knabe, der kindiſch erfreut und ſinnend in einen Spiegel ſieht, als Baſis der Kunſt, die Anſchauung der Natur und zugleich Nahrung der Phantaſie; auf der andern Seite iſt ein Knabe, der auf ſeinen Schultern die Tafel trägt, auf der ſie ſchaffen ſoll, um der Welt es zu bringen. Nun ging es ans Malen, von Morgens früh bis Abends ſpät; es war ein rüſtig fideles Leben; und wirklich dieſes einige, gemeinſchaftliche, frohe und rüſtige Schaffen verſcheuchte auf einige Zeit manche Grillen bei mir, ſo daß ich Alles, was ſonſt mich plagte, vergaß. Ich hatte viele Hülfe, immer half Einer dem Andern und wir zechten und ſpaßten dabei. Milde half getreulich, mit ganzer Aufopferung und größter Freundlichkeit. Noch Manche halfen, Nerly (d. h. Fritz Nehrlich ehemals, jetzt aber gar nicht anders bekannt und genannt) malte Neher's Löwen ganz ſtupend. Endlich, als mein Bild etwas über die Hälfte vollendet war, erzürnte ich mich dermaßen mit Eberle, der von uns abgeſondert in einem andern Zimmer arbeitend uns ſchon alle die ganze Zeit über durch ſein krankhaftes Weſen beleidigt und den Frohſinn öfter geſtört hatte, daß ich den Pinſel wegwarf, davon lief und nicht vollenden wollte. Nun mußten die Andern noch wüthender arbeiten; über Nacht und nach Vorſtellungen von ihrer Seite ſah ich ein, daß zwei krankhaft Gereizte zuſammengekommen; ich ging wieder hin und vollendete es. Eben vor Thorſchluß waren wir fertig, zogen uns um und gingen dann als Gäſte hin. Das Feſt ſelbſt war in der Villa Albani. Der Cardinal, dem ſie gehört, hatte uns auf Verwendung des preußiſchen Geſandten Bunſen Alles, was wir verlangt,

gern erlaubt (es ist die Villa, die, wie schon oben erwähnt worden, nach Winkelmann's Angabe gebauet sein soll). Das Fest begann um 5 Uhr Nachmittags; bis 7 Uhr schwärmten die Gäste in dem herrlichen Garten und den antiken Sälen herum und um Sonnenuntergang begann das Nachtessen in dem von uns decorirten Saal, wo an der einen Wand meine Malerei und an den zwei Seiten die beiden andern Transparente aufgestellt und mit Blumen geschmückt waren. Der Saal machte sich so ganz feierlich und schön. Die Gesellschaft bestand aus 68 Personen, größtentheils Künstlern, unter denen von den alten: Cornelius, Thorwaldsen, Reinhard, Wagner (ein Bildhauer, der die Basreliefs für die Walhalla in Regensburg macht), Ruscheweih, Rebeniz, Schadow aus Düsseldorf (Overbeck und der alte Koch fehlten beide Krankheit halber) u. s. w. Von den Diplomaten waren da: Bunsen, der preußische Gesandte, Plattner, der sächsische, und der Secretair des bairischen Gesandten, Herr von Melun, da er selbst nicht kommen konnte. Dann junge Künstler aller Art und aus allen Nationen und dann noch verschiedene anwesende Fremde, unter denen auch Dr. Hahn aus Hamburg.

Wir saßen sehr eng, aber eben dadurch ward es sehr froh vom Anfang an. Die Ecke, an der wir Transparentmaler saßen, und zu denen absichtlich die Schadow'schen Schüler sich gedrängt, um so bei dieser Gelegenheit sich mit uns zu vereinen und die zwischen uns bestehende Spannung aufzuheben, hieß vom Anfang an die „fidele", weil wir uns vorgenommen hatten, namentlich Neher, Milde und ich, der Gesellschaft allen steifen und diplomatischen Anstrich zu nehmen. Anfangs lärmten und

jubelten wir, tranken ein über das andere Mal das Wohl der Polen und zogen so bald die ganze Gesellschaft mit hinein, daß trotz der Diplomaten die Alten wie die Jungen schwärmten und das Ganze dem heitersten Bacchanale glich. Es wurden Gesundheiten über Gesundheiten getrunken und als bei dieser Gelegenheit ich in Schadow's Nähe kam, den ich seit unserm Misverständniß erst einmal flüchtig gesprochen, ging er auf mich zu, sagte mir über mich, sein Verhältniß zu mir, meine Arbeit u. s. w., viel Schmeichelhaftes und umarmte und küßte mich dreimal als Zeichen der Versöhnung sehr herzlich vor der ganzen Gesellschaft. Ich, schon von Jubel und Wein begeistert, wurde dadurch so gerührt, daß ich mit allen seinen Schülern Brüderschaft trank, die sie mir anboten. Darauf tranken sie mit allen Cornelianern und so war die allgemeine Versöhnung da, aber auch zugleich der Rausch, besonders bei meinem Neher und mir. Nach vielem Toben ward die Tafel aufgehoben und wir gingen nun mit Fackeln durch den Garten zu einem Antikensaal, wo Kaffee und dann noch Glühwein getrunken wurde. Die frische Luft zeigte denn nun den noch etwas Nüchternen oder Nüchternern, daß es bei den Meisten nicht mehr recht richtig war, Alle taumelten und redeten begeisterten Unsinn; aber Alles war froh und jauchzte. Einige der alten Helden, wie der alte Reinhard, waren die Silene, die, von jüngern taumelnden Faunen geschleppt, vor Seligkeit schwermüthig dem Fackelzuge folgten, und unter diesen war sogar ein Diplomat. Dann ging der ganze Schwarm, theils in Wagen, theils zu Fuß und mit Fackeln, selig zur Stadt. Einige Begeisterte zündeten fast die Dornenhecke an, doch löschte der

Himmel. — So schloß unser Fest. Am andern Tag hatte ich einen tüchtigen Katzenjammer und außerdem das Leid, zu bemerken, daß ich den Ring, den ich von Dir, liebe Mine, erhalten und stets so in Ehren gehalten, ja wie ein Kleinod immer bewahrt hatte, den Ring von der Confirmation her, vom Finger verloren. Gott weiß, wie und wo! Ich habe Dem den Werth versprochen, der ihn mir wieder bringt, doch ist er noch nicht da und wird wol auch nicht wieder zum Vorschein kommen. Daß ich das Ende des Festes Dir nur vom Hörensagen erzähle, davon liegt die Ursache darin, daß ich es nicht recht erlebt habe, sondern plötzlich zu Haus in meinem Bett mich befand. Man hatte mich, wie ich von Milde hörte, in Dr. Hahn's Wagen, da ich als freier Hansestädter des Guten zu viel gethan, nach Haus gefahren. O Schande, Schande, Schande! — nicht wahr? — Doch einmal ist nicht immer und fast Keiner weiß das Ende des Festes genau, wenigstens erzählt Jeder es anders. Hätte ich nur meinen Ring! O schick mir doch bald das allerkleinste Andenken, damit ich diesen Verlust verschmerzen kann. — Zum Frühstück gab es nichts als Brüderschaften und Sardellensalat. Den Abend war wieder ein Abschiedsfest, das eines lieben Freundes, des Landschaftsmalers Preller, eines Bruders des Buchhändlers.

Den 30. April.

Nun also zu Eurem Frühling, von dem Ihr ja alle so viel sprecht, den ich Euch von ganzer Seele gönne und worüber ich mich im Gedanken mit freue; denn es scheint die Welt sich umgekehrt zu haben, da wir hier eigentlich

bis jetzt keinen, und ich glaube nur wenige Tage 18—19 Grad Wärme, aufzuweiſen hatten. Wir haben hier ſeit den letzten drei bis vier Wochen für Rom faſt immer ſchlechtes Wetter, ſelten heitere erquickende Tage; es iſt entweder rauh und windig, oder wir haben Regen und den vernichtenden Sirocco, den heißen giftigen Südwind, der aus Afrikas Wüſten herüberzieht, mit ſeinem Hauch das Meer kocht und dieſe warmen kochenden Dünſte mit ſich bringt. Da iſt den ganzen Tag der Himmel und die Ferne wie mit einem matten Silberduft-Schleier verhüllt und in dieſer ebenen Fläche ſteht die Sonne ſo matt und bleich wie der nächtliche Mond. Der Wind zieht verſengend bis ins Mark der Knochen, durch Leib und Seele durch, ſo daß, wenn man ein paar Schritte geht, der Schweiß ausbricht und man vor Mattigkeit und Schlaffheit faſt einer Ohnmacht nahe iſt; dabei iſt die Seele immer trübe, freud- und leblos. Sind freilich ſchöne Tage, ſo ſind ſie auch ſo ſchön, wie Ihr ſie nicht kennt. — Doch habe ich eben Italien geſchmäht, um Euch zu tröſten, da ich Euch Armen noch im freudloſen Winter glaubte, ſo muß ich jetzt, da Ihr ſo glücklich ſeid, Italien auch wieder retten und Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich ſchrieb Euch, einen ſchönen Frühling gebe es hier nicht, auch keine Nachtigallen und die Orangen wären ſchon verblüht. Doch da habe ich gelogen; freilich, das eigentlich Liebliche des Frühlings, das allmälige Werden und Entfalten merkt man hier nicht ſo. Winter gab es nicht und alſo eigentlich auch keinen Uebergang, ſondern es war ein allmälig ſchöner ſich bildender Sommer, der nun da iſt. Zwar haben die Orangen ſchon lange, lange geblüht, wie hier Alles eigentlich immer blüht und Früchte

treibt, aber jetzt ist denn doch eigentlich erst die Zeit ihrer Blüte. Ich war neulich in der Villa Borghese, die jetzt das zauberisch schönste Naturschauspiel bietet: Ein Wald von blauschwarzen, dunkeln, immergrünen Eichen, von hellern Pinien, schwarzen Cypressen u. s. w.; dazwischen nun in der mannigfaltigsten, vollsten, grünen Pracht die neu ergrünten Bäume, als Linden, Pappeln, und blühende Bäume aller Art, als Akazien, Syringen. — Es war den Tag Sirocco, sonst ein herrlicher Tag; allmälig aber zog ein Gewitter herauf, das sich auch bald tüchtig in Regen, Donner und Blitz auflöste. Gegen Abend hörte es auf und wie nach Zorn, Schmerz und Weinen der versöhnte Liebesblick durch den Thränenschleier viel leuchtender erglänzt, so warf von Liebe und Wollust trunken die Sonne den letzten Scheideblick auf die versöhnte Erde und Alles jauchzte neu vergoldet gegen den noch dunkeln Himmel empor. Nun ging die Sonne unter und das ganze Schauspiel änderte sich; der ganze Himmel wurde wie mit einem weichglänzenden goldnen Schleier überzogen, die Erde immer dunkler und dunkler, bis endlich alle Formen in einander schwammen. Unter den schattigen Bäumen feierte majestätisch schon die Nacht ihren Einzug. Durch den Regen neu erfrischt, goßen alle Blumenkelche ihren Duft doppelt stark als dankbares Abendopfer dem versöhnten Himmel aus; so wogte über die träumende Erde ein süß berauschendes Meer von Orangenblütenduft, und wie einst Arion auf des farbenspielenden Delphins Rücken, so schwamm der Nachtigallenchor auf dem goldenen Abendlicht, das alle Farbenharmonien und Accorde leise anschlagend durch dieses Meer von Duft dahin flutete. Dazu kommt nun noch

Etwas, das wir nicht kennen, und das doch den Reiz einer melodiſch duftenden Nacht noch unendlich erhöht: überall nämlich plätſchernde Springbrunnen, mitten in der feierlich ſtillen Nacht ſteigt dann ein ſolch plätſchernder Stral zum Himmel empor und ſprüht beim Niederfallen ſeine ſternfunkelnden Tropfen umher; er ſcheint ein Feenmährchen, das die Nacht ihren ſchweigſamen, lauſchenden Kindern erzählt.

Doch will ich Euch Euern Frühling nicht verleiden, und wollte ichs auch, ich könnte es gar nicht, denn was vermögen arme Worte! nicht einmal in einen Wintertag können ſie verſetzen, wie viel weniger Denen, die ſchon ſo glücklich ſind, ihr Glück verleiden und ſie nach einem andern lüſtern machen. Auch iſt der Frühling doch ſchöner bei Euch, denn ſolcher Abende ſind gar zu wenig hier und nie empfindet man den Frühling recht. Dies war der einzige ſeit meinem Hierſein. — Meinem lieben Vater dank' ich herzlich für die intereſſante Mittheilung über die Hamburger Kunſtausſtellung. Ich habe ſie hier vorgeleſen und große Freude damit gemacht. Nerly's Bild kenne ich und habe Euch ja ſchon darüber aus Berlin geſchrieben. Ich möchte — und Conſorten rathen, doch darüber ihr Maul zu halten, denn bei allen ſeinen Mängeln vermögen ſie das doch nicht, was darin iſt. Den Hamburger Kunſtverein bitte ich aufzufordern, noch einige Louisd'or für mich zurückzulegen, da ich bis zum Herbſt zwei Bilder ihm zu ſenden beabſichtige; zwei halbe Figuren, mit denen ich Ehre einzulegen hoffe.

. . . . . Und nun will ich Eure Fragen der Reihe nach beantworten: 1) Cornelius iſt noch hier, geht aber im Mai nach München, wohin er Overbeck zum Beſuch

mitnimmt. 2) Fritz Nerly ſehe ich jeden Abend und habe ihn ſo lieb, wie ich ihn nie hatte; dabei achte ich ihn als Künſtler ſehr hoch. 3) Ob ich ordentlich am Aſthma krank geweſen, weiß ich nicht, gefühlt habe ich es nicht; aber meine Seele hatte das Aſthma und konnte nicht athmen. 4) Dieſe Frage kann ich nicht beantworten; wie könnt Ihr verlangen, daß ich aus Rom von mir, meinem Schlaf- und Arbeitszimmer ſprechen ſoll! Das wäre gerade als wenn Einer aus dem Himmel käme und nun erzählen ſollte, wie er früher ſich die Nägel geſchnitten. Nein das iſt eben das Schöne am jetzigen Rom, oder vielmehr bei unſerm Leben darin, daß in den Ruinen einer großen untergegangenen Welt dieſe kleinen Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens ſo ganz verſchwinden, daß man ſie gar nicht beachtet. Iſt in dem Nothwendigſten der Körper nur befriedigt, ſo iſt es ſchon gut; zu etwas Anderm iſt hier gar keine Zeit und Gelegenheit. Mit Tagesanbruch wache ich auf und trinke Kaffee; um Mezzo giorno habe ich Hunger und eſſe, um Ave Maria iſts dunkel, dann gehe ich in die Kneipe oder wo man ſonſt mit ſüßem Nichtsthun bis zum Müdwerden die Stunden verbringen kann.

Weil es denn aber doch heute einmal ſolch' furchtbarer Sirocco iſt, daß kein Menſch etwas machen kann, und weil ich bedenke, daß ich Dir, l. M., doch wol zu Deinem Geburtstag nicht mehr ſchreibe und Dir auch nicht das Geringſte zu geben habe, ſo will ich denn auch einmal ein Uebriges thun und Dir Das erzählen, was, wenn ich es nicht fühle und merke, mir eben nur erträglich iſt; alſo ich will Dir von mir ſchreiben. O wollte Gott, ich könnte Dich nur recht in Rom einführen und hei-

misch machen, mich solltest Du nie bemerken! Denn bis ich einst werth bin, in Rom bemerkt zu werden und wie in meiner Heimat einher zu schreiten, so lange will ich gerne mit den Vielen, die hier unbemerkt sich verlieren, herumwandeln. Denn machte ein Solcher sich hier bemerkbar, ists doch nur der lächerlichste Contrast, die albernste Caricatur. Ja, M., das ist am jetzigen Leben in Rom eben so reizend, so verführerisch schön, warum ich nie von hier fort möchte, daß man hier lebt, ohne es selbst zu wissen. In den nebligen, grauen, kalten Monaten und Jahren des Nordens, wie manches kleine Bedürfniß habe ich da nicht, um die Last des Lebens zu ertragen und seine Bitterkeit zu versüßen! Habe ich einen so trüben Tag verarbeitet, so will ich auch in Ruhe- und Mußestunden entweder eine erquickende, geistbefriedigende Gesellschaft, oder ein gemüthliches Zimmer, um mich mit mir selbst zu beschäftigen. Um es mir behaglich zu machen, brauche ich so Vieles, selbst bei der Arbeit: schöne Werke zur Erbauung, dann einen erquickenden Spaziergang, der so selten stattfindet, oder eine frohe Belustigung in einem angenehmen Kreise. Das Alles braucht man hier nicht; zum Leben brauche ich hier nur das Allernothwendigste, dann ein Bett, Essen und Trinken und ein Kleid; Alles, was sonst bei uns noch nöthig ist, brauche ich hier nicht, sondern statt dessen nur Zeit und Muße, die Welt von Genüssen, die, so wie ich mich der Arbeit entzogen, auf Geist und Körper einstürmt, zu ertragen. Keine Gesellschaft brauche ich zur Zerstreuung, denn gehe ich nur über die Straße, so finde ich die größte, wo ich mich sogleich einem Kreise anschließen kann, der für mich taugt; Leben und Natur bieten da einen Ueber-

fluß an Erheiterungen und Unterhaltungen. Schöne Werke um mich zu ſammeln, brauche ich auch nicht, denn ſie umgeben mich in mächtigſter Fülle, wo ich hintrete und hinblicke. Intereſſanter Unterhaltung bedarf es auch nicht, denn gehe ich hin, wohin ich will, ſo unterhalten Ruinen, die reichſten Geſchichtsbücher mich auf das intereſſanteſte. Ein gemüthliches Zimmer zum Sitzen finde ich überall, ganz Rom, die ganze Welt iſt mein Zimmer, in jeder Ruine, jeder Kirche, jeder Halle, auf Straßen und Märkten, vor und in dem Thor, an den herrlichſten Plätzen, in dunkeln Kneipen, wo aus der geöffneten Thür ich das ewige Rom überſchaue, im Peter und Vatican, überall kann ich mein Zimmer aufſchlagen und mich mit mir und, womit ich will, beſchäftigen. Menſchen brauche ich hier nicht, brauche mich alſo auch nicht an ſie zu kehren; auch nehmen ſie es hier nicht ſo genau. Das iſt das Schöne in Rom. Langeweile gibt es nicht, eben ſo wenig Zeiteintheilung. Wenn ich wach werde, ſtehe ich auf, ziehe mich an und gehe ins Kaffee, wo gefrühſtückt wird, wo ſich eine Anzahl Deutſcher zuſammenfinden, Zeitungen leſen und politiſiren. Dann gehe ich zu Hauſe und arbeite entweder hier, oder gehe aus; kurz, arbeite oder thue Das, was der Tag von mir fordert. — Mein Arbeitszimmer beſteht aus zwei leeren Wänden, zwei Stühlen und einer Staffelei; es ſieht ungefähr aus, wie in unſerer früheren Druckerei die Steinkammer, nur daß es ſehr hell iſt; ein viereckiger Raum, mit einem erſt über Mannshöhe anfangenden großen Fenſter; der Schmuck an den Wänden ſind mit Kohle gezeichnete große Caricaturen von in Rom lebenden Künſtlern und deutſchen Damen, die ein Schwabe, Neher, der ſein

Arbeitszimmer neben dem meinigem hat, und ich mit einander fabriciren. Die Wände in beiden Zimmern sind von solchen ganz voll, wie auch mit einzelnen beißenden Persen. Nun arbeite ich, ohne etwas zu verlangen als Ruhe und göttlichen Beistand, bis ich hungrig werde, denn das ist meine Uhr; dann gehe ich in eine Kneipe, zu der ich gerade Lust habe, gewöhnlich in eine solche, wo Deutsche sind. Doch nöthig ist ihre Gesellschaft nicht und so meide ich sie auch oft. Hier esse ich mich satt, kaufe dann eine Cigarre und gehe ins Caffé greco, trinke aber, da es mir schädlich, keinen Kaffee mehr, sondern ein Glas Wasser zu meiner Cigarre. Hier sind nun fast alle Deutschen da, die emsig die Zeitung lesen oder mit einander politisiren, bis eine oder anderthalb Stunden vergangen sind. Dann geht es wieder an die Arbeit und das so lange, als es hell ist. Ists im Zimmer schon Nacht, so gehe ich aus, setze die Brille auf, um die nun erst erscheinenden Schönen alle gut sehen zu können (denn im Freien ists immer eine halbe Stunde länger Tag) und streiche die Kreuz und die Quer herum, auf die Passeggiata, den Corso, Campo vaccino, Villa Borgheſe u. s. w. Mein Schlafzimmer, wo zugleich allerhand kleine feindselige Geschöpfe wohnen, ist etwas besser als das Arbeitszimmer, in demselben Hause, zwei Treppen höher; ein gutes Bett, ein Koffer, ein Tisch und noch anderes dergleichen nöthiges Hausgeräthe, eine sehr schöne römische Lampe und dann ein Glas voll frischer Rosen und Blumen, das mir die Tochter meiner Wirthin verehrt. Meine Wirthin ist eine grenzenlos arme Witwe mit zwei Töchtern und einem noch kleinen Sohn, aber wirklich aufopfernd gut und liebreich gegen mich; sie

ſchwatzt gern und ſo gebe ich ihr deshalb jeden Abend, wenn ich nach Hauſe komme und ſie noch auf iſt, Audienz, wobei ich zugleich italieniſche Stunde nehme; denn das iſt eigentlich die einzige Zeit, wo ich ſie ſehe, indem ich Morgens immer eher ausgehe, als Jemand auf iſt. Sie erzählt mir dann aus ihrem früheren Leben und klagt, daß eine ihrer Töchter ſo krank iſt und keinen Mann kriegen kann. Oft kommen auch die Kinder alle mit zu mir.

Ich habe in der Charwoche die drei Tage, Mittwoch, Donnerſtag und Freitag, die alten Muſiken hier in der päpſtlichen Capelle gehört. Weiter kann ich aber auch faſt nichts darüber ſagen, denn wie laſſen ſich Töne und Harmonien und der Eindruck, den ſie machen, beſchreiben! O könntet Ihr nur ein ſolch' Miſerere hören! Was ich beſchreiben kann, will ich Euch beſchreiben, nämlich das Außending des Ganzen: Es war dies Jahr nicht in der Sixtina, ſondern, da der Papſt im Quirinal wohnt, in dieſer Capelle. Eine bis anderthalb Stunden vor Ave Maria geht man hin; gleich am Thor des Quirinals ſtehen Schweizer und päpſtliche Soldaten, und ſo den ganzen Weg entlang, die Treppen hinauf und durch den Vorſaal durch. Hier war auch ein Theil der Noblegarde und viele bedeutende Geiſtliche. Nun gingen wir in die Capelle, in der rechts die Damen und links die Herren waren, in der Mitte durch führte ein Weg zwiſchen zwei Spalieren von Schweizern. Die Capelle iſt nur klein, die größte Hälfte, der Chor, war für die Cardinäle und den Papſt eingerichtet. Die Ausſchmückung iſt geſchmacklos, doch ſo einfach und gering, daß es wenig ſtört. Man muß anſtändig, wo möglich ſchwarz gekleidet, hier erſcheinen. Die meiſten Anweſenden ſind Fremde, vorzüglich reiſende Eng-

länder mit ihren arroganten Gesichtern, und das macht anfänglich keinen angenehmen Eindruck, wie überhaupt schon eine ganz fremde und unbekannte Gesellschaft. Nur am Altar brannten Lichter, sowie am Musikchor und an der Barrière, die den Chor von der übrigen Capelle trennt. Die Cardinäle nahmen auch nach und nach ihre Sitze ein; dann kam der Papst und nun begann der Musikchor die Litanei und die Psalmen, die, wenn auch sehr würdig und schön, doch, weil es immer dasselbe wieder ist und es nur wenig hervortretende, hinreißende Stellen gibt, bald langweilig werden. Bei jeder Litanei wurden einige Lichter ausgelöscht und, da es draußen immer dunkler und dämmriger ward, herrschte ein mystisch ahnungsvolles Licht in der Capelle. Endlich verlöschte das letzte Licht und die letzte Litanei war gesungen. Nun zeigte ein dumpfes Getöse den Donner beim Verscheiden des Heilands an. Die ganze Capelle war finster, nur von den vom Singchor herabscheinenden Lichtern matt erleuchtet. Dann auf einmal begann das Miserere. Töne waren es aber nicht, die vom Singchor herabströmten, und was sie enthielten, das läßt sich nicht sagen. Aber nie habe ich Das gehört und empfunden, weder bei den schönsten Beethoven'schen Symphonien, noch bei Mozart, sondern nur Ahnungen davon gehabt. Hier ist keine Schöpfung von Tönen und Harmonien mehr, wo Alles in Töne verwandelt ist. Wir entstehen, leben, weben, vergehen und fühlen selbst durch den Ton; unsere Seele, geläutert, verzaubert, zur Harmonie geworden, scheint mit in dieser Schöpfung hinzuschweben, auf dem Meere auf und nieder zu wogen. Das Alles ist hier nicht, aber mehr. Keine Töne habe ich gehört, meine Seele wurde nicht auf ihren

weichen Fittigen mehr getragen, sondern sah den Gekreuzigten sein Haupt neigen, hörte den göttlichen Todesschrei und fühlte ihn verscheiden. — Da brach in nie gehörten Klagen das Herz der Erde und sie weinte sündflutbrausende Seufzer und Thränen. Die Berge schluchzten aus zerrissener Brust und ernst und feierlich mahnend stiegen die Geister der Verstorbenen zu ihrer Auferstehung hervor. Dann aber übertönte die irdische Klage die göttliche. Die Brust des Himmels zerriß in Schmerzen und alle seine goldnen Sterne strömten als helltönende Schmerzensthränen zur Erde; wo sie hinfielen, weinte die Erde mit und alle ihre Blumen waren nur leuchtende, zum Himmel aufschwellende Sterbeseufzer und Thränen. Zu Einem hinwogenden Schmerzenston war die ganze Schöpfung umgewandelt; auch die Legionen Engel weinten mit und stiegen auf der Himmelsleiter von Klagen und Seufzern auf und ab, bis endlich durch Himmel und Erde ein leises Morgendämmern des göttlichen Trostes wehte. In diesen süßen Ton verschmolzen endete Alles!

Das Miserere war aus, die Lichter wurden wieder angezündet und Alles wogte hinaus. Was ich gehört hatte, weiß ich nicht, noch weniger, wie ich es gehört hatte, aber daß ich diesen Schmerz mit empfunden, ein Laut im Klagechor mit gewesen, das hatte ich gefühlt und fühle ich. Als ich am andern Tag wieder hinging, stand neben mir ein schöner Kapuziner, ein junger, ernster Mann, mit feurig schönen, aber schmerzerfüllten, gefeuchteten Augen, mit krausem, schwarzem Bart, einem ganz kahl geschornen Kopfe, in härener Kutte, barfuß (es waren viele Mönche unter dem geschniegelten, geputzten Volk) und sah unendlich melancholisch aus. Konnte

ich sonst die Mönche, die Kapuziner besonders, nicht leiden, so liebte ich diesen jetzt ordentlich. Wohl schien mir dieses Gewand würdiger bei solchen Tönen, als der gefallsüchtige Putz und die übertünchten Gräber der Welt. Muß nicht leichter durch solch' härenes Gewand die Stimme zum Herzen dringen, zu dem Herzen, das so ganz der Welt entsagt und in Demuth Gott sich ergibt? Ja mancher Ordensstern auf bebändertem Frack, sammt Weste und Unterweste und Demanttuchnadel sind Bollwerke, die die göttliche Stimme zurückweisen, die uns eng an die Welt binden, in der man lieber ein vornehmer, feiner Mann scheinen und ein niedriges, elendes Leben haben will, als vor Gott ein edles reines Herz zu zeigen und vor den Menschen als Bettler und aller Ehren beraubt dazustehen. Das ist die Klippe, an der wol Viele scheitern. Mir wars den Abend klar, daß auf solchem umgerissenen Acker ein göttlicher Gewitterregen von Thränen und Seufzern eher Eingang finden, befruchten, Keime, Blüten und Früchte der Seligkeit treiben kann, als auf geglätteten, fest geschlagenen und gepflasterten Wegen.

Den dritten Abend war das Miserere weniger schön, aber dafür sah ich beim Ausgang aus der Capelle unter manchen schönen englischen Gesichtern eine ganz junge achtzehnjährige Schottländerin, deren Anblick mich schon einige Mal benebelt hatte, nun aber wirklich, da ich an kein Raisonniren mich zu kehren brauchte und keine beobachtenden Augen zu fürchten hatte, mich fast von Sinnen brachte. Nie ist mir ein solches echt jungfräuliches, heiter reines Geschöpf erschienen, in Figur, wie in Gesicht und Ausdruck. Die königliche, volle Form der Römerinnen ist es nicht, nicht dies italienische, Sonnen ver-

zehrende Feuer der Augen, dieſe gebietende Begierde der Lippen, nicht dieſe glühend leuchtende Farbe; aber eine heitere Unſchuld, ein jugendlich unbefangener Liebreiz, eine wahre kindliche Naivetät, die über Alles geht und wahrhaft erquickend iſt. Sie war einfach und ſchön gekleidet. So lange ſie daſtand im Vorſaal, in einer Nebencapelle, auf der Treppe, im Hof, vor dem Thore, bis in den Wagen, verfolgte und ſah ich ſie. Seitdem begegnet ſie uns überall auf den verſchiedenſten Wegen, auf Spaziergängen, die wir ſonſt nicht gegangen, und namentlich alle Sonntag Nachmittag in einer Kirche, wo franzöſiſche Nonnen ſingen. Dr. H. kennt ſie und hat mir erzählt, daß ſie nächſte Woche nach Sorrent abreiſt. Dies iſt mir ſehr lieb, denn ich kann es nicht leiden und halte es für ein Verbrechen, wenn Weiber Einem nur Minuten lang den Kopf einnehmen, d. h. in ſo ernſter Zeit, und doch, begegnet ſie mir, muß ich ihre Schönheit bewundern und ihr Verehrung zollen. Warum iſt ſie ſo ſchön! Das iſt Künſtlerpflicht. Hätte H. mir nicht erzählt, daß ſie ſchon Mehren auf die Bitte, ſie zu zeichnen, einen Korb gegeben, ſo wäre ich hingegangen und hätte darum gebeten. So habe ich ſie nur aus dem Kopfe zu ſkizziren verſucht.

Aber was der Sirocco iſt, das kennt Ihr nicht und danket Gott dafür, denn er iſt ſchlimmer als unſer naßkalter Herbſt und Winter, Nebel und Schnee; ich habe bis jetzt mich gerühmt, Hitze gut ertragen zu können, und mir war ſie immer behaglicher als die Kälte, aber dies iſt eine unerträgliche Hitze. Jetzt ſchon Tage lang kein Tropfen weder Thau noch Regen und keine blaue Luft zu ſehen, in der Landſchaft keine Farbe, ſondern die ganze

Welt wie ein venetianiſches, grau untermaltes Bild; dabei ein ſtarker Wind, Sturm faſt, der aber nicht kühlt, ſondern wie der Wind von der Glutſtätte einer durch Waſſer gelöſchten Feuersbrunſt eine feuchte heiße Luft Einem zuweht. Die Hitze an ſich iſt ſeit einigen Tagen ſchon mit ihrer ganzen, markausſaugenden Macht eingetreten, nun aber weht dieſer Wind noch in die nach kühlender, leicht zu athmender Luft ſchnappenden Lungen dieſe heiße, dicke, ſtinkende Maſſe! Elend ſieht die Menſchheit ſo aus. Trotz dem, daß Sonntag war, iſt Keiner ausgegangen, faſt Keiner arbeitet, man ſcheut ſich ein Glied zu rühren; ſchleicht Einer in die nächſte Kneipe, zieht er den Rock aus und bleibt da, halb im Schlaf ſchwatzend, ſitzen, oder ſchleicht zu Haus und ſchläft. Selbſt Nachts kühlt das nicht im mindeſten ab und das ſonſt ſo volle, lebensfrohe, laute Rom ſieht nun wie ausgeſtorben aus, als ob alle Menſchen in der Kirche wären. Daß ich nicht die Schwindſucht habe, iſt mir jetzt klar geworden, denn ich bin halbtodt bei dieſem Wetter, und kömmt es ärger, halte ich es nicht aus. Die Schwindſüchtigen finden gerade dies Wetter ſchön, athmen leichter und werden fröhlich. Ich mag nicht mehr eſſen, nicht mehr trinken, und kann nicht ordentlich ſchlafen, obgleich ich den ganzen Tag ſchläfrig bin; ja man mag kaum ſprechen, und ich glaube, könnte Einer durch das Ausſtrecken der Hand ſich irgend einen Genuß oder eine Freude verurſachen, er unterließe aus Faulheit es lieber. Unſere ärgſte Sommer-Gewitterluft iſt nichts dagegen und die Welt ſieht ſchöner dabei aus, denn es gibt Wolkengebilde, Schatten und Licht, und es gibt doch auch noch kühle Plätze am Waſſer, in Lauben, wo

man eine ſanfte Erfriſchung findet, oder es belebt uns ein leiſer Wind. Und nun gar die herrlichen Nächte, die ſelig neuverjüngenden Augenblicke nach dem Ausbruch ſolcher Gewitter! Dies iſt Alles hier nicht; denkt Euch unſere giftigſten, dickſten Herbſtnebel, ſtatt kalt, unerträglich heiß, und dann einen Sturm, der bis in die verborgenſten Winkel dringt. So ſteht man des Morgens elender auf, als man Abends zuvor ſich niedergelegt; die Glieder ſind ſo lahm, daß die Kniee faſt ſchlottern und ſtarke Kerle nicht mehr vermögen mit der Hand den Pinſel zu regieren. Heute iſt der ärgſte Tag und wirklich unheimlich, eklig ſieht die Welt aus. Die Weiber gehen ſchon halb nackend und der gefällige Wind weht ihnen das Tuch beſtändig in die Höhe; das iſt wirklich das einzig Ergötzliche, wenigſtens bei Einigen. — Nur eine Erquickung habe ich: mein Arbeitszimmer hat nämlich, wie die ganze Rückſeite der Häuſer, worin ich wohne, die Ausſicht in einen Garten, faſt eine Welt von Orangen. Da alle italieniſchen Treppen und Vorplätze nur Fenſterhöhlungen und gar keine Fenſter haben, alſo immer offen ſind, ſo ſtrömt, wenn ich Abends matt zu Hauſe ſchleiche und an die Treppe komme, mir ein kühler, erfriſchender, in Wonne berauſchender Duft entgegen, den ich dann gehörig einſchlürfe, indem ich mich noch lange Zeit zu einem ſolchen Fenſter hinausbiege und in den dunkeln, ſehnſüchtige Liebeslieder duftenden Garten hinunterſehe; eben ſo iſt mein Arbeitszimmer durch die offen gelaſſenen Fenſter auch immer von dieſer Luft erfüllt. Selbſt Nachts iſt bei dieſem Sirocco Alles ſtill, ſonſt ſollte man eigentlich nur bei Nacht das Leben in Rom anſehen, um eine gute Meinung von dem Volk zu bekom-

men. Da sieht man nicht, wie am Tage, den Alles aufopfernden, grenzenlosen, blos nach dem Schein strebenden Aufwand der Vornehmern, bis zu Denen, die es nur eben vermögen, oder auf irgend eine Weise es zu erdarben oder schmählich zu erwerben suchen müssen. Freilich schön und geschmackvoll ist der Putz der Römerinnen und zeigt noch ihren Adel. Da prasselt nun in einem Wagen eine solche Bewunderung und Begierde erweckende Königin einher und bei ihr sitzt demüthig ein armer Sklave, ihr Mann, ihr Kindermädchen, der Nachkomme des Mars. Ja, so werden die göttlich schönen, armen Opfer herumgefahren, die die engherzigen Bande der Convenienz fast erstickend umschnürt bis zu dem Tage, wo sie einem von jenen zwei Ungeheuern geopfert werden, entweder dem die Schöpfung und das Leben verfluchenden leiblichen Grabe, oder der Zügellosigkeit aller Lüste der Welt; denn so bald ein römisches Weib verheirathet, ist der Mann nur ihr Sklave, weil er elend genug ist, sich dazu herzugeben; sie, bis dahin der Sklave ihrer zum Ueberfluß angehäuften und streng verschlossenen Wünsche und Begierden, wird nun unumschränkter Herr und Tyrann, diese zu befriedigen, wie sie will. — Bewunderungswürdig sehen diese schönen römischen Mädchen aus. Wohl zeigt ihr glühendes, stralendes Auge, daß sie wissen, wozu sie und die Welt geschaffen, aber eine sonderbare oder blödsinnige Ansicht hält fest auf ihre Augen einen undurchdringlichen, schwarzen Schleier, daß sie Nichts anders, als nur durch diesen sehen können. Dann schleicht neben dieser kranken Pracht in Wagen das kranke Elend zu Fuß: ganze Züge abgehetzter Bettelmönche, die müde zu Haus kommen; Scharen junger Abbaten, die, wenn sie nicht

Betrüger werden wollen, zu den elendesten Geschöpfen aufdressirt werden; Bettler und Krüppel aller Art. Das nun Alles sieht man bei Nacht nicht; man sieht nur bei dem Schein der Lampen fröhliche Gruppen auf der Straße und in den Kneipen, oder durch die Straßen ziehen heitere Menschen die Mandoline spielend und singend, Ständchen bringend und berühmte Geschichten der Vorzeit improvisirend. Hin und wieder sieht man wol einmal einen Streit, eine Rauferei, aber das gehört ja auch zum Leben, denn was leben will, muß sich nicht vor dem Tode verschließen.

Den 20. Juni.

Daß ich Euch bedauert Euers Wetters wegen, wüßt' ich wahrlich nicht, gefreut habe ich mich und könnte Euch beneidet haben, denn wir haben erst seit acht Tagen ungefähr einen schönen glühend heißen Sommer, 32—33 Grad im Schatten. Als Entschuldigung, daß ich so lange nicht geschrieben, sei Euch gesagt, daß ich wirklich sehr fleißig gearbeitet habe; meine zwei Bilder, lebensgroße Kniestückfiguren, mit Landschaft, sind beide untermalt. Da habe ich denn oft von Morgens 6 bis Abends 7—7½ Uhr gearbeitet, so daß ich Abends sehr matt war und nichts Anderes thun konnte, als etwas gehen, Eis essen und schlafen.

Rom jetzt, mit dem Rom diesen Vorfrühling verglichen, ist kaum wieder zu erkennen; damals, wo man hinsah, lebte ein lebenskräftiges, üppiges, tollfrohes Volk, in

großartigen, kräftigen, glühenden Formen — Freiheit und Adel lügend, ein herrlicher, prächtiger Carneval, wo Jeder sich edler stellt, als er ist. Jetzt stehen sie nackt, in ihrer Entartung da. Wohl sieht man noch die Spuren alten Adels, aber nur wie verlöschende Züge auf einem Grabmal. Abgemattet, in wollüstiger Auflösung schleichen sie jetzt gebeugt daher. Vom Kinde bis zum Greise sieht man größtentheils nur lebensmüde Fiebergesichter, und wer sollte bei solch aufzehrender Hitze auch nur noch Lust haben, oder Mühe sich geben, zu leben? Leidet aber selbst der Eingeborne von der heißen Jahreszeit so, wie dann erst die Fremden! Von diesen kann man nur die Wenigen, denen sie einer verfaulten Lunge wegen, oder Gott weiß weshalb, zusagt, ausnehmen, sowie einige Renommisten, die freilich um 12 Uhr Mittags noch in voller Sonnenglut, wo alle Menschen an den Häusern hin irgend möglichst im Schatten schleichen, über den Corso laufen und singen und lachen, bis auf einmal hinterrücks das Fieber sie packt und niederwirft. Die Reisenden, die jetzt von Neapel zurückkehren, jauchzen und jubeln erst vor Gesundheit, Muth und Kraft, aber ihr Geist und Körper wird allmälig so herabgestimmt, daß sie sich bald so unwohl wie alle andern Fremden befinden. Unter den eben erst Zurückgekommenen befindet sich auch Milde, will aber in acht Tagen schon wieder fort, d. h. nach Perugia gehen. Ja, Rom ist eine hinterlistige, giftige Zauberin, ein verführerisches, tödtendes Babylon; das Herrlichste, Schönste, alle höchste Lust gibt es, aber indem du genießest, schüttet es sein Gift in den Freudenbecher und Trauer, Leid und Schmerzen umfangen dich, wol gar der Tod. Auch

ich war längere Zeit nicht wohl, ich hatte leider eine Spur meines Nervenübels vom vorigen Jahre wieder; doch habe ich mich geschont und gethan, was ich konnte, und bin hoffentlich mit Gottes Hülfe darüber weggekommen, denn etwas besser fühle ich mich schon.

Cornelius hat seinen Carton vollendet und wird in wenig Tagen mit Overbeck nach Deutschland gehen. Beide waren auch lange krank, Letzterer fast den ganzen Winter. Denkt Euch, daß Der überhaupt so schwach ist, seine Nerven so abgespannt sind, daß er fast nichts arbeitet, oder wenigstens nur zeichnet, da er den Geruch der Oelfarben nicht vertragen kann. Um diesen ist es Schade, denn unsere Zeit hat doch Keinen aufzuweisen, der im Ausdruck und Darstellung so gediegen wäre, und so durchaus liebenswürdig und im höchsten Grade schön zugleich. Nicht immer scheint der Gedanke mir würdig und männlich, wol mangelt die göttliche Heldenkraft des Michel Angelo, auch die Lebensglut, die üppige Jugendkraft und Lust, die stralende Herrlichkeit Rafael's; doch das liegt in seiner Individualität. Er ist ein ausgebildeter Fiesole. Eine tiefe fromme, aber weiche Kinderseele schauet überall durch, eine heilige, wenn auch zarte Würde, eine anspruchlose, durchaus vollkommen schöne Naivetät und Liebenswürdigkeit, ein unschuldig auffassender, gediegener Naturblick. Was da ist, und wie es gemacht ist (was bei den meisten Bildern doch bemerkbar), vergißt man, nur das Ganze, so wie es da ist, entzückt. Wol könnte man Aehnliches, was Michel Angelo vom Fiesole gesagt haben soll, von ihm sagen, er müsse im Paradiese gewesen sein oder mit Engeln umgehen, um so himmlisch (im wahren Sinne des Worts) zu malen. — Alle hoffen

für seine Gesundheit von dieser Reise und der vaterländischen Luft, denn diese hier ist eben seinen Nerven das tödtende Gift. Er sieht furchtbar traurig aus und doch muß man ihn liebhaben.

Ganz anders erscheint Cornelius in seinem Carton. Dieser hat von Allem, was ihm fehlt, einen Anklang, aber leider nichts in Harmonie. Es ist die Kreuzigung: groß, schön und männlich ernst vertheilt, aber gleich hierin eine störende Disharmonie. Es wird das Hauptfrescobild zur neuen Kirche in Rom und die ganze Kirche voll Darstellungen aus der Bibel. Nun fände ich sehr schön, wenn er dieses, gerade um recht zu imponiren, fast nur symbolisch genommen (ich weiß nicht, ob das Wort hier verständlich, ich will es Euch näher erklären), d. h. alle Handlung eigentlich daraus verbannt, nur den Erlösungs-Tod, nur den Erlöser dargestellt hätte, der seine versöhnenden Hände am Kreuz ausbreitet („es ist vollbracht!"), ausbreitet über alle Welt und mit dem Himmel sie verbindet. Alle Figuren, die dann noch darauf sein sollten, um den Raum auszufüllen, müßten nur in Bezug hierauf, ohne verbindende Handlungen (was leicht episodenartig wird), als trauernde, erlösungsbedürfende Welt in dem Schatten des Kreuzes stehen. Das hat er auch gewollt, das sieht man deutlich aus der Hauptfigur, den Weibern und dem Johannes, die wirklich aus solcher Grundidee schön erstanden zu sein scheinen. (Ach, ich finde für den Gegenstand diese Idee so schön, denn hier, wo keine Darstellung mehr ausreicht, soll nur angedeutet werden: — drückt ein ganz einfacher Ton doch oft aus, was ein Reichthum von Worten nicht sagen kann.) Nun aber hat er mit dieser Idee zugleich die geschichtliche Darstel-

lung vereinigen wollen und ist so in disharmonische Labyrinthe gerathen: da kommen zu diesen symbolischen Gruppen, ganz aus dem Leben gegriffen, die verspottenden Juden, die übrigens sehr schön sind; die würfelnden Krieger, die auffallend schlecht, und die Schächer, die an und für sich schön sind, besonders der gute, der, wirklich erlös't und versöhnt im Ausdruck, sich am Kreuze zu heben scheint, als wolle er mit, und über dem ein schöner Engel schwebt, die Seele zu empfangen; der böse aber ist etwas leblos und ein fratzenhaft widerlicher Teufel hockt wie eine Katze düreriſch auf dem Kreuz, seiner wartend. Aber ganz davon abgesehen, passen solche aus dem Leben gegriffene, natürlich bewegte Gruppen nicht zu der symbolischen Uebernatürlichkeit des Uebrigen; entweder muß es ganz symbolisch oder ganz dramatisch sein, und bei Letzterm darf dann auch das Verhältniß der Größe nicht so hintangesetzt werden, daß z. B. der Christus anderthalb Mal so groß ist, wie die vordersten Figuren. Nun zum Einzelnen. Für dramatische Vorstellung ist das ganze Mittlere zu leblos, perpendiculair. Die Motive der Hauptlinien sind überall schön, wie die Hauptconturirung der Masse; aber im Einzelnen ist die Gewandung bunt vereinzelt, ohne schöne Massen, im Strichwerk vermagert; die Zeichnung des Nackten schön, einfach und nobel, bei dem Christus das Motiv des Kopfes groß und ernst, aber sonst die Köpfe, den wunderbar schönen der Magdalene, des Hauptmanns, des guten Schächers und der verspottenden Juden ausgenommen, verzerrt, widerlich modern und verzeichnet auf fast unerlaubte Weise. Die Krieger und der Teufel sind scheußlich; der Vortrag einfach, aber nicht absichtslos, sondern gesucht einfach. Die Gediegen-

heit des Vortrags mangelt eigentlich ganz, mit ihr also auch die reizende, das unbewanderte Auge hinreißende, rührende Liebenswürdigkeit, die Overbeck besitzt. Hier ist Vieles leer und Vieles überladen.

Ich weiß nicht, ob ich Euch schon geschrieben, daß wir eine Partie nach dem Steinbruch (einige Miglien von Rom, und zwar zu Esel) gemacht haben, aus dem die römischen Stadtmauern gebauet sind. Es war ein schöner Tag, wir sahen die herrliche Campagna, rund um das Gebirge, in weiter Ferne das jetzige Rom, aber rechts und links in der Ebene zerstreut noch Bruchstücke jenes alten. Wir waren sehr heiter gestimmt und O. hätte ich hergewünscht, denn das wäre was für ihn. — Ach Gott, daß das nur so kurze Zeit genügt! Wol liebe ich solche Genüsse und mache sie alle mit, weil sie zum Leben gehören und, wo dieses sich klar zeigt, ich gerne bin, um es kennen zu lernen; aber wenig sehne ich mich darnach und wäre lieber allein dort gewesen mit Einem, der ein gleiches Streben, vielleicht ein ähnliches Geschick theilt! Bequem haben die Alten es sich gemacht, da sie nicht, wie in andern Steinbrüchen, von oben herunter, sondern unter der Oberfläche weg, in Höhlen und Gängen gebrochen haben, um so immer im Kühlen, vor der Sonnenhitze geschützt, zu arbeiten. Jetzt lebt in einer solchen Höhle dieses Höhlenlabyrinthes, vielleicht in mehreren, eine Bettler- oder arme Hirtenfamilie. B., der O. grüßen läßt, kochte und briet Ziegen, die wir mitgenommen, und machte Salat. Er hatte nichts weiter davon, als die Arbeit, wenig Essen (da er natürlich zu kurz kam), den Weg nüchtern hinaus und trunken herein. Wir Andern streiften wenigstens herum,

genossen den Tag und die Gegend. — Ich bin kein Philister, aber lächerlich und fast gezwungen scheint es mir immerhin, wenn lauter Leute mit ernsten, bärtigen Mannsgesichtern noch Knabenspiele im fürchterlichen Ernst spielen und Jugendtollheiten mit derselben Wichtigkeit, wie früher, ausführen oder ausführen wollen. Es fielen alle gewöhnlichen Tollheiten bei diesem Zuge vor, denn wir waren einige 20 Eselreiter, eine Karavane mit Wein und Eßwaaren und einige Fußgänger. Die Esel warfen häufig ab, bei Tisch betranken sich Viele, ich aber nicht. Nach Tisch wurde Saltarella getanzt mit einem hübschen Bettlermädchen, diesem so die Cour gemacht, dieses so mit Liebe überschüttet, etwas trunkener Liebe, daß es, nicht mehr wissend wohin sich retten, im Schoos der alten Mutter sich barg. Der Naturausdruck der verschiedensten Leidenschaften und Gemüthsbewegungen in dieser Familie war mir das Anziehendste. Endlich fiel des Mädchens wegen Zank vor und es wäre fast zum Mord gekommen, wenn nicht die Nüchternen, zu denen auch ich gehörte, den Streit geschlichtet hätten. Nun hatten wir einen herrlichen Sonnenuntergang und dann einen schönen, aber für die Trunkenen gefährlichen Rückweg mit Fackeln. Am Thor, wo einer unserer Fußgänger, der voraus gegangen, Streites halber arretirt war, wollte man die Wache, die nur aus sechs Mann bestand, niedermachen, um den Gefangenen zu befreien, doch wurde seine Erlösung noch durch Bestechung erwirkt.

Das ist wahr, das Leben in aller seiner Mannichfaltigkeit, Eigenthümlichkeit und seinem ganzen Reichthum studiren kann der Maler nur hier, wo es sich vom

tiefsten Schatten bis zum höchsten Glanzpunkt des Lichtes auf offener Straße, unter freiem Himmel zeigt. Dinge, die im Norden ihm ewig verborgen sind, nur im Winkel hinter undurchsichtigen Mauern und Riegeln geschehen, die er also nur sich denken und abstrahiren, nie in ihrer wirklichen Erscheinung belauschen kann, die sieht er hier öffentlich auf der Straße; so kommen ihm ganz neue Motive, ganz neue Ansichten und Ideen von Vielem; hier erst kann er sein Gemüth heimisch im Leben machen und dieses gleichsam seinem Gemüth emailliren. Das, was früher unbekanntes Land ihm war, was er nur vom Hörensagen kannte, das lernt er hier fast instinktmäßig, wie der dumme Bauerjunge sein Dorf und dessen Umgebungen bis zum verborgensten Winkel kennt, und zwar in den nacktsten Formen, freilich seine Kehr- wie seine schöne Seite, aber wie schön ist diese auch, und wirklich im wörtlichen Sinne des Wortes nackt, denn fast halbnackend sieht man Mann und Weib (die schönen, schönen Weiber!) und Kinder in den verschiedensten Situationen des Lebens. Hier weiß ich doch, wie es ist, und werde mich nicht schmerzlich täuschen, werde leicht die Juwelen unter den Steinhaufen finden; ist aber Alles gleich versteckt, lüfte ich eine prunkende Hülle und wähne Ebenmaß zu finden, wo nur Verkrüppelung vorhanden, so ist das widerlich!

Erzählen muß ich doch auch noch, daß wir Schadow ein Abschiedsfest gegeben, dem ich, trotz dem, daß ich nicht wohl war, beiwohnen mußte, um Niemand zu kränken (so wünschte es Cornelius), da man es sonst von seiner Schule hätte für Absicht auslegen können, denn von den andern Schülern fehlten viele. — Das Einzige, das mich freute, war, daß ich bei der Gelegenheit mit

Overbeck zusammenkam, der sich an dem Gesang u. s. w. herzlich erfreute; auch brachte ich und noch Einer, zum Aerger der Diplomaten, die nach der Regel bis dahin allein alle Gesundheiten ausgebracht, auf einmal seine und die von Cornelius aus, die stürmisch aufgenommen und getrunken wurden. Wir hatten einen herrlichen Abend. Nach Tisch gingen wir in den Garten (das Fest war auf dem Capitol und der Garten liegt auf dem tarpejischen Felsen), wo wir die Sonne prächtig hinter dem Janiculus untergehen, den Peter noch zum Abschied mit ihrem Kuß vergolden, noch eine goldene Abschiedsthräne in die Tiber weinen sahen, die davon wie zum goldenen Flammenstrome wurde. Inzwischen kam der Mond. Diplomaten und steifes Volk verließ uns. Unter den blühenden Orangen, Granaten und Rosen begannen Millionen von Glühwürmern zu schwärmen und wir mit zwei schönen Römerinnen, Dienstmädchen und Kammermädchen, die ihre Mutter, die Gärtnerin, besuchten (in ihrem sehr leichten, die ganze schöne Gestalt in ihren wunderbaren Formenschwingungen und in ihrer üppigsten Grazie zeigenden Negligé), berauscht von der wollüstigen, Ton und Farben wogenden Mondnacht, beim Klang der Guitarre den Saltarello zu tanzen. Da ward es erst froh und bis tief in die Nacht schwärmten wir fort. Ich hatte den ganzen Mittag über sowol die Personen, als ein ganz sinnloses, in den schwülstigsten Worten ausgedrücktes Gedicht studirt und am folgenden Tage habe ich einen großen Caricaturenzug gezeichnet, der Allen unendliche Freude gemacht und wobei ich mich wenigstens habe recht auslassen können. Dann habe ich auch für Einige, die sich an diesem Scandal in Rom auf dem Capitol ärgerten,

dieses schwülstige Gedicht in noch schwülstigeren Versen beantwortet, wovon der erste Vers so heißt:

Wo Siege gebährend einst, horstend auf capitolinischer Veste,
Melodisch Gefieder ausbreitet der Vogel des Zeus:
Da hecket auch jetzt im behaglich erwärmeten Neste
Ein Adler, doch modisch polirt, ein gesitteter Preuß.

Da habt Ihr doch auch von meiner Poesie etwas. Zu arg hat es mich empört, daß man in Rom, auf dem Grabe der Größe, dem Capitol, noch diesen Alfanzereien und Titelgrößen huldigen soll, wie in Berlin, diesem faden Puppentheater unserer nordischen Welt.

Den 25. Juli.

. . . . . Die Kirchenmalerei in München habe ich halb und halb abgeschlagen, wenigstens nicht eingewilligt, und kann mich jetzt darüber freuen, da ich sonst vielleicht schon fort von hier, in München wäre und da nichts zu thun hätte, denn die Landstände haben sich dagegen opponirt und in dessen Folge ist der Bau mehrer öffentlicher Gebäude, wie auch dieser Kirche, eingestellt worden, was schlimm für Cornelius' Arbeit aussieht. Bei einer andern Arbeit bin ich vorgeschlagen worden, die freilich nicht eingestellt ist, mir aber jetzt auch wol auf keine Weise zu Theil werden wird, da so manche von den andern Malern, die nun ihre Arbeit aufgeben müssen, nähern Anspruch daran haben; sonst wäre das eine Arbeit gewesen, die ich sehr gewünscht hätte, nämlich in der neuen Residenz ein Zimmer mit Schiller'schen Scenen auszumalen. Es war erst diese Arbeit Eberle übertragen, der aber fand sich nicht geeignet dazu und lehnte es ab. Darauf

wurde Neher und ich vorgeschlagen. Diese schmeichelhafte Aussicht ist jetzt aber verschwunden. Doch das soll mich Alles nicht grämen, Gott wird mir schon beistehen. Auch hat Overbeck sich sehr für mich interessirt, und wünscht, daß ich hier bleiben möchte. Er will darum sich auch meinetwegen in Frankfurt verwenden. Doch komme es, wie es wolle, mir ist jetzt Alles recht. Wie Gott will!

Eine Zeit lang schien es ruhig hier zu sein, doch jetzt sind die Oesterreicher aus der Romagna fort und gleich fängt der Teufel wieder an dort zu spuken und sogar auch hier; allnächtlich fallen wieder Arretirungen vor. Cornelius und Overbeck sind fort und so hat, wenigstens was die Maler betrifft, Rom seine beiden Glanzlichter verloren; die jüngern sind leider fast alle nicht viel mehr, als man sie überall in Deutschland trifft, Einzelne ausgenommen, zu denen und zwar vor Allen obenan mein Neher gehört; bei den Landschaftsmalern ist auch Nerly mit zu erwähnen. Im Allgemeinen sieht man erbarmungswürdigere Subjecte hier als in Deutschland, da sie Alle sich hier selbstständiger fühlen und so mehr gelten wollen, sich mehr ausstellen und doch nichts als ihre Schwäche sehen lassen. — Kann ich den Winter noch hier bleiben, werde ich hinunterziehen zum Peter, denn dort ist eigentlich doch mein Schatz in Rom, mein Paradies, mein liebster Platz, die Sixtina und der Vatican, wo ich alle Tage möchte sein können. Overbeck habe ich unendlich liebgewonnen; wünschte ich auch nicht alle Menschen so und fühle ich, daß ich nie darnach streben kann, leider auch nicht mag, so zu werden, so hat doch seine Frömmigkeit, seine Seelenreinheit und Unschuld etwas

wahrhaft Heiliges und Tröstendes. So bang mir, so eng mir die ersten Male in seiner Gesellschaft wurde, so tröstend war sie später mir; wenn ich recht in Angst war, lief ich zu ihm und ging dann beruhigt weg, blos durch seine friedliche, Frieden aushauchende Nähe. Ein solches Vertrauen und solche demuthsvolle Ergebung in Gott ist doch etwas Herrliches, Beneidenswerthes. Einmal sprach ich mit ihm über die Cholera und sagte, daß ich sie so gräßlich fände, fürchterlicher als einen Krieg. Da meinte er, das wisse er nicht, Beides seien Geißeln Gottes, aber die, wo Gott nicht durch die Sünde eines Menschen den Andern geißele, schienen ihm doch weniger fürchterlich und das sei eben der Vorzug der Cholera vor dem Krieg. Erst widersprach ich, dann verstummte ich, bewunderte meinen Gegner und ging zuletzt getröstet fort, der ich zuerst für mein Vaterland der Cholera wegen große Angst gehabt, weil ich allmächtig fühlte, daß hier keine Gegenwehr und kein Arzt, daß aber, wo nichts mehr hilft, das Gebet zu Gott hilft, daß er der einzige Helfer in der Noth ist! Darum nur ihm vertraut! — Wir haben noch Cornelius und Overbeck den letzten Abend vor ihrer Abreise sehr brillante Ständchen gebracht und sie den andern Morgen bis nach Ponte molle hin begleitet, wo wir von ihnen Abschied nahmen. Der König von Baiern, dem Cornelius vorgeschlagen, Overbeck's Zeichnungen zu kaufen, hat dieses, wahrscheinlich auch der Landstände wegen, abgelehnt und so hat sie eine deutsche Künstlerin, ein Fräulein Lindner aus Basel an sich kaufen können. — Zur Kirche bin ich hier, d. h. zur protestantischen, einige Male gewesen und habe das letzte Mal eine sehr gute Predigt gehört, sonst hat der Gottesdienst für mich etwas unangenehm Gesuch-

tes. Ich bin keiner von Denen, die in der proteſtantiſchen Kirche nur die Predigt gelten laſſen und dieſe einzig und allein als Hauptſache; wol mag man gemeinſchaftlich viel beten und ſingen, mehr beten als bei uns geſchieht, aber entweder ſollte der Prediger jedesmal die paſſenden Gebete ſprechen, oder es ſollten die gedruckten ſchöner und ergreifender ſein; denn hiebei können unmöglich Alle andächtig ſein, wenn ſie in ungewohnter Bewegung auf den Knien liegen und trockene Gebete ableſen müſſen. In einer größern Gemeinde mag es in dieſer Hinſicht beſſer gehen, weil da Jeder doch mehr thun kann, wozu das Herz ihn drängt: ſtill ſein Gebet beten, ſtehen bleiben oder hinfallen. Hier aber, beſonders für den Neuling, hat es etwas von Tanz- oder Exercirunterricht, indem man doch, weil der Mitglieder ſo wenige ſind, ſich nicht ausſchließen kann und nun immer aufmerkſam und geſpannt ſein muß, was geſchieht, ob aufgeſtanden, ſich wieder hingeſetzt, oder gekniet wird u. ſ. w. — Doch nun gute Nacht, es iſt ſpät!

An Chateauneuf.

Rom, Auguſt 1831.

Zuerſt meinen innigen Dank für den Genuß, den Sie mir durch Ihren freundlichen Brief bereitet haben. Wie erfreulich iſts, in der Fremde Jemand zu finden, der die Wege und Stege in unſerer Heimat kennt! Wie angenehm war es mir, der ich immer nur erzählen mußte, endlich einmal der Zuhörende zu ſein, belehrt zu werden

durch Ihre Meinung, deren gleichgestimmte Saiten in meiner Brust widerklangen, und Vieles, was ich lange fühlte und nur in Worte nicht zu kleiden wußte, in klaren Ausdrücken, völlig ausgerüstet, wie Minerva aus dem Haupt des Zeus, zu erblicken! Freilich hätte ich wol eher schon mir diese Freude verschaffen können und habe es längst gewollt; denn wie zwei in einem Beutel geschüttelte Steine, sich an einander reibend, Kugeln werden, so können wir die Ecken der Einseitigkeit unserer Ansichten nur im Austausch mit denen Anderer abschleifen und nur, indem ich verschiedene Weine vergleichend koste, kann ich den reinsten und besten erkennen. Ihre Meinung war das Scheidewasser, in dem ich die meinige prüfte. Wie freute ich mich, wenn sie sich als echt bewies, und gewöhnlich waren wir in der Hauptsache doch einig; wenn auch die Aeußerungen verschiedene Livréen trugen, so waren sie doch alle Diener Eines Herrn, zu Einem Zwecke ausgeschickt, um das verlorne Kindlein wieder heimzubringen. So mögen wir auch diesmal denn im Namen variiren, das Kindlein bleibt dasselbe doch.

Doch zu Ihrem Brief, der mich zur Capella Sixtina leitet, in der ich nur zu gern bin und worüber ich mich gern mit Ihnen mehr unterhielte, da Nichts von Allem, was ich in der Welt gesehen, in seinem Ganzen einen gewaltigern Eindruck auf mich gemacht und mich mit so erhebenden, heiligen Schauern erfüllt hat. Ganz bin ich Ihrer Meinung, daß die Decke klarer und darum schöner ist; auch mir ist der Endvers von dieser gemalten Offenbarung ein Buch mit sieben Siegeln, dessen Text ich bei allem Empfinden und Ahnen seiner Göttlichkeit doch nicht verstehe, wenigstens bis jetzt noch nicht; freilich muß

ich sagen, daß längeres und öfteres Beschauen mich heimischer in dieser Welt macht und ich den Standpunkt zu finden hoffe, von dem aus sie sich klar vor den Blicken entfalten wird. Die Decke aber mit den Propheten und den Fenstereinfassungen scheint mir allen Forderungen, die man an die Lösung solcher Aufgabe machen könnte, aufs vollkommenste zu entsprechen; jedoch kann man das nur hier, indem man die Sachen selbst sieht, erkennen, denn von keinem Kunstwerk geben alle Nachbildungen einen falscheren Begriff als von diesem, weshalb gewiß Michel Angelo so ungerecht oft beurtheilt wird. Vorzüglich einfach, klar und schön scheint mir der Hauptgedanke durch die Wahl und Zusammensetzung einzelner Gegenstände ausgesprochen, und nach Diesem zu urtheilen, war gewiß schon bei Verfertigung der Decke als Schlußstein dieses Cyclus das jüngste Gericht bestimmt; denn durchgängig spricht sich der Gedanke des Sündenfalls und der strafenden Heimsuchung eines gerechten Gottes aus, vor der nur der Glaube erretten kann. Dem ersten Paradies, aus dem wir gefallen, schließt das letzte, zu dem erlöset wir auferstehen, sich an, und wie der Ring den Edelstein einschließend trägt, so umgeben dies Geheimniß seine heiligen Verkünder. Aber auch die architektonische Eintheilung thut meinem Auge wohl; sie ist die naheliegendste und mit gesundem, ausgebildetem Geschmack angewandt, was ich bei den meisten größeren ernsten Deckenverzierungen mehr oder weniger vermißte. Die Bilder maskiren oder durchschneiden oft gar die architektonische Construction dergestalt, daß sie, wie ein haltloser Teppich über uns ausgespannt, uns jeden Augenblick auf den Kopf zu fallen drohen. Bei der Angelo'schen Decke hingegen scheinen

die einzelnen Bilder nur wo die architektonische Ausbildung ermüdende, offene Räume ließ, als demantner Schlußstein hineingesetzt und so, in behagliche Räumlichkeit vertheilt, gleitet das Auge ruhig von einem zum andern und wähnt wie durch Fenster hindurch in eine andere Welt zu sehen. Nur wünschte ich das Architektonische auch wirklich architektonisch ausgesprochen und nicht gemalt, denn dieses hat, wenn noch so anspruchslos gemacht, doch immer etwas Widernatürliches. Ferner sollten diese Verbindungen der Räume nicht mit so vielen ganz überflüssigen, wenn auch schön gemachten Nebendingen, wie diese Acte u. s. w., überfüllt sein. Das ist der Gesammteindruck, den die Decke auf mich machte, deren schöne Einzelheiten aufzuzählen nichts Anderes wäre, als in einem Kochbuch lesend seinen Hunger stillen wollen. Darum nichts weiter davon, als daß ich in vielen Sachen die Malerei und Färbung sowol, wie Modellirung so schön wie bei Correggio finde. Dem jüngsten Gericht sieht man die 20 Jahre an, die es später gemalt; konnten selbst dem Apostel der Liebe in seinem Alter die furchtbaren Bilder der Offenbarung sein ganzes Gemüth beherrschen, wie sollte es da nicht möglich sein, daß ein Michel Angelo, der doch von je gewohnt war Alles aufzufassen, die Sehkraft für das Freudige, das Spielende der Schöpfung verlor und nur noch das Gigantische erfaßte. Die Engelstimmen, die Freude den Menschen sangen, hörte er nicht mehr, aber der Donnerlaut der letzten Posaune erschütterte seine Seele und dieser erschüttert gewiß auch jedes Beschauenden Seele. Die Veste des Himmels selbst erbebt von diesem nie gehörten Schall, daß sogar augenblicklich die Seligen aus ihrer Seligkeit

aufschrecken und, wie zum Zeugniß gerufen, sich staunend um den ewigen Richter drängen, noch betäubt vom dröhnenden „Erwache!“ Unbewußt eilen die Erlösten ihrem Himmel zu und die Verdammten stürzen, alle Schmerzen vorfühlend, schon hinab; der Krieg zwischen Engeln und Teufeln, obgleich das Schönste fast, scheint mir freilich in der Art, wie es dargestellt, gar zu materiell. So finde ich nun, wenn auch echt christlichen Begriffen nicht genügend, doch ein letztes Weltgericht vollkommen darin ausgesprochen. Michel Angelo als Architekt bleibt mir ein unauflösliches Räthsel, wie Der, der so riesenmächtig denken, so weise und schön ausführen konnte, wovon St. Peters Kuppel doch ein glänzender Beweis ist, solch' sinnlos barockes Zeug, wie man an Thoren u. s. w. hin und wieder sieht, erzeugen konnte. Die Kuppel, einige mich gröblich beleidigende Verzierungen ausgenommen, bewundere ich fast wie seine Sixtina. Nichts, weder im Mittelalter noch in der modernen Zeit, scheint mir so im eigentlich großartigen Geiste der antiken Welt gedacht zu sein. Soll es eine Hauptkirche der Christenheit geben, so scheint mir diese Idee der Kuppel die ergreifendste und würdigste dafür, und der Gedanke, den Christenseelen einen Fingerzeig zu jener Heimat hin zugeben und eine Himmelsleiter ihrer Einbildung zu bauen, der doch gewiß zuerst unsere gothischen Kirchen so hoch gewölbt und ihre aufklimmenden Thürme erzeugt hat, scheint mir am vollendetsten in dieser Kuppel ausgesprochen. Sie scheint das Thor zu jener Welt; der Blick, ist man in ihren weitesten Wunderkreis hineingetreten, wird hier magisch festgebannt, unwillkürlich hinaufgeführt bis zu ihrem Zenith, wo er im mystischen Sonnenschimmer (der

durch den Fensterkranz hereinströmt) das Oeffnen der Pforte zu erharren scheint. Als Bildhauer, wie in allem Andern, finde ich Michel Angelo geistreich und mächtig im Gedanken der Form, wenn auch oft mehr übertrieben und geschmacklos in der Ausführung; wie mir überhaupt erscheint, daß ein durchdringender Geschmack, ein instinktmäßiges Schönheitsgefühl, wie es dem Rafael geworden, ihm mangelte, und vor Geschmacklosigkeit, die sich doch hier und da verräth, bewahrte ihn nur sein überlegender Geist und seine weise Reflexion. Ueberhaupt scheint mir zwischen Beiden der Hauptunterschied darin zu liegen, daß bei Rafael eine schöne Auffassung und bei Michel Angelo ein großartiger Gedankenschwung vorherrschend ist. Bei diesem ist die großartige Seele der Vater, der sich ein Riesengeschlecht von Söhnen erzeugt, die, den Mutterbrüsten der Schönheit bald entwachsen, wie Helden fort zum Kampfplatz eilen und nur, um hier nicht als Bewohner fremder Welten abgewiesen zu werden, sich so viel, als gerade dazu nöthig, in die Rüstung individueller Erscheinung hüllen. Bei Rafael ist das ganz anders. Hier steht der Mann in schönerem Verhältniß zum Weibe und er erzeugt so ein Geschlecht blühender Kinder, Jungfrauen und Jünglinge, die, von der Mutter zärtlich gepflegt und herrlich geschmückt, mit allen Schätzen einer reichen Seele ausgerüstet als glücklich Liebende hineilen in die Welt. Daher, wenn in ihrer ganzen Herrschermajestät die Großartigkeit beim Michel Angelo hervorleuchtet, scheint sie mir beim Rafael mit Individualität bekleidet, wie die Lorber umwundene Krone eines guten Fürsten von dem Rosen- und Myrthenkranz der Liebe fast verhüllt wird; und deswegen scheint sie uns bei ihm

(dem Rafael) vertrauter und bekannter. So auch seine Auffassung. Rafael öffnet die schönen Augenthore seines Seelenpalastes und ladet Alle ein, wie sie ihm nur begegnen, und Alle kommen und freuen sich, und Jeder trägt auf seine Weise die Freude mit hinaus. Michel Angelo hält strenger Wache; wer in seinen Göttertempel tritt, der muß durch die Weihe erst zum neuen Wesen umgeschaffen werden, damit er würdig einst im Priesterschmucke dieses Tempels wieder herausgehen möge. Ist da Vinci, von dem ich leider zu wenig sah, auch ein weiserer Künstler — der reichste, der schönste ist doch Rafael, ein üppig junger Baum in schönster Blütenpracht, in dessen duftendem und labendem Schatten der Müde gern des Lebens Nächte süß verträumt und gestärkt zu neuen Tagen aufersteht. Michel Angelo ist unstreitig der größte Geist, aber nie können wir uns ihm vertraulich anschließen, denn ein scheuverehrendes Gefühl stellt sich immer als Schranke zwischen ihm und uns, weil wir in ihm ein über menschliche Empfindungen erhabenes, fremdes, höheres Wesen ahnen. Wol scheinen auch Rafael's Schöpfungen uns ein Zaubergarten, doch wie des Gartens Kinder tummeln wir uns heimisch darin herum. Daher sind mir das, wo er ganz als Rafael in seiner liebenswürdigsten Eigenthümlichkeit hervortritt, seine liebsten Sachen, wie z. B. in der Schule von Athen, wo die eine der vordern Gruppen vorzüglich reizend ist; dann der Parnaß, auf dem nur einige Figuren gar zu schlecht ausgeführt sind, und dann die Disputa, die, bis auf den Perugini'schen Jüngling vorn, mein Liebstes fast in den Stanzen ist, obgleich vielleicht wegen der Auffassung des Gedankens Manches sich einwenden ließe. Dann der

Burgbrand (wenn auch nicht von ihm gemalt), wo freilich des Papstes Beschwichtigung des Brandes eben nicht sehr sichtbar ist. Dann die Messe von Bolsena, vornehmlich die Volks- und Schweizergruppen, und dann die vier symbolischen Figuren: Poesie, Philosophie u. s. w. Aber fast am meisten entzückt mich die einfache, frei sich bewegende Schönheit seiner Gedanken in den Loggien, der Farnesina und besonders auch in dem Triumph der Galathee. Bei einigen seiner andern Werke mischt sich ihm etwas Fremdes bei. Wenn ein Freund, den wir immer gewohnt sind im buntesten Festtagsschmuck zu sehen, plötzlich ein schwarzes Amtskleid trägt, bewirkt das nicht oft, daß wir den immer Fröhlichen, Freundlichen, wenn er nun ernst und streng einhergeht, verkennen? Das scheint mir bei seinem Heliodorus, der Decke dieses Zimmers der Fall zu sein, an der Noah, Jakob's Himmelsleiter, Abraham's Opfer und Moses sind. Hier erinnert er an Michel Angelo. Die Konstantin's Schlacht gefällt mir ihrer Composition nach ungemein, obgleich sie freilich einige antike Basreliefs spüren läßt. — Doch nun muß ich über dies verzogene Kind des Schöpfers, dem die ganze Schöpfung zu Gebote stand, schweigen; denn wollte ich von seinen einzelnen Arbeiten sprechen, bei welchem Stern sollte ich anfangen, um des Himmels Pracht zu zählen? Mochte Titian auch ein entschiedenerer Meister und der edelste Meister in der Farbe sein, so daß diese sich wie eine verliebte Sklavin von dem gebietenden Herrn ohne Murren leiten läßt, wie er will, so war eigentlich ein feinerer und größerer Maler doch Rafael. Erstlich, wie oft vermissen wir beim Titian den Ernst, die Tiefe, die Größe, ja selbst das Leben des Ge-

dankens! Wie oft iſt Zeichnung und Ausdruck der Farbe hintangeſetzt, ja faſt geopfert, weil er, wie mit ſeinem Lieblingskinde, mit der Farbe kokettirt! Das Alles findet man nie bei Rafael und außerdem hat der noch jedem Gedanken, jeder Erſcheinung das durchaus dafür gehörige Farbenkleid zu geben gewußt. Nie trägt bei ihm ein ernſtes Bild die bunte Narrenjacke. Beim Titian macht gar oft das Kleid den Mann; gar oft iſt außen viel und innen wenig. Die ſchönſten Oelbilder von Rafael in Florenz habe ich noch gar nicht einmal geſehen, aber ein ſolches Portrait, wie ſein Violinſpieler, findet ſich auch ſelten nur in dieſer Welt, glaube ich. Als Architekten und Bildhauer weiß ich zu wenig von ihm, doch, glaube ich, war er für Beides ein zu maleriſches Genie; was ich von ſeinen Bauten ſah, beſtätigt wenigſtens dies: ſchön ſind ſie, maleriſch und zierlich, doch fehlt ihnen ein befriedigendes, ſicherſtellendes Anſehen, ſie ſcheinen mehr Phantaſiegebilde, Luftſchlöſſer oder Traumgeſichte, als brauchbare Gebäude. Die Mythe, deren eigentliches Leben und Weſen er freilich äußerſt ſchön, richtig und eigenthümlich aufgefaßt (wie es ſich in der von Marc Anton nach Zeichnungen von ihm geſtochenen Geſchichte der Pſyche zeigt), glaube ich doch, war mehr das Feld des Giulio Romano, der ihn wol darin noch übertroffen, namentlich in Darſtellungen, die ſchon das Coſtüm des Mährchenhaften und Romantiſchen tragen. Doch von dieſem Freund, den ich hier erſt kennen und ſchätzen lernte, ein andermal, d. h. wenn dieſe Probe Sie nicht ſchon genug mit Langerweile dafür ſtraft, daß Sie mich zum Schreiben aufgefordert, und Sie den Verſuch wirklich noch einmal machen wollten!

September 1831.

Obschon von einem wiederholten Fieberanfall im Schreiben unterbrochen, kann ich dennoch nicht umhin, noch ein wenig, ehe ich schließe, mit Ihnen zu plaudern, wenn mein Brief nun auch noch etwas länger verzögert wird. Ihre wenigen Zeilen über Ihr Schaffen und Ihre Leiden, obgleich von einer großen Geduld angehaucht, sind mir doch tief genug zu Herzen gegangen, um den alten Unwillen, den ich über Hamburgs blöde Augen, stumpfe Sinne und verstockte Herzen immer fühlte, wieder lebhaft aufzuwecken. Lieber Ch., gewiß ich fühle es, wie ichs stets gefühlt, daß namentlich Sie einen schweren Stand haben, daß überhaupt ein Architekt sich selbst noch weniger wol befriedigen kann, als irgend ein anderer Künstler; aber dafür tröstet ihn auch ein süßes Gefühl, das allen andern Künstlern abgeht. Seine Kunst bleibt stets Bedürfniß in der Welt, wenn fast schon alle andern nur ungangbare Luxusartikel scheinen. Sehr freue ich mich, einst Ihre neuesten Werke zu sehen und vielleicht wieder, wo es nöthig, zu ihrer gänzlichen Vollendung beizutragen. Doch jetzt zu einer Stelle Ihres Briefes zurück, die mich freilich auf ein Feld führt, wo ich nicht zu Hause bin, weshalb ich mich gern Zurechtweisungen unterziehe, ja sogar darum bitte. Dieses „Gußartige", von dem Sie sprechen, scheint mir nämlich, wenn es nicht zu arg, durchaus kein Vorwurf sein zu können, vielmehr glaube ich, daß, wenn in unsern Flächenbauten der Charakter des Tragens und Ruhens einer Masse auf der andern zu sichtbar ausgesprochen, dieser leicht schwerfällig werden könnte. Ganz anders scheint es mir bei den großen Bauten der Alten, wo die Räume zwischen den tragenden

Massen nicht durch Flächen ausgefüllt sind; hier muß natürlich zur Beruhigung des Auges es sich auffallend deutlich zeigen, daß mit Sicherheit eine Masse auf der andern ruht und diese, in wenig einzelne Stütz- und Tragepunkte vertheilt, jene aufs sicherste und bequemste tragen könne. Daher glaube ich, muß bei solchen Bauten der Charakter der Theile bezeichnend auffallen, fast übertrieben markirt sein, damit nicht das Gefühl des unbehaglich Unzureichenden erweckt werde. Bei den Flächenbauten ist es nicht so und so viel ich von den Bauten der Alten kenne, glaube ich auch, hier bei ihnen ein den andern Bauten ganz entgegengesetztes Prinzip wahrgenommen zu haben. Hier scheint mir hauptsächlich immer die schön vertheilte Masse der Fläche zu sprechen, die nur, wo es durchaus nöthig, unterbrochen wird, aber nie tritt der Gegenstand, der sie trennt, so bemerkbar vor, daß dadurch die eigentliche Masse in ihrem Ganzen litte. Deswegen hauptsächlich erfreut mich das Colosseum hier auch ungemein, denn leicht, wirklich fast großartig, treten an der äußern Seite der obern Stockwerke die Pfeiler und Simse hervor, so daß man kaum die Trennung der Fläche merkt und jene nur als nothwendige und doch zur Verzierung gereichende Verbindung der einzelnen Massen, durch welche das Ganze erst Eine Masse wird, erscheinen. Aus demselben Grunde, so Vieles sich vielleicht dagegen einwenden läßt, gefallen mir die Bauten des Bramante und die in seinem Styl ausgeführten so ungemein. Großartig und edel ist die Eintheilung und, wie mir scheint, klug, wenigstens geschmackvoll die Benutzung sowol des Raums wie der Masse; geschmackvoll sind auch die einzelnen Flächen mit einander verbunden, so daß die Noth-

wendigkeit gänzlich zur Verzierung wird, und so wie das Ganze massenhaft, fest und doch leicht, frei und einfach, reich, groß, räumlich und zugleich zierlich erscheint, so sind auch alle einzelnen Theile bis zu den kleinsten, graziös und reich gehalten, ohne überladen und kleinlich zu werden. Dieser Meinung wegen sind freilich hier schon viele Architekten gegen mich zu Feld gezogen. Mir scheint aber bei so vielen Bauten unserer Zeit der Beigeschmack des Antiken ihnen etwas Fremdartiges zu geben, gleichwie wir dies an einem Menschen finden, der nicht unsere Muttersprache spricht, klänge die seine auch melodischer als unsere; oder wie wir einem fremden Wort, und hätte es lange das Bürgerrecht unserer Sprache erhalten, doch immer seine ausländische Abkunft ansehen oder anhören. Und dieser fühlbare Beischmack scheint mir darin zu liegen, daß die Fläche gewöhnlich zu wenig Hauptperson ist, vortretende Simse an Fenstern und Thüren u. s. w. ihr den Rang streitig zu machen suchen und wir nicht recht wissen, welches Neben-, welches Hauptsache ist. Zwar weiß ich wohl, daß dieser Vorwurf auch die genannten gothischen Bauten trifft, aber aus eben dem Grunde bin ich auch kein so bedingter Verehrer des gothischen Styls, wenn er, wie gewöhnlich, in seiner Ueberfülle erscheint, wo die Nebensachen, z. B. Strebepfeiler, sich gar zu bedeutend in ihrer Anstrengung, den Bau zu halten, zu tragen, zu schützen und zu seiner Höhe hinauf zu heben, geltend machen, so daß man den Wald vor Bäumen nicht sieht. Doch nun genug davon; wenn Ihnen dies eine ungründliche und falsch aufgefaßte Ansicht scheint, so denken Sie, daß ich mir Belehrung eines Bessern wünsche, da bis jetzt von Andern mir dies noch

nicht zu Theil werden konnte, und daß Alles, was ich aussprach, blos aus dem Gefühl, das die Anschauung in mir erregt, hervorging und nicht auf Kenntniß der Sache Anspruch macht!

Gern würde ich Ihnen noch Einiges über die hiesigen Künstler sagen, da Sie aber wahrscheinlich Das, was ich zu sagen weiß, schon gehört und überdies einige Künstler hier, namentlich aus unserer Gegend, Dem, der über ihre Sachen nach außen hin berichtet, Tod und Feindschaft geschworen haben, so will ich Ihnen nur noch Einige, die mit Recht verdienen gelobt zu werden, nennen; freilich sind es unsers Nordens Kinder nicht. Der Erste ist ein Biberacher, Bernhard Neher, der gewiß in seiner Art den besten Künstlern an die Seite zu stellen ist. Er malt von allen jetzt Lebenden, deren Sachen ich sah, am leichtesten und vollendetsten, ohne mit der Farbe eine Bravour zu suchen, gesund und einfach. Seine Zeichnung ist richtig, großartig und schön, vielleicht manchmal ein wenig überfüllt; seine Composition edel, originell und ausdrucksvoll, nur verliert manchmal der Hauptgedanke durch zu große Gruppirsucht seine treffend richtige Betonung und wird das Untergeordnete ein wenig trivial geziert. In der Gewandung ist Geschmack und schöner Schwung, in den Formen und der Erscheinung große Kenntniß, wenn auch nicht ganz so viel naive Individualität und ungetrübte Naturanschauung. Im Malen neigt er sich ganz zu den Venetianern, aber behandelt die Farbe nach meiner Meinung durchaus richtig, nur als Mittel sich auszusprechen und kokettirt nicht damit, wie ein sonst talentvoller anderer Maler hier, Draeger aus Trier, der eigentlich Alles mehr oder weniger der

Farbe opfert, was trotz allem Reiz, der in der Farbe liegt, doch ermüdet, da es Armuth oder Einseitigkeit verräth. Er kann freilich auch schön zeichnen, mag auch wol den richtigen Sinn für den Ernst der Composition haben, die Farbe ist aber sein Steckenpferd und vor dem Lärmen dieses verzogenen Kindes können wir die andern, stillern Tugenden nicht bemerken. Drittens ist ein Preuße, Genelli, hier, für den einst Schinkel sich interessirte, wie man sagt, und gewiß mit Recht, denn solch' ein Mensch fehlt Schinkeln, um diesen zu einem Ganzen, Einzigen in seiner Art zu machen; aber jetzt ist das Verhältniß zerrissen, denn Genelli ist Genie und leider nur Genie! Ob er malt, bezweifle ich, denn ich sah wenigstens nur Aquarellzeichnungen von ihm, und glaube, daß er auch nur componirt, worin er es freilich (ich kann nur über antike Gegenstände sprechen, andere sah ich nicht) zu einer großen Vollkommenheit gebracht hat; seine Ideen sind immer neu und schlagend, schön gegeben und eben so gruppirt. Zwar zieht ihn oft der Reichthum seiner Phantasie vom eigentlichen einfachen Hauptgedanken ab, so wie die vielen überflüssigen Figuren das Auge des Beschauers von den Hauptpersonen; aber eine majestätische Großartigkeit, ein vollkräftiges Leben und ein großer Schwung, verbunden mit Grazie und echt antikem Schönheitssinn, sprechen überall sich aus. Besonders scheinen mir Gegenstände, die nicht bestimmt begrenzt und bezeichnet sind, sein Feld zu sein und scheint er daher besonders sich für Verzierungen von Zimmern, Palästen u. s. w. zu eignen. Von einem großen Kreis wird er hier unbedingt vergöttert, von einem andern unbedingt getadelt; ich stehe zwischen Beiden, denn die Einzelnheiten

seiner Zeichnungen, als Köpfe, Gewänder, kann ich unmöglich schön oder individuell nennen, sondern finde sie höchst manierirt und leichtfertig. Ein virtuoses Genie hat er im sogenannten Stehlen, indem man viele ganz getreu copirte Figuren und Gruppen aus andern Sachen in den seinen findet und diese doch so verschmolzen und angewandt sind, daß Alles ein Geist hervorgebracht zu haben scheint. — Dann ist noch ein Nadorp vom Niederrhein hier, der namentlich für Arabesken und Allegorien eine reiche Phantasie voll neuer, schlagender und tiefer Gedanken hat. Seine andern Arbeiten, die mehr Zucht und weniger Ausgelassenheit verlangen, namentlich wenn sie sich zum einfach Ernsten oder Zarten neigen, sind leer und trivial, als wenn ein Don Juan platonisch lieben wollte; doch sobald er sich zum abenteuerlich Phantastischen wendet, da ist er mehr an seinem Platz. Dann ist Nerly noch, der, ein Paar Engländer ausgenommen, wol am meisten das eigentlich Hohe, Große der Landschaftsmalerei aufgefaßt hat und diese nicht blos wie ein Instrument für arkadische Schäfermelodien betrachtet, sondern ganz ihren Umfang, ihre Kraft erkennt. Wenn seine Farbe oft noch etwas Giftiges oder Kaltes hat, so läßt der meisterhafte Vortrag und die großartige Zeichnung dieses übersehen; nur hin und wieder scheint es mir, als ob er seinen Gedanken noch kein passendes Kleid anzuziehen wüßte. Dann ist noch ausgezeichnet hier ein Steinle aus Wien, von dem ich leider noch nichts sah, der aber der junge Overbeck genannt wird. Von Andern wüßte ich nichts zu sagen. — Die Dänen, Thöming und ein Bildhauer Bissen ausgenommen, verschwinden im Nimbus ihres gefeierten Meisters und bei den Meisten

kann man Gott wol danken, daß sie verhallen. Dann sind viele Preußen hier, die mit aller Geschicklichkeit sich nie aus dem Klima der Linden und des Thiergartens, so wie aus den Theecirkeln herausreißen können. Viele, die zum Besten fähig wären, hat zu frühe Bekanntschaft mit dem goldenen Zeitalter der Ideenwelt widerspenstig gegen das eiserne der schaffenden Welt gemacht. Endlich in Massen höchst unbedeutende Gesellen aus allen Nationen, doch vorherrschend Preußen, die alle einiges Talent besitzen, das aber so durch die fadeste heutige Phantasie und den Charakter unserer Zeit ersäuft wird, daß es schwer heraus zu finden ist. Von diesem Gelichter habe ich nirgends in Deutschland eine solche Menge gefunden, oder sei es, daß es hier neben dem Höchsten, was der Geist durch alle Zeiten hindurch hervorgerufen, seines großen Contrastes wegen mehr auffällt.

Diese Bemerkung, muß ich Ihnen gestehen, hat mich auch über mich selbst sehr stutzig und nachdenkend gemacht; ich habe zum ersten Mal recht deutlich eingesehen, wie nothwendig eine praktische Fertigkeit ist und daß ein richtiges Gefühl nicht allein ausreicht, sondern eine klare Kenntniß und Behendigkeit, dieses schnell und ohne viele Mühe anzuwenden, durchaus nöthig sind. Da ist mir denn zum Erschrecken klar geworden, wie sehr mir alle diese Dinge fehlen. Früh einer zu pedantischen, tyrannischen Zucht entlaufen, faßte ich solchen Haß gegen alle, daß ich mich, so gut es mir vielleicht gewesen wäre, freiwillig nie wieder zurück begab in diese Schranken und wie ein wildes Füllen im goldenen Sonnenschein des grünen Waldes sprang, wohin und wie es mir gefiel. Nun fast zu alt, muß ich noch tragen lernen und früh zu ver-

ſchnaufen hindert mich die Stange; ich muß von Sporen mir die Weichen blutig reißen laſſen, will ich mit der Brüderſchar ſchulgerecht zu Felde ziehen. Dem Vogel gleiche ich, der unterm blauen Frühlingshimmel von Blüte zu Blüte die Zeit verflatterte und nun kein Neſt hat, ſeine Jungen auszubrüten und zu nähren. Mit den Flügeln des Geiſtes wollte ich fliegen zur Sonne der Kunſt und ihr Licht herunterholen, bedachte aber nicht, daß an ihren Stralen der Hochmuth wie haltloſes Wachs, das meine Federn band, zerſchmelzen mußte. Nun leider, wo es zu ſpät, ſehe ich es ein, oder fühle wenigſtens, daß auf ſolchem Wege das Ziel, nach dem mein begieriges, vielleicht zu falſch ſich ſelber meſſendes Herz ſich ſehnte, zu erreichen mir überhaupt nie möglich geweſen. So durften wenigſtens äußere Verhältniſſe nicht wie widrige Seitenwinde in meine Segel blaſen und ich nicht, da Zeit noch war, jene Mittel alle verſäumen, um dieſe zu bekämpfen. Denn bis ich jetzt, bei meiner kränklichen Conſtitution, das Alles nachgeholt, was zu ſolchem Endzweck nöthig iſt, wird vielleicht zur Anwendung der Mittel keine Zeit mehr ſein; ehe nur der halbe Weg erreicht iſt, muß wol ein armer Teufel ſterben.

Deſſenungeachtet ſoll mich das nicht abſchrecken, gewiſſenhaft und mit ganzem Ernſt den Weg, den ich eingeſchlagen, unter Gottes Hülfe zu verfolgen, wenn auch im Allgemeinen mir die Kunſt in unſerer Zeit ein fünftes Rad am Wagen ſcheint, nicht ihrem Charakter, ſondern der Beſchaffenheit unſerer Zeit nach. Sie iſt die Nachtigall, die ungehört ihre ſilberklaren, ſchwellenden Töne in das Gebrauſe eines Waſſerfalls, in das Getöſe ſeiner donnernden Fluten haucht; und ſänge ſie, bis ihr

der Sage nach die volle Brust zerspringt, kaum würde dieser letzte Seufzer das Gebrülle übertönen. „Die Kunst gleicht jetzt dem blühenden Baum in den stürmischen Tagen des Aprils, die Blüten schüttelt der Sturm ihm ab und kann so keine Früchte tragen.“ — Soll je die Kunst ins Leben wieder treten, so müssen die Künstler ihren Stolz erst lassen und zu Handwerkern sich erniedrigen, damit sie durch die Nothwendigkeit eingeführt werde, wie aus solchem Ursprung ja auch alle wahre Kunst entstanden und zu ihrer Höhe emporgestiegen ist. Mir wäre aus mehren Gründen dieser Weg höchlich erwünscht, erstlich würden dann nicht mehr von Gefühl- und Kenntnißlosen solche hohe Forderungen an die Kunst gemacht und fände auch das Unvollkommenere da ein Feld und einen Wirkungskreis, und zweitens hat dann auch für sich selbst der Künstler die Genugthuung, nicht überflüssig, oder nur zur Kürzung Langerweile dazustehen. Nun, Gott möge geben, daß auf irgend eine Weise bald die Kunst sich wieder einen Weg bahnt in das innere Leben der Welt und auch ich, sei es, wo es wolle, irgend ein Feld zu bebauen fände, damit mich das Gefühl des Ueberflüssigseins nicht länger verfolge. Dies Gefühl verbittert mir wirklich den Aufenthalt hier.

Einst gab es eine Zeit, wo ich mich glücklich geschätzt hätte, fern von aller Welt, nur der Kunst leben zu können! Aber wie kann ich jetzt an die Ausschmückung eines alten Hauses denken, das ich schon wanken und dem Sturze nahe sehe? Wo hingegen ein neues, herrlicheres sich anfängt zu erheben, muß da nicht Alles mich treiben Hand mit anzulegen und den Bau zu fördern? Hier sehe ich nur von weitem das Getreibe der Zeit, wie

Andere hinauseilen, um mit einzureißen und neu zu erbauen, und alles Dieſes ſchärft den Stachel des beängſtigenden Gefühls. — Die Zeit hat wirklich für mich ein ganz neues Intereſſe gewonnen, nicht blos in moraliſcher Hinſicht, indem ich ſehe, daß die Völker wieder anfangen ihr geheiligtes Recht zu fordern und in ihren hölliſchen Laboratorien vor ihrem ſelbſt gebrauten Gift des Unrechts die mächtigen Volksunterdrücker erheben, ſondern auch in künſtleriſcher, indem ich faſt keine Zeit ſo reich an Stoffen zu Ausbildung und Bearbeitung aller Art finde, ſowol ihren großen, als ihren einzelnen, kleinen Erſcheinungen und Verhältniſſen nach: Tragödien, Heldengedichte, Romanzen und Romane, Bußpredigten und Novellen, Lieder und Märſche, ſehe ich dicht gedrängt umherirren und einen Autor ſuchen, und um der Sache ein pompöſeres Anſehen zu geben, durchwebt das Ganze die vernichtende Cholera, die die Leute auslegen können, wie ſie wollen, als Nemeſis oder Strafruthe Jehova's; doch möchte ſie für unſere Zeit die ſegensreichſten Früchte tragen, da ſie dem Menſchen, der eines Gottes ewige Gegenwart im ſanften Säuſeln nicht mehr erkennen wollte, dieſe im flammenden Zornwetter beweiſt.

Obgleich bis zum Zuſchließen fertig, mußte der Brief abermals unverſchloſſen liegen bleiben, bis das Fieber mich verlaſſen und ich den Krankenwärter bei Andern geſpielt hatte, denn ſchonungslos gingen die Krankheiten dieſen Sommer hier um. Faſt alle Deutſchen wurden heimgeſucht und viele waren den ganzen Sommer ihre Gefangenen. Vom geprieſenen Paradieswetter hat man in dieſem Sommer wenig gemerkt. Wir können Gott danken, daß Overbeck nicht hier war, der hätte ihn ſchwerlich

überlebt. Doch jetzt, wenn nicht die Cholera uns in diesem Jahre noch einen Besuch zugedacht hat, scheinen wir überm Berg zu sein. Der October beginnt wunderschön, eine balsamische, alle Wunden heilende und das Leben neu stärkende Luft weht. Dafür sieht es höchst winterlich in der politischen Welt aus, sie ist von neuem eine Krankheitsstube geworden und schlimmer denn zuvor. Die Quantität hat gesiegt und nicht die Qualität, die moralische Kraft ward von der Masse verschwemmt. Sollte jetzt wirklich die Welt zur großen Maschine werden? — Ich sehe leider gar zu leicht immer schwarze und schwärzere Schatten. Doch damit will ich Sie nicht quälen, es können ja bei mir dies noch Spuren des gehabten Fiebers sein; doch so viel ist gewiß, der Freiheit Frühling schien zu tagen und seinen hoffnungsgrünen Schimmer um die Erde auszubreiten. Aber das schöne Schauspiel ist schon zu Ende; blutroth rollt der Vorhang nieder und schließt die Scene.

Doch nun noch Eins. Meine Bilder werde ich wol leider nicht mehr zur Verlosung senden können, da meine Krankheit mir einen Strich durch die Rechnung gemacht hat. Ich hoffe sie aber noch zu Weihnachten, wenigstens eins gewiß, zu senden, und werde sie ja wol verkaufen. Hegen Sie keine zu gute Meinung im voraus, sondern stellen Sie sie sich nur als ein Fragment des Eindrucks vor, den die äußere Erscheinung des Lebens und der Kunstwerke hier auf mich gemacht hat, und überdies als eine Schularbeit, in der ich mich erst von allen alten Untugenden losreißen, waschen und reinigen mußte. Es sind weder Portraits, noch historische, noch Genrebilder, sondern ein Mixtum von Allem und noch etwas Landschaft

dabei. — Lassen Sie diese Entschuldigung als Einleitung und Vorrede dienen, um dadurch der Sache selbst eine nachsichtigere Aufnahme zu verschaffen, und thun Sie, wenn Sie dieselben Ihrer Empfehlungen nicht unwerth finden, auch etwas dazu, um sie so gut und sobald als möglich zu verkaufen, damit der Ertrag mir Muße schafft, etwas Ernsteres zu machen. Doch das hoffe und weiß ich von Ihnen gewiß; ich überlasse Ihnen und meinem Vater, den Preis zu stellen, und bin im voraus mit Allem, was Sie bestimmen, zufrieden, da ich von Kunstfreunden immer nur verlange, daß sie, ohne die Zeit und Mühe, die ein Werk verursachte, zu berechnen, nur Das bezahlen, was ihnen vor Augen liegt.

Den 2. September.

Ich bin gewöhnlich Morgens bei Sonnenaufgang, Abends bei Sonnenuntergang und Nachts im Mondschein spazieren gegangen und freute mich über die Masse Menschen, die auf den Straßen wogte, und über die schönen Weiber und Mädchen in all den erleuchteten, mit Weinblättern und Citronenschalen verzierten Obst- und Fettwaaren-Laden; dann über die Obsthändler mit ihrem buntfarbigen Obst auf den Straßen, über die Kerle um den Brunnen herum, die Limonade schenken, über die Kerle mit ihren großen Wasserkürbissen, die ihr purpurnes, gelbgerändertes Innere so einladend dem Vorübergehenden entgegenkehren. Ich konnte noch so spät in der Nacht zu Hause kommen, auf dem spanischen Platz in

der Nähe meines Hauses, saßen um den Brunnen die Limonari noch; dann setzte ich mich gewöhnlich auch dahin, trank Limonade und sah, was für Leute noch kamen. — Das waren nun freilich keine von der besten Gesellschaft, und sahen aus, als würden sie den andern Tag mit denen aus S. Angelo die Gassen kehren. S. Angelo ist das uralte Mausoleum Hadrian's, auf welches ein großes Castell gebaut ist, das wirklich einer kleinen Stadt gleicht. — Wollte nun das Wetter nur schön werden, denn jetzt gehen die schönen Monate an!

Meine Bilder sind leider noch nicht vollendet, theils des Wetters wegen, theils aber auch, weil ich mich in einer neuen Art zu malen versucht habe, die mir nun noch nicht so von der Hand gehen will wie die alte, lang gewohnte; doch hoffe ich das bald zu erzwingen, denn am Ende muß man ja doch immer lernen, besonders wenn man erst gelernt hat einzusehen, daß man kein so ungeheures lumen ist, dem jede Ungezogenheit und Unbehülflichkeit im Vortrag nachgesehen wird. Ueberdies hat man mir in München zum Vorwurf gemacht, daß ich zu wenig gemalt habe, fast nur gezeichnet. Das soll man hier nicht, hier in der Heimat der Farbenschöpfung, wo alles Glut und Farbe ist, denn fast nur mit Farben habe ich mich hier bis jetzt beschäftigt.

Nun will ich Euch noch, so wie es mir einfällt, Mancherlei, das mir in der letzten Zeit begegnet, erzählen, und zuerst Etwas, das Einem freilich in jeder großen Stadt begegnen kann und wozu Rom nicht nöthig wäre, das aber einen unauslöschlich schauerlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Meinem Fenster gerade über wohnt eine Schneiderin, bei der eine Menge junger, sehr

hübſcher Mädchen, einige ſogar ſchöne echte Römerinnen, im Hauſe ſind und arbeiten; dieſe habe ich immer meine Freude gehabt zu ſehen und durch gegenſeitiges Necken ſind wir zuletzt immer bekannter geworden. Es waren ausgelaſſene, allerliebſte Mädchen, die echt römiſche Unbefangenheit, Natürlichkeit und Grazie zugleich. Nun iſt in demſelben Hauſe, über dem Zimmer, wo ſie gewöhnlich arbeiten, eins, deſſen Laden immer zu waren. Vor einiger Zeit komme ich ſpät Abends zu Hauſe, es war ſehr heiß und Sirocco, ſehe in dieſem Zimmer die Laden nicht nur, ſondern die ganzen Fenſter weit offen und inwendig Alles erhellt. Wie ich immer ſchärfer und ſchärfer hinblicke, ſehe ich ein großes Bett darin ſtehen und eine angezogene Leiche mit einem Roſenkranz in den gefalteten Händen und einem Kranz in den Haaren darin liegen, anſtatt daß ich die Mädchen ganz entkleidet ſich zu Bette legen ſah, wie ich erwartete, weil es bei den Römerinnen ſo Sitte iſt. Wenigſtens hoffte ich die Mädchen in allerhand naiven Bewegungen zu belauſchen und vielleicht ſchöne Formen ſehen zu können. Der Anblick dieſer Leiche überraſchte mich daher ſo und machte einen ſo gräßlichen Eindruck auf mich, daß ich ſchnell mein Fenſter zumachte und zu Bett ging, aber, wenn ich eben einſchlafen wollte, ganz unwillkürlich immer die Augen aufmachen und hinüberſehen mußte, und dann ſah ich gerade die Füße der Leiche. — Es war die entſeelte Hülle eines der lieben Mädchen, mit denen ich mich immer geneckt. Ich kann ſeitdem nicht mehr mit den andern Mädchen ſpaßen, ſehe auch ſelten hinüber, obgleich die Verblichene nicht die ſchönſte war.

Wir haben hier eine ſeltene und ſchöne Lufterſcheinung eine Zeitlang gehabt, die, ſo ſchön ſie war, etwas Grauenhaftes an ſich hatte, wie ein feuriges Wort zur Warnung an die Veſte des Himmels geſchrieben: es war nämlich die Luft, bis zur höchſten Höhe hinauf, ſo angefüllt von Dünſten, daß nach Sonnenuntergang im Norden die ganze Hemisphäre erleuchtet war, und zwar ſehr verſchieden, je nachdem der Himmel reiner oder weniger rein: oft matt goldgelb mit rothen Wölkchen und Wellen, oder als ob der Mond aufgehen will; oft goß am Horizont förmlich ein Purpurmeer ſich aus, das ſeine Stralen bis zum Zenith faſt verbreitete; oft ganz weiß. Dabei ging die Sonne ſelbſt ſo ſcharf gezeichnet und bleichweiß unter, wie wol der Mond am Himmel ſteht, und ihr letztes Licht, das die Gegenſtände erleuchtete, war ganz himmelblau. Der Mond ſah eines Abends, ſo lang er in dieſem Dunſtkreis ſtand, ganz matt grün aus. Dieſer Schein im Norden begann, wie geſagt, erſt nach Sonnenuntergang, dauerte oft zwei Stunden in der Nacht hinein und wiederholte ſich dann vor Sonnenaufgang. Es wurde hier ſchrecklich viel daraus prophezeit!

Das habe ich Euch wol ſchon geſagt, daß ich faſt alle Sonntag den Morgen in der Capella Sixtina zubringe und vom mächtigſten Prediger in der Welt eine erbauliche, wahrhaft herz- und ſeelenerhebende Predigt ſchaue; denn Gottesdienſt, d. h. für andere Leute, von Pfaffen verrichtet, iſt nicht darin. Donnerſtags Nachmittag bin ich immer im Vatican und verliere mich hier in der göttlichen Schöpfung ſeines jugendlichen Nebenbuhlers. Sonſt ſtudire ich Mittags in den heißeſten Stunden Gallerien, namentlich die im Palaſt Borgheſe, und in die-

ſer vor Allem die Malerei Titian's, um ſie möglichſt auf mein Bild anwenden zu können. Sonntags Nachmittag iſt die Piazza Navona von der großen Fontaine, die in der Mitte iſt, ganz unter Waſſer geſetzt; da fährt die ſchöne Welt ein paar Mal durch dieſen See, aber ich habe mir das intereſſanter gedacht. Alle Abend aber iſt von der Piazza di Spagna, zur Porta Popolo hinaus, bis nach Ponte Molle hin, Corſo, da fährt in zwei Reihen Wagen an Wagen und gewiß unter dreien iſt immer einer, in dem ein ſchönes oder wenigſtens intereſſantes Weib oder Mädchen ſitzt. Alle Abend nach der Arbeit, d. h. wenns dunkel wird und ich meine Pinſel gewaſchen habe, ſchlendere ich, einen Fächer in der Hand, hinaus; da treffe ich andere Bekannte und nun werden die Wagen gemuſtert, die ſchönſten ausgeſucht und verfolgt. Dieſe trifft man alle Abend wieder und ſteht ſo alſo, ohne ſie zu kennen, in einer Art Bekanntſchaft. Dann iſt Sonntags Abend noch ein ſehr ſchönes Schauſpiel hier: im alten Mauſoleum des Auguſtus (ein ſpäteres Amphitheater, das jetzt noch ziemlich ſo erhalten und ausgebeſſert iſt, wo es ſchadhaft war) iſt Feuerwerk. In der Mitte des Circus ſtehen die Gerüſte des Feuerwerks alle ſehr geſchmackvoll verziert, wie überhaupt der Italiener mit den gewöhnlichſten Mitteln Alles geſchmackvoll zu machen weiß; auf den Terraſſen des Amphitheaters, von unten bis oben hinauf, ſitzen die ſchönſten geputzten Weiber bunt durch einander, ohne Rangunterſchied, vornehme Damen neben einer Minetta, die aber ſehr oft um die Schönheit wetteifern und ſich abſichtlich ſo geſetzt zu haben ſcheinen; dabei iſt durch Lampen und Fackeln, mit Blumengewinden geſchmückt,

das Ganze hell erleuchtet und sieht man nun so bis oben hinauf über alle diese Herrlichkeit und diesen Putz hinweg, da leuchten die obersten Fackeln in den dunkelblauen Nachthimmel hinauf, die Myriaden Sterne blicken freundlich herunter auf alle ihre schönen Ebenbilder und das Ganze scheint wirklich ein Blumenkorb zu sein, in dessen Mitte die Blumen duften. Um den Platz des Feuerwerks herum ist noch ein Spaziergang; in diesem geht, bis es anfängt, Alles durch einander spazieren, neckt sich und spricht mit einander, von der einen Seite von lieblicher Musik umrauscht. Ach wie gern hört man da die weiche, melodische italienische Sprache von den schönen Lippen fließen, wahrlich fast zu schön, um von andern Lippen gesprochen werden zu können! Wenn solch ein schön geformter, schwellend rother Mund sich öffnet und nun diese Worte hervorquellen, da scheints wirklich, als ob eine Blumenknospe aufbräche und in ihr die Nachtigall sänge. — Dann beginnt das Feuerwerk und wenn das vorbei ist, zieht und wogt Alles nach dem Corso und von da allmälig zu Hause. — Ich ging gern jeden Sonntag Abend hin, doch thue ichs nicht, da ich jetzt sparen muß, so wenig auch dies Vergnügen kostet. Die Modelle zu meinen Bildern haben mir viel gekostet, doch habe ichs dran gewendet, um etwas zu lernen und zu schaffen.

Neulich als ich zum Vatican ging, habe ich denn auch mit eigenen Augen zum ersten Mal von Anfang bis zu Ende eine Rauferei mit angesehen. In einer kleinen Straße zankten sich zwei junge Kerle von 16 bis 17 Jahren, einer etwas älter vielleicht als der andere. Ich ging nicht sowol ihretwegen hin, sondern deshalb,

weil unter den zusehenden Menschen ein wunderschönes Weib, ein Kind auf dem Arme, den kleinen Hügel herabschritt, mit dem majestätischen, halb schreitenden, halb wogenden Gang der Römerinnen, eine herrliche Figur. Ich stellte mich dicht neben sie, um nun auch das echt römische und schöne Gesicht zu sehen, die krausen, schwarzen Haare, die glühende, etwas leicht gebräunte Farbe, das lodernde schwarze Auge, die großen, einfach mächtigen Formen der Backen und Stirne, das fest gezeichnete schöne Kinn und vor Allem ihren stolzen Mund, dieses Erbtheil ihres göttlichen Stammvaters, der die ganze Welt verachten und doch gebietrisch wieder zum Genuß aufzufordern scheint. Ich freute mich sehr. Sie lachte laut den Forestiere mit dem Capello di Paglia aus. Darüber hatte ich die streitende Gruppe vergessen; da wichen auf einmal die Menschen etwas zurück und schrien: „ecco un cortello!“ In diesem Augenblicke sah ich, wie ein altes wüstes buckliges Weib mit grauen zerrauften Haaren den einen Jungen von hinten niederriß und in die Augen kratzte, während der andere noch mit einem Messer ihn in die rechte Hand oder Arm stach, so daß das Blut hoch herausspritzte und er sein Messer fallen ließ. Als er nun an der Erde lag und im Ringen mit der Alten die Erde mit seinem blutenden Arm besudelte, stieß der andere ihn noch mit den Füßen in den Leib und da standen alle die Vigneroli, große starke Kerle, herum und ließen das geschehen; die Weiber lachten. Endlich ward es ihnen zu arg, sie rissen sie denn doch aus einander und brachten jeden Theil unter Gelächter nach Haus. — Dieser Vorfall und die Theilnahmlosigkeit der Italiener hatte mich furchtbar empört, aber die

Schönheit des Weibes versöhnte mich wieder. Ich blieb, bis sie ging, dann ließ ich aber meinem Zorn den Zügel schießen.

Nun aber noch eine komische Geschichte. Wundert Euch nicht, wenn ich nächstens um die Erlaubniß anhalte, mich hier verheirathen zu dürfen. Die Sache ist so. An der Ecke einer Straße, meinem Hause schräg gegenüber, wohnt im ersten Stock ein sehr schönes Mädchen; die Mutter ist Witwe, hat außer dieser noch drei andere Töchter und einen kleinen Sohn. Das Mädchen könnte das Motiv zu Rafael's Dresdner Madonna sein; kurz, eine echt römische Schönheit, ernst und feurig, lebensfroh und glühend, stolz und liebreich zugleich. Ich ging ihretwegen täglich sehr oft vorbei, um diesen Kopf zu studiren; aber sie gefiel auch andern deutschen Künstlern und so ging bald ein ganzer Schwarm vorbei, unter denen einige denn, wie auch ich, höchst unverschämt hinauf gesehen, ja sogar sich stundenlang des Abends gegenüber an die Straßenecke gestellt haben. In dessen Folge verschwand das Mädchen bald ganz vom Fenster; nun wurden alle Schliche angewandt, sie zu überraschen, es wurde Versteckens gespielt u. s. w., und es glückte einige Mal. Bald aber erschien immer der kleine Bruder als Spion und sobald der Einen witterte, kam sie nicht hervor. Das Ding ärgerte mich und ich wandte mich an meine Wirthin, die, wie ich wußte, sie von der Fontana (vom Waschen her) kennt. Dieser sagte ich, daß ich das Mädchen gerne zeichnen möchte, ob sie mir das nicht bewerkstelligen könnte; sie sagte bereitwillig zu, warf mir aber ein, ob das auch meinen Eltern recht sein würde, denn sie sei gut katholisch und so müsse ich

meine Religion ändern. Ich hielt es für Scherz, da ich nicht gleich ahnete, worauf das zielte. Nun ging meine Wirthin hin, kam zurück und brachte mir Bericht, aus dem ich ersah, daß nicht vom Zeichnen, sondern von einem Mann für die Tochter die Rede gewesen war. Sie erzählte mir, wie die Mädchen gekichert und die Köpfe zusammengesteckt hätten, als sie von mir erzählt und auch gesagt habe, ich sei von so guter Familie; wie die Mädchen darauf uns verklagt und bemerkt hätten, daß, wenn ich immer allein gewesen wäre, sie sich nicht vom Fenster zurückgezogen haben würden; wie sie jede Kleinigkeit von mir bemerkt hätten, z. B. daß ich immer im Schatten an den Häusern hingeschlichen wäre, den gelben Strohhut hinter dem Rücken versteckt, um nicht von weitem schon sie zu verscheuchen; wie ich einmal Trauben gegessen hätte und einmal ohne Strümpfe und Schuhe gegangen wäre, worauf die Wirthin gesagt: das müsse ein Vergessen gewesen sein, denn ich habe sehr viel schöne Kleider und Wäsche, das wisse sie, da sie solche immer unter den Händen habe. Endlich wie die Mutter nach vielem Hin- und Herreden und manchen günstigen und ungünstigen Aeußerungen über mich gesagt: sie könne nichts dazu sagen, die Tochter müsse sich erst besinnen. — Da wurde mir denn doch etwas ängstlich und ich ließ meiner Wirthin das merken, worauf die mir sagte: ja, man muß nur so erst anfangen, sonst kann ein Fremder hier nie, wo Mädchen im Hause sind, eingeführt werden. Und das ist wahr, das sagt Jeder, daß Der, der nicht die Hoffnung einflößt, vielleicht eine Tochter zu heirathen, selten in ein Haus eingeführt wird, ja, daß nach kurzer Bekanntschaft Mutter, Vater oder sogar die Tochter selbst fragen, wann

man sie heirathen wolle? Nun ist das Ding so weit, daß sie nächstens meine Wirthin besuchen will; da werde ich sie sehen, sprechen und hoffentlich zum Zeichnen bringen und dann adieu, Roman! Ihren Namen hat sie mir durch die Wirthin schon geschickt. — Meine einzige Absicht ist gewesen, blos den schönen Kopf zu zeichnen, aber so schön sie ist, möchte ich doch nicht gern solch eine Last am Halse haben; den besten Talismann dagegen besitze ich aber, wenn ich ihr sage, daß ich nichts zu leben habe, kaum für mich selbst, und daß ich meine Religion nicht ändere. Die andern Deutschen aber wollen sich darüber todt lachen und seit einiger Zeit werde ich immer als Herr Bräutigam begrüßt.

Hier siehts diesen Sommer sonderbar aus, man sieht recht, wie es ist, wenn allmälig Die, die als Jünglinge zusammen gelebt, immer älter werden; da wird es eine Gesellschaft aller möglichen Auswüchse, weil keiner sein rechtes Feld hat, wo er wachsen und sich ausbreiten kann. Curiose Verschiedenheiten, die alle schroff und scharf gezeichnet sind; da ist kein Schmelz über das Ganze, denn der Jugend Schmelz ist fort und so können recht innig frohe Gesellschaften selten stattfinden. Durch Schmuck, durch Tollheit will man das oft ersetzen, was fehlt, und so wird eine Nacht durch gerast, wonach Jeder den andern Tag statt Genuß Katzenjammer hat. Im Frühjahr war es etwas anders, es waren einige Jüngere da, die hielten das Ding noch; doch die sind jetzt fort oder vereist, wie auch unser Nerly. Jetzt geht der Eine für sich allein, verachtet alle Andern, frißt an seinem Kummer und Verdruß über sich und die Welt sich übersatt und doch niemals satt. Andere kommen hier und dort

zuſammen, aber da gibts nichts als Reibungen, Streit auf Leben und Tod über die Welt und ihre Verhältniſſe, über Religion, Kunſt u. ſ. w. Die mehr zuſammen ſtimmen, ſuchen ſich zwar noch auf, theilen ſich hin und wieder auch geheimere Blätter ihres Innern mit; aber, ach Gott, die ſind denn auch alle wieder in Vielem ſo gleich, daß Einer ſich nur im Herzen des Andern zu ſehen glaubt. Innig froh iſt faſt Keiner. Der Eine wird zum Kopfhänger und will im Kloſter ſein Leben verſeufzen, der Andere ſucht in der Schlacht den Tod, ein Dritter will ſich todtſchießen. Ich kenne nur einen Einzigen von den Bedeutendern, der nicht melancholiſch oder griesgram iſt. Die Unbedeutenden ſind alle froh und flach, und genießen das Leben, ohne es zu wiſſen. Doch genug von dieſem Bild. — Cornelius iſt in München angekommen und wie aufgenommen worden!! Sie glaubten, d. h. das Volk, der Kaiſer von Braſilien käme, ſolchen Spectakel machten ſeine Schüler.

Rom, 23. Oktober.

Das iſt ein ſchlechter Geburtstagsbrief, doch an dieſer Stimmung iſt leider das Fieber ſchuld, deſſen ich ſchon Herr zu ſein glaubte, aber das ich leider wieder bekam. Wenn es nämlich eben weg war, ich einige Tage mich gepflegt und erholt hatte, da fing ich an zu arbeiten und ſogleich nach wenig Tagen hatte ich es wieder. Nun habe ich das letzte Mal gemerkt, daß daran mein ſehr feuchtes, kaltes Studium ſchuld iſt; deshalb habe ich dieſes aufgegeben und werde, wenn ich erſt kann, in meinem warmen, trockenen Zimmer malen. Aber erſt

will ich mich diesmal ganz aus dem Grunde curiren, wenn auch die Arbeit darunter leidet; ihr zu Liebe blieb ich hier und konnte nichts thun, ihr zu Liebe fing ich immer gleich nach der Krankheit wieder an und konnte nichts thun — also, darum will ich es jetzt umgekehrt versuchen. Bei dieser Stimmung aber könnt Ihr denken, was die Nachrichten von außen für Eindruck auf mich machen mußten; als wenn ein Schau- oder Trauerspiel zu Ende ist, das den ganzen Abend alle unsere Lebensgeister mächtig angespannt: der Vorhang fällt, ein kalter Zug weht durch das Haus; wir schöpfen tief Athem, als freuten wir uns, daß den abgespannten Nerven wieder Ruhe würde; wir empfinden ein freies, leichtes Gefühl, knöpfen den Oberrock bis oben hinauf zu, weil es uns kalt den Rücken hinunterläuft, da wir aus heftiger Hitze plötzlich nun in eine schaurige, schneidend kalte Nachtluft kommen — so war es mir, und anders wüßte ich niemals das Gefühl zu schildern, als ich von Warschaus Einnahme hörte.

Wol ist es wahr, daß jetzt in den großen Weltverhältnissen nichts als Verworrenheit ist. Wie habe ich nicht wieder neu gehofft, welch schöne Knospe blühte wieder auf! Die Adresse der Ungarn an den Kaiser, der Königsberger an den König, der Darmstädter an den Bundestag: — selbst den kleinen schwäbischen Städten, wie überall im Herzen Deutschlands, schien dieses wahre Heldenbeispiel der Polen den Sinn für Recht einmal wieder geweckt zu haben. Doch Polens Fall, das war ein Regenwetter, das in der ganzen Welt die junge Saat ersäufte. Das Volk war noch nicht stark genug, um aufzubrechen; so zog es sich still zurück unter seine Hülle

und wird, so Gott will, den rechten Zeitpunkt einstens treffen. Wie nichtsnützig hat vom Anfang an das englische Cabinet sich benommen, und wie noch tadelnswerther, nur unter einem heuchlerischen Schein das französische, das nicht die Polen nur, sondern auch seine eigene Nation betrogen, in der nicht jene Kraft des Julius mehr zu sein scheint. Für die Polen selbst, freut es mich beinahe, daß es so gekommen, denn eigentlich haben sie doch, was sie wollten, erkämpft; sie haben ihr Vaterland verloren und alle seine Kinder sind geblieben oder irren zerstreut umher, aber sie haben den Namen der Nation sich zurück erkämpft, mag man ihn aus der Staatsgeschichte künftig auch verbannen, so lang ein Pole lebt, lebt auch die Nation. Uebrigens fürchte ich, wenn wir Deutschen nicht standhaft widerstehen, so könnte es für uns bald schlimme Folgen haben; denn bald würde sich, da es nun kein Bollwerk mehr gibt, das russische Regiment weiter verbreiten. Es gibt ein altes Sprichwort und das ist wahr: „Wenn Gott die Welt strafen will, schlägt er die Obern mit Blindheit." Drückend war Napoleon's Tyrannei, doch war sie die Herrschaft eines großen Mannes, des größten Geistes seiner Zeit, der zum höchsten Ziel hinauf wollte und Alles, was ihm im Wege stand, niederwarf, aber auch, was sich thätig seinem Fluge anschmiegte, mit emporhob. Wäre ihm Das gelungen, wonach er strebte, gewiß hätten dann immer mehr die großen und schönen Folgen das Schlechte verdeckt; selbst so ein Kampf erstarkt; und dennoch war seine Tyrannei schon unerträglich! — Nun aber gar die eines — dessen Gesetzbuch der Kantschu ist, der die Barbaren, die er beherrscht, nie zu cultiviren denkt, weil sie zu Menschen gemacht

ihm gefährlich werden könnten. Er wird Menschen und Welt zur Maschine machen, Alles fesseln mit nordischen Eisesbanden.

Doch genug und zu etwas Anderem. Meine Lectüre sind lauter alte, längst gekannte Sachen, als Shakspeare, Goethe und manche Andere. Dann Etwas, das ich freilich auch früher in München schon las, das mir aber jetzt ganz anders, als damals in meiner zu einseitig frommen Zeit, erscheint, nämlich die platonischen Gespräche des Sokrates. In dieses Mannes Religion finde ich, die Bibel ausgenommen, den höchsten Schatz und die höchste Fülle der Weisheit, die Trost gibt. Alle andere Philosophie bannt aus dem Leben und dreht sich in einem Kreise sehr verschiedlicher unanwendbarer Formeln herum; diese führt in das Leben, sie begleitet überall uns hin, hält uns, stärkt uns und tröstet uns. Hätte ich keine Bibel, so müßte der Sokrates mein Noth- und Hülfsbüchlein sein, nie würde ich ihn aus den Händen lassen. — Dann habe ich etwas Neues, ganz von diesem Verschiedenes gelesen und lese es noch, nämlich Hölderlin's Gedichtbändchen; da ist wirklich eine sonderbare Vermischung der tiefsten, schönsten Ideen mit dem verworrensten Phantasiespiel, das oft ganz überschnappt, und einem Quodlibet unzusammenhängender, abgerissener Gedanken. Die Form scheint mir durchgängig, wenig Schönes ausgenommen, etwas leichtfertig über einen Kamm geschoren. — Solche Lectüre und Schreiben, sind außer dem Denken, jetzt meine Beschäftigung, da ich leider noch nicht arbeiten kann. Nun werde ich einmal eine Geschichte vornehmen, hoffe aber, diese nicht so bald durch zu haben, da ich mich täglich besser fühle und die andere Woche

auf meinem Zimmer arbeiten will; auch gehe ich schon täglich aus. Es war eine langweilige Zeit, diese langen Nächte nicht schlafen, sondern blos denken zu können, und was für Gedanken! Und als die Nachricht von Warschau kam, da kann ich Dir versichern, hat mich herzlich verlangt von der Welt zu scheiden, und als die Cholera Euch nun auch immer näher rückte, wurde immer mächtiger dieser Wunsch in mir. Jetzt habe ich mich in Alles ziemlich hinein gefunden. Ueberhaupt waren auch meine Verhältnisse nicht zum Erheitern, und obendrein hatte ich, was mir bei gesundem Leibe Kurzweil gemacht, so lang gezögert, um Geld zu schreiben, daß ich während der Krankheit lange vorher, ehe dieses ankam, Alles aufgezehrt hatte und von Freunden leihen mußte, die nach und nach alle nichts mehr hatten. Nun lag ich da und mußte die bestellte Medicin in der Apotheke lassen, da meine Wirthin den Betrag nicht auslegen konnte u. s. w. Sind das nicht Leiden eines armen Malers? Endlich kam Geld; aber Geld ohne Gesundheit ist nichts. Sie muß erst wiederkommen, dann kommt auch Hoffnung wieder und Lebensmuth; denn so ist mir der Aufenthalt in Rom ziemlich verleidet, so glücklich ich mich sonst auch hier fühlen würde. Bei diesem Klima und diesem Himmel, wie dieser Monat ihn hier ausgebreitet hat, da heilen alle Wunden und seien sie auch noch so giftig und tief. Hat man sich einmal daran gewöhnt, den Italiener, wie seine Sitten, sein ganzes Leben, nur nach der äußern Erscheinung zu beurtheilen (denn alle moralische Kraft ist erloschen, und leider wol für immer), so ist die so erfreulich und reizend, wie die übrige Schöpfung hier.

Jetzt ist Rom unvergleichlich schön: die Campagne,

deren Gras, von der Sonne verbrannt, jetzt glühend roth aussieht, scheint, wie sie sonst das Witwenkleid war, in dem Rom trauert, jetzt von Wein zu glühen und überall sind tolle Bacchusfeste. So war ich neulich, freilich leider nur zu Wagen und als Zuschauer, am Monte Testacio; da tobte die tollste Lust. Es war nicht so viel vornehme Welt da, als in der Villa Borgheſe, aber mehr echt römische, und doch fuhr auch ein Zug Wagen hin und her, worunter einer mit einer berliner Dame, einem deutschen Monstrum, hinter welchem alle Preußen, die eine feine Nase haben, herliefen und den Cigarrenrauch so heftig von sich bliesen, daß von weitem schon die schönen Römerinnen Gesichter schnitten und die Nase zuhielten mit ihren Tüchern. Auf dem Scherbenberg nun selbst, da ging es toll her, da waren Familien, die die Eßwaaren auf Eseln mitgebracht hatten, den Wein aus den Weinkneipen (Osterien) sich geben ließen und unter freiem Himmel zechten und sangen. Hart neben ihnen war ein Kreis von schönen Minetten in kurzen Jacken und knapp anliegenden Kleidern, das reiche schwarze Haar in Zöpfen malerisch um eine silberne Nadel gewunden und in Schuhen mit silbernen Schnallen. Ein ungeheures Weib, wie eine Brunhild, braun von Farbe, aber diese purpurdurchglüht von Wein, Lust und Schreien, eine rothe Sammtjacke an, schlug das Tambourin, eine andere ohne Jacke, mit entblößten Armen, halb entblößter Brust und Nacken, die nach Dem, was man sah, den sehnlichsten Wunsch, Alles zu sehen, erregte, aber mit etwas bleichem Fiebergesicht und sehr verliebten Augen, stand dabei, schlug auch ein Tambourin und sang. In diesem Kreis waren dicht gedrängt noch viele hübsche Mädchen und Frauen, darunter auch

schmucke Kerle in kurzen, blausammtnen Hosen mit silbernen Schnallen, eine rothe Schärpe um den Leib, eine Sammtjacke an, oder über die Schulter hängend, und einen schwarzen Hut, mit Blumen geziert, auf. In der Mitte des Kreises tanzte ein wunderliebliches Mädchen von 16 Jahren ungefähr, die so schön gewachsen, wie ich selten gesehen; sie bewegte sich so graziös, als ob sie vorher jede Bewegung einstudirt, die doch immer unwillkürlich, auf Anforderung der Mittänzer kömmt. Die Bewegung und der leichte Wind legten das knappe, anliegende Gewand ihr fest um die Glieder, die Jacke hatte sie ausgezogen und man sah wunderschön geformte Arme; ein volles, edel jugendliches Gesicht, mit einem dunkelrothen, trotzig gebietenden und verlangenden Mund, mit zwei glühend schwarzen Augen, die, wie in weißem Licht schwimmend, wieder von seidenen schwarzen Wimperrändern eingefaßt wurden und aus einer tiefen Höhle unter schwarzen Augenbrauen hervorglühten. Das ganze Gesicht zeigte, daß ihr Herz nur beim Tanz sei, glühend vor Lust und Eifer; ihre schwarzen Flechten waren niedergefallen und tanzten auf ihren Schultern oder schlängelten sich um ihren Hals herum. Sie tanzte mit einem hübschen Kerl und jedes Mal, wenn sie einen Augenblick aufhörten, erscholl ein allgemeines Bravo. — In den Osterien ging es nicht weniger lebhaft zu; da ward an einem Tisch das Morraspiel gespielt (das ist das Fingerzählspiel) und ein großer Kreis gespannter, neugieriger Zuschauer stand herum; neben einer im Freien schmausenden Gesellschaft spielte man das Werfespiel mit Steinen, Boccia genannt, Andere schlugen Ball; dann kam wieder eine Gesellschaft, der ein junger Kerl auf der Zi-

ther vorſpielte; endlich gab es einen Pulcinellkaſten, um den eine Menge Menſchen ſtand und ſich lederne Tagsbegebenheiten vorſpielen ließ, die, nachdem der Autor und Actor zunächſt von den Umſtehenden ſeinen Lohn eingeſammelt, dann auch zu den Wagen der Fremden deshalb gegangen war, aber nichts erhalten hatte, mit dem einzig guten Witze endeten, daß er noch einmal auftrat und ſagte: „nächſtens gebe ich ein Stück, betitelt: „„der mildthätige Fremde““, denn dieſe ſehen gern Alles, aber geben nichts.“

Ich war neulich an einem ſchönen Tage in einigen Villen, da habe ich mich über die Anlage dieſer italieniſchen Villen und ihrer Gärten, wo die Modeſucht ſie noch nicht engliſirt hat, gefreut. Immer waren mir dieſe engliſchen Partien zuwider. Da muß gleich, auf dem kleinſten Raum, eine ſchauerliche Waldpartie, verworrenes Gebüſch, iſts möglich Waſſerfälle über Seeklippen, ein wilder See u. ſ. w. nachgeäfft werden, und dadurch verkümmern wir uns ſelbſt ſowol die Freude als den Nutzen eines Gartens, und das Ganze iſt doch nur ein Heldengedicht in Knittelverſen, auf einem Puppentheater geſpielt, nur daß es nicht die wohlthätige Wirkung des Lachens hervorbringt. Dieſe Seen, die ſo mitten in einem Garten, man weiß ſelbſt oft nicht wie, auf einmal erſcheinen, vielleicht ſeinen ſchönſten Fleck zu Blumen oder Fruchtbeeten einnehmen, ſcheinen mir, als ob der große Genius der Schöpfung ſie im Zorn in dieſe Wirthſchaft geſpieen hätte; dafür blüht in einem vom Hauſe ganz entfernten Winkel des Gartens eine ſeltene Blume, ſie iſt gerade in der ſchönſten Blüte, aber es regnet; will alſo der Herr des Gartens ſie ſehen, muß

er ſeine Dame am Arm nehmen und mit ihr unterm Schirm dahin trippeln. Das iſt Alles hier ganz anders; zunächſt dem Hauſe ſind die Blumenbeete, daß man ſie auch bei Winterwetter aus dem Fenſter ſehen kann, und da bei dieſen die ordnende, ſorgende Hand des Menſchen doch nie zu verkennen ſein wird, ſo hat dieſe denn auch ihre größte Geſchicklichkeit aufzuwenden geſucht und Alles gethan, um nicht der Schöpfung allein den Zoll der Bewunderung zu laſſen. Sinnreich und geſchmackvoll iſt der Raum geformt und angenehm in kleinere einzelne Räume vertheilt; über geſtaltloſe Steinklötze träufelt nicht ein dünnes Wäſſerchen, ſondern in ſchönen Marmorbaſſins erheben ſich reizende Götter- und Knabengeſtalten, oder ſonſt die Phantaſie anregende Gebilde, die die immer lebendigen Fluten in plätſchernden Stralen hoch in die blaue Luft aufwerfen, wo ſpielend mit verliebten Sonnenſtralen ihr goldenes Bild ſie auf- und niedertragen. Dadurch wird der Spiegel des Baſſins ſelbſt leicht gekräuſelt und die ſonſt todte Fläche lieblich bewegt, daß ſie muthwillig über den Rand, wie in Demantfranſen, niederplätſchert. So haben wir alle Reize weshalb wir Waſſer in unſern Gärten ſuchen, das angenehme Spiel der immer lebendigen Fläche, ihre labende Kühlung und ihr Nymphenlied; aber wir haben hier zugleich mit dem Reiz der Natur den der Kunſt verbunden und ſie gewiſſermaßen in Eins verſchmolzen, wie Mann und Weib. Genug, daß wir uns in der Wildniß als Sklaven der Schöpfung und Natur empfinden; was uns aber am nächſten umgibt, da wollen wir auch unſer Sieger- und Herrenrecht zeigen und fühlen, hier wollen wir Mitſchöpfer ſpielen, wenigſtens zeigen, wie der Schöpfer uns nur Stoff und

Hülfe gab, wir aber die Bildung und die Pflege. Dieſes zeigt ſich eben in den italieniſchen Villen ſo ſchön. Je ferner vom Hauſe, je anſpruchsloſer und unmerklicher tritt das menſchliche Thier hervor, und nach dem Blumengarten, in dem unſere geſchmacklos unbequemen Knüppelbänke und feuchten Grasbanklauben nicht zu finden, ſondern eine geſchmackvoll architektoniſch verzierte Loggie oder ſonſt ein bequemer Platz zum Ruhen ſich bietet, kommt erſt der ſchöne Obſtgarten. In wohlgeordneten Alleen ſtehen die Citronen, Orangen, Mandelbäume u. ſ. w., durch Guirlanden von Wein verbunden, und dann führen Alleen von zierenden und ſchattigen Bäumen, wie Taxus, Lorber, Kaſtanien, immergrüne Eichen u. dgl. uns zu großen Wieſenplanen und Spielplätzen, die wieder von Alleen, oder von Gängen, die zwiſchen hohen dunkeln grünen Hecken, aus Myrthen, Lorber, Buchsbaum, Cypreſſen u. ſ. w. hinführen und gegen kalte Winde ſchützen, eingeſchloſſen ſind. Iſt der Raum größer, ſo führt er zu Pinien oder Eichenwäldern, zu Vignen, Oelgärten u. ſ. w. Nun denkt Euch ſolche Villen, die immer alle zum ſpazieren geöffnet ſtehen, jetzt im October! Da ſind alle dieſe Spielplätze belebt mit bunten Menſchen, unter den hohen Pinienwäldern, deren blätterloſer Stamm, wenn ſie noch ſo dicht neben einander ſtehen, uns ſtets ſo ſchön die Ausſicht durchſcheinen läßt, wird Ball geſchlagen, geſprungen, Boccia, Morra, alle Spiele geſpielt; die Alleen wimmeln von Familien mit ſchönen Weibern, Kindern und Töchtern, auch Liebespaaren, und auch manche einſame Schöne trifft man wol hier in einer feierlich dunkeln Allee und manchen Menſchenhaſſer. Um die Springbrunnen ſitzen glühende Weiber, ſich abzukühlen, während

andere noch tanzen vor ihnen; Knaben ſind hinauf geſtiegen und vervollſtändigen die Marmorgruppe, die das obere Baſſin trägt, ſie ſuchen das Mundloch des Strals zuzuhalten und leiten dieſen dann dadurch, daß ſie auf einer Seite ein wenig öffnen, ſeitab auf die tanzenden Mädchen; das verurſacht ein Jauchzen ohne Gleichen. Dann zieht man weiter, pflückt einige Roſen, von denen Alles voll noch blüht, ſchmückt ſich damit und tanzt am nächſten Spingbrunnen wieder. So raſ't es durch die Alleen; weit her ſieht man ſchon die ſchönen Geſtalten und Gruppen und kann die ſchönſte ſich wählen. Wo wäre das in einem engliſchen Garten möglich, wo man nicht zehn Schritte weit vor ſich ſieht!

Den 24. November.

Der Teufel hole die Dinte! ich habe aber keine andere heute und ſo mußt Du, liebe Mine, verſuchen, ob Du es leſen kannſt. Am Sonnabend erhielt ich Euern lieben Brief, für den ich ſehr dankbar bin, da ich viel und oft und mit ſchwerem Herzen an Euch Lieben alle denke. Wer würde das an meiner Stelle nicht thun, wenn er ſich ſo unverdient wie ich im Schoos der ſchönſten Natur und Kunſt mit allen ihren Herz erfriſchenden und erfreuenden Genüſſen befände und wüßte, daß die Seinen, die alles Schöne und Gute verdienen, dies nicht nur entbehren, ſondern auch einer Verderben ſchwangern Krankheit ausgeſetzt ſind! Doch habe ich, da ich weder helfen noch mit leiden kann, mein ganzes Vertrauen auf Gott geſetzt und ihm meine Sorge übergeben. Möge er Euch ſchützen und ſchirmen! Ich kann es nicht begreifen,

wie Einer, der allein in fremder Welt ſteht, fern von allen Lieben, fern von aller Pflege, Hülfe und Troſt, wie Der nicht gezwungen werden muß an einen göttlichen, unſichtbaren Freund zu glauben!

Rom iſt jetzt wirklich wieder unendlich reizend: noch weilt der Herbſt, noch ſind die Bäume nicht entblättert, die immergrünen aber ſchon im neuen Schmuck. Das Wetter iſt heiter, rein und ſchön, und wären alle Sommer wie dieſer, ſo würde ich nur vom October bis April in Rom zu ſein wünſchen; aber dieſer Sommer war eine Ausnahme. Außer Rom habe ich nichts mehr zu ſuchen, mein Komet am politiſchen Horizont iſt untergegangen; ob er je wiederkehrt? — Deutſchlands ſtagnirender Zuſtand intereſſirt mich nicht. Englands zweideutige Politik widert mich an, ſo Ludwig Philipp's ſchwache Regierung. Rußland vergebe ich Alles, was es auch thut, es handelt wie Barbaren müſſen, denen ſogenannte civiliſirte Länder Freiheit und Spielraum geben. Nur noch Don Miguel amüſirt mich, er iſt originell und ſcheint wirklich das Talent zu einem Teufel zu haben. So alſo beunruhigt mich das Treiben der Welt nicht mehr, ich male ganz ungeſtört und lebe nur meiner Kunſt und der Erinnerung meiner Lieben.

Sonderbar iſt mir, wenn ich jetzt auf die verlebten Jahre zurückblicke. Ich fühle eine ähnliche Ruhe wieder wie ganz zu Anfang, nur mit dem Unterſchiede, daß ich früher nur die Kunſt ſah und nicht in welcher Zeit und Welt ſie ſteht. Jugendlich von ihrem hohen Zweck durchglüht, weihte ich mich dieſem ganz und glaubte, bei Dem, der ganz von ihrem Weſen durchdrungen, ſei ernſtes Wollen, Ringen und Beten hinreichend, um ſie in

ihrem ganzen Blütenschmuck vom Himmel herunter zu ziehen. So war ich immer glücklich in meiner Arbeit, ruhig und befriedigt, trotz aller Mängel, die ich darin erkannte, und glaubte sogar zu einem Pfeiler mit in diesem Tempel aufzuwachsen. Das nahm bald ein Ende. Ich erkannte, daß es mit Empfinden und Denken und den stets erflehten und geglaubten Eingebungen von oben nicht genug sei, daß das Ding, da es in der Welt erscheinen sollte, auch ein weltlich Kleid wollte. Klar wurde mir auch die Wichtigkeit der Form, der richtigen und schönen Aussprache und da gabs schon bittere Tage. Doch auch dieser hoffte ich mit Hülfe von oben Herr und Meister einst zu werden; aber da kam die Sehnsucht, auch nicht blos Einer unter Vielen zu sein, nur höher hinaus rückte ich das Ziel, die Wünsche und das Flehen, doch das Vertrauen, das mir geblieben, schuf in trüben Tagen oft frohe, selige Stunden. So kam ich nach Hamburg zurück und verlebte dort die Apriltage meines Lebens. Ich hatte mich selbst wie auf ein Rad gebunden, das in ewiger Bewegung war. Bald war ich zu schwindelnder Höhe gehoben, meine geblendeten Augen sahen die herrlichsten Luftschlösser und schon griff ich nach all diesen Herrlichkeiten; dann hatte das Rad mich schon wieder kopfunter in den tiefsten Abgrund gedreht, das Blut schoß mir in Kopf und Brust, ich sah nichts als ein nächtliches Chaos, Alles verkehrt und glaubte, so in Verzweiflung umkommen zu müssen. Plötzlich war ich wieder oben. So ging es hin und her, bis ich endlich durch das ewige Umwälzen wol selbst innerlich zerrüttet geworden wäre. Im rechten Augenblick noch riß ich mich vom Rade los und reiste fort. Auf der Reise war ich Einer,

der auf einem aus dem Schiffbruch geretteten Balken durch die still gewordene See schwimmt; die schönsten Ufer tauchten vor meinen Blicken auf, Wunder des Himmels und des Wassers sah ich, aber selbst noch stets in Todesgefahr schwebend, bis ich endlich hier das Ufer erreichte, wo mir freilich eine neue Prüfung bevorstand, denn fühlte ich mich auch selig, endlich Land, das langverheißene, zu betreten, so mußte ich dafür Hunger und Durst, wenigstens geistig, leiden. Die heiße Sonne verbrannte mich und der Boden zerschnitt meine Füße. Alle Herrlichkeiten der Kunst und Natur hier stürzten so allmächtig auf mich ein, daß sie mich zu erdrücken drohten; ja, das Entzücken und die Bewunderung erschütterten so heftig meine Seele, daß alle Saiten, auf denen ich so lange das Lied meiner Hoffnung gespielt, auf einmal rissen. Bis dahin war ich in Nacht und Dunkel an einem Berg herumgeklettert und hoffte schon nach Mühe und Noth dem Gipfel nahe zu sein, da kam die Morgenröthe und im Glanz der Sonne sah ich himmelhoch über mir die Riesenhelden thronen und mich tief im Thal, einen Zwerg. So erkannte ich erst meine Schwäche und Ohnmacht und sah nun um mich, in die Zeit und das Leben hinaus. Ich fand den Boden durchaus unfruchtbar und widerspenstig der Kunst. Mir schien unter solchen Umständen jede Anstrengung vergebens und es war mir, als ob Keiner, vollends ich nicht, Das erreichen würde, wonach ich strebte. Dennoch konnte ich nie das Ringen, Streben, Beten und Hoffen lassen, obgleich jeder Anblick der Meisterwerke mich Thor schalt und mir mein eitles Mühen ins Gedächtniß rief; es feuerten aber grade jene mich auch stets wieder von neuem an, bis ich so,

nachdem ich über ein halbes Jahr gefaltert und gegeißelt worden, mich entschloß, nichts mehr anzusehen und nur zu arbeiten. Ich fing es an und ward darüber krank; so hielt ich wol das Erste, aber das Letzte leider nicht. — Ob nun dies lange Faullenzen neuen Muth mir gegeben, weiß ich nicht; was ich hoffe und ob ich überhaupt noch etwas wünsche und hoffe, weiß ich auch nicht, oder sage es nicht. Ich quäle und mühe mich ab, es nach meiner Meinung recht und schön zu machen, und freue mich, wenn es gelingt, ärgere mich, wenn es mislingt. So lebe ich nur der Gegenwart. Wozu ich es einst bringen und was aus Allem werden mag, das überlasse ich Gott!

. . . Overbeck ist wieder hier, es hat ihm gar nicht in München gefallen und in Düsseldorf eben so wenig.

Noch Eins: Ein Verliebter brachte kürzlich seine Geliebte um, am Brunnen auf der Straße, weil sie es mit einem Andern hielt; nach der That lief er davon. Schnell kam ein Spitzbube, behauptete, es sei seine Frau, zog ihr die goldenen Ohrringe aus und lief davon.

Den 9. Dec.

Ist auch Italien schön und Rom in Vielem tausend Mal unserm Norden vorzuziehen, so ist die Weihnachtsfeier bei uns doch schöner. Stürmts da auch draußen, schneits und regnets; ist auch Alles kahl, schwarz und trübe, so ist es dafür in den Häusern und in den Herzen desto heller. Da ist in jedem Haus der Sternenglanz, der den Weisen aus Morgenland leuchtete, eingekehrt, da hat der Glaube den grünen Baum der Hoffnung ge-

pflanzt, der lieblich glänzende Früchte der Liebe trägt. Ja in jedem Haus erſcheint der Himmelsgaſt, das holde Kind, und da wir ihm nichts zu bringen haben, ſo bringen wir ihm nur uns ſelbſt und geben unſere Gaben gern Denen, die ihrer bedürfen. Und wüßte auch wirklich Mancher nicht, warum er eigentlich dieſe Nacht feiert, ſo feiert er ſie doch als Liebesfeſt. Davon iſt hier gar nichts zu ſpüren. Der Himmel hier feiert ſie vielleicht und die Natur, dieſe heilige Nacht, aber die Menſchen feiern ſie nicht und deshalb ſieht es kläglich um Weihnachten hier aus. Nichts merkt man von Freude und Jubel, wie überhaupt der Schmuck, den das Chriſtenthum durch das Leben flechten ſollte und den man namentlich im katholiſchen Deutſchland noch ſehr bemerkt, hier einzig in die Kirche gebannt zu ſein ſcheint. Da wird Alles auf das überladenſte, faſt heidniſch, götzendieneriſch gefeiert, aber im Leben merkt man nichts.

Das Einzige faſt, was mich freut und feierlich, erbaulich anregt in dieſer Zeit, ſind die ſogenannten Piferari, d. h. Bauern aus dem Gebirg und der Campagna von Rom, die in der Adventszeit zur Stadt kommen, immer zu je drei, zwei mit Pfeifen und einer mit einem Dudelſack (gewöhnlich ein alter Bärtiger, ein Jüngling und ein Kind), mit von Sandalen umwundenen Beinen, blauen Mänteln und ſpitzen Hüten in den Straßen herumziehen und vor jedem Madonnenbilde ſich aufſtellen, einen alten Chor oder Kirchenlied ſpielend, was, wenn auch etwas unharmoniſch, doch etwas rührend Naives hat. Sie werden dafür von den Leuten, die dem Bilde dieſes bringen laſſen, bezahlt und ziehen ſo von früh Morgens bis ſpät Abends durch die Stadt. Beſon-

ders rührend sind mir ihre Accorde, wenn sie in der Morgendämmerung zu meinem Ohre dringen und durch das eben beginnende Leben von den noch halbtodten Gassen auf zum Sternenhimmel schwirren; da meine ich wirklich den Hauch jener Zeit noch zu empfinden, wo ohne Kunst und Schnitzelei aus reinem Drang des vollen Herzens der Mensch seinem Schöpfer unschuldig Opfer brachte, so gut er es vermochte. Diese Musik mahnt ganz an jene Zeit, wo zuerst das Bedürfniß nach Kunst im Menschenherzen erwachte und diese huldreich sich zur schmachtenden Erde niederließ. Um Weihnachten gehen diese Piferari wieder fort.

Ich male jetzt in Neher's Studium, der einen Ofen hat und also heizen kann, meine Bilder fertig. Unsere jetzige Wohnung ist ein Eckhaus; von unserm Zimmer sehen wir auf der einen Seite eine der belebtesten Straßen Roms, besonders von Popolazzo, Bauern, Verkäufern aller Art u. s. w. durchströmt und durchschrieen, hinunter bis zur Piazza Barberini, wo als point de vue ein Springbrunnen, ein Triton, sich dem Blicke darbietet, welcher, aus einem Wasserbecken aufsteigend, hoch in die Luft einen Wasserstral aus seiner Muschel schleudert, der plätschernd über das Becken hin in das untere wieder sich ergießt. Hier lagern täglich Scharen von Bauern und tränken ihre Esel u. s. w. Zur andern Seite sehen wir nach der vornehmen Piazza di Spagna hinunter, über die die Carossen der Vornehmen und besonders der Engländer, Reisenden und Fremden aller Art rasseln und wo wir ganz in der Ferne den Obelisk auf der Piazza del Popolo (der Platz, an dem das Thor liegt, welches nach Deutschland führt) erblicken. Ich stehe Morgens

vor Tag auf, durch die Piferari geweckt, gehe bei verlöschendem Morgenschimmer am Himmel und Lampengeflimmer in den Straßen spazieren und in ein Kaffeehaus, das ungefähr fünf Minuten von meinem Haus entfernt ist; da trinke ich Chocolade, lese den Courier français, oder unterhalte mich mit Milde und Neher, die ich in der Regel treffe. Mit Neher gehe ich dann in sein Studium; dort malen wir zusammen und verbringen unter Mittheilung unserer gegenseitigen Ansichten über Dies und Jenes, also schwatzend und arbeitend, den Tag. Ich sehe jetzt endlich ein Ende in meiner Arbeit und empfinde ein befriedigendes Gefühl, daß ich mit Vielem, was zur Gestaltung und Darstellung des Aeußerlichen gehört, ins Reine gekommen bin und nun auf dem Wege, den ich eingeschlagen, zu gehen weiß. Den Weg sah ich früher wohl bestimmt, und sehe ihn auch noch so, aber ich wußte nicht zu gehen; jetzt habe ich gehen gelernt, und ist der Gegenstand auch nichts weiter, als eigentlich nur ein Studium, so ist es doch so ausgeführt, daß es zwei anzusehende Bilder werden, die wenigstens das Lob der Leute hier empfangen, was ich nicht gehofft, da es etwas sehr Seltenes hier ist. — Overbeck hat sie noch nicht gesehen, doch gilt dessen Lob auch weniger als das Anderer, da er immer sehr freundlich ist. Mein Neher lobt mich, wie ich ihn und die Leute uns gemeinschaftlich. Man nennt uns Castor und Pollux u. s. w., so daß wir bald hoch aufgeblasen sein werden wie Truthähne und vor Eitelkeit nicht wissen wohin; denn da wir immer gleiche Ansichten haben, gleichen Weg einschlagen und uns gegenseitig ungefähr gleich schätzen, so muß wol der Eine auf Lob oder Tadel des Andern auch ungefähr

gleich viel geben. Wir ſind uns gegenſeitig ſelbſt die höchſten Richter und haben uns über alle Andern ſo hinaufgeſchroben, daß wir uns Beide unausſtehlich eitel machen. Aber ſeid ohne Sorgen, dafür hat Gott geſorgt! Wer ein offenes Auge und Herz für die Kunſt hat und ſie in ihrem ganzen Ernſt und heiligen Weſen erkennt, der wird in Rom nicht ſtolz und eitel, da gibt es niederſchlagendes Pulver genug. Wol ſind hier kleine Schmeicheleien und Weihrauchwolken nöthig, um nicht die Seele ganz im Gefühl ihrer Schwäche untergehen zu laſſen; allein dadurch laſſe ich mich nicht irre machen weder in dieſer noch jener Beziehung.

Doch nun weiter zu meiner Lebensgeſchichte. Abends nach der Arbeit ziehen wir einige Zeit durch die Straßen und belugen die ſchönen Weiber und Mädchen; dann gehen wir in mein Logis, leſen da mit Milde etwas zuſammen, oder ſchwatzen oder machen Carricaturen auf alle andern Künſtler u. ſ. w., beſonders jedoch auf die deutſchen Frauen in Rom, die jetzt in großer Anzahl, namentlich von Berlin, hier ſind. Zwei Stunden in der Nacht gehts in irgend eine Kneipe, wo wir bis zehn Uhr Unſinn treiben. Sonntags Nachmittags gehts ſpazieren; da meine Kräfte faſt ganz wiedergekehrt ſind, ſo kann ich ſchon ziemlich weit gehen, ohne müde zu werden. Auch bekomme ich wieder Fleiſch auf die Knochen. Nur bin ich noch recht reizbar gegen Alles, wie es die allermeiſten Fremden hier in den erſten Jahren ſind, weil in dieſem andern Klima das Blut eine andere Circulation nimmt. Sonntags Morgens werden Galerien beſehen, die meine Kirchen ſind.

Einliegend der Schweſter Braut ein Veilchen auf einem Epheublatt, das ſie in ihren Brautkranz winden

kann. Es ist am Sonntag den 4. Dec. in der Villa Pamfili unter Lorbeeren und Eichen im Freien wild gewachsen. Hoffentlich stehe ich mit dieser Gabe einzig da, da wol kein Anderer eine solche aufzuweisen hat, denn schwerlich möchte bei Euch um Weihnachten etwas Anderes wachsen als Schnee und Eiskrystalle.

Den 26. Dec.

Das war einmal wieder ein Tag! Im Schweiße meines Angesichts habe ich mich den ganzen Tag abgemüht und angestrengt fast bis aufs Blut, um einen Fetzen Fleisch zu malen; endlich schwand das Tageslicht und im harmonischen Schimmer des Zwielichts ward mir klar, was mir die Tageshelle nicht offenbarte, daß nämlich meine Arbeit durchaus unharmonisch ist. Darum wischte ich Alles wieder fort. Das ist der Reiz des Malens! Wenn auch mein Genius nicht mächtige Adlerschwingen hat, um in die höchsten Regionen zu steigen, so fühlt er durch solche Bande sich doch eben so gut, wie ein solcher, gefesselt und gehindert. — Ich ging noch einen Augenblick ins Freie und ins Grüne; fast war die Sonne verschwunden, aber noch tönten ihre Abendklänge durch die blauen Wolken des Himmels und leise flüsterten die Blätter die goldne Abendmelodie nach, sich selbst dabei in süße Frühlingsträume wiegend. Ach, wie verwünschte ich die ganze Malerei! Nichts thun möchte ich, nur wandern und wandern und ewig schauen und genießen. Wie ein heiliger Franziskus blos in Anschauung des Heilands lebte

und webte, so möchte ich nur in dem allmächtigen Buche der Schöpfung lesen; im Kleinsten liegt eine unbekannte Zauberwelt. Glückselig Der, dem sie sich hingibt, die nie alternde Schöne, und glückselig Der, der würdig ist, sie zu verkünden und in ihrer Melodie die Fülle seiner Seele auszusprechen vermag! — Ich schmiere Farbe auf Leinwand und wische Abends mit dem Taschentuche wieder weg, was ich am Tage gemacht. Dabei rückt Weihnachten näher und trotz des anhaltendsten Fleißes wird bei den kurzen Tagen mein Bild doch nicht fertig.

Rom, den 23. Jan. 1832.

Lange habe ich Euch nicht geschrieben, aber ich wollte auch nicht eher schreiben, als bis meine Bilder fertig wären. Doch das Fertigmachen ist ein eigen Ding; wol nehme ich hundert Mal mir vor, sie jetzt so zu lassen, wie sie sind, und Das, was ich als noch nicht recht und gut erkenne, mir zu merken, um es bei der nächsten Arbeit besser zu machen. Aber sehe ich die Bilder an, da kommen sie mir vor, wie weinende Kinder, die mit kläglich rührender Stimme bitten, ihnen doch das beste Sonntagskleid anzuziehen, da sie in Gesellschaft sollen, wo die andern Kinder sie sonst verlachen und verhöhnen würden. Ich bin dann ein weicher Vater, putze sie so gut und schön, als ich kann, und doch werden sie nicht schön genug, um dem Tadel zu entgehen.

Gesund war ich eigentlich, Gott Lob! immer, das setze ich voran, weil ich weiß, daß Euch das doch am meisten interessirt. Leicht erkältet hatte ich mich einige Male,

aber immer so, daß es mich Abends ins Haus bannte, und zwar in Folge des fürchterlich schlechten, naßkalten Wetters, das wir kurze Zeit hier hatten; Wetter, wie im Hamburger November. Sonderbar ist, daß, seit mich das Fieber gepackt, weder Erkältung noch Magenüberladung Asthma bewirken, sondern Alles sich gleich fieberartig gestaltet. — Doch nun zu etwas Besserem. Seit der zweiten Woche dieses Jahres haben wir das schönste Frühlingswetter und da benutze ich freie Stunden gern zum Spazierengehen. An den Weihnachtstagen war das Wetter leidlich; den heiligen Abend, wo hier alle Wirthshäuser geschlossen sind, brachten wir unserer Sechs zusammen bei Neher zu, hatten uns aus dem Wirthshaus ein gutes Abendessen und guten Wein bestellt und bescherten uns Einer dem Andern. Es war so: Jeder mußte der fünf Andern Jedem etwas schenken, so daß Jeder fünf kleine Geschenke bekam. Ferner hatten wir Jeder für sich mit Apfelsinen, Aepfeln und Marcipansachen die Zimmer aufgeputzt und eine Menge Wachsstöckchen angezündet, was sich allerliebst ausnahm. Wir sprangen wie die Kinder herum, doch dauerte diese Freude, wie mir schien, bei Allen, von mir kann ich's gewiß sagen, nur wenige Minuten, denn es mahnte uns an vergangene Zeiten und bald zog nur bittere Wehmuth in unsere Herzen ein. Kaum konnte ich mich der Thränen enthalten; ich dachte an die goldflimmernden Zimmer, Weihnachtsbäume, Kinderjauchzen in meiner Jugend, an Geschwister und Aeltern! Ach, wie weh ward mir, als ich an dies Alles und daran dachte, wie Alles jubelt und jauchzt und Theil nimmt an der Freude, die Himmel und Erde durchglüht, wo die thränenfeuchten Augen im

Spiegel der vielen tauſend Lichter bei Jung und Alt wie geſtirnte Himmel glänzen! — Wie mir da wurde, könnt Ihr Euch denken, und wol auch welche Stunden nach dieſer Kinderpoſſe bis zur Eſſenszeit eingetreten! Stumm und regungslos ſaßen Alle da, mit Geſichtern, als ob ſie nie wieder eine Freudenglut beleben könnte. Endlich ging es zu Tiſch; da wurden die Andern alle bald wieder freudig geſtimmt wie illuminirte Weihnachtszimmer, und zuletzt ſo, daß es drunter und drüber ging. Ich aber, der ich nicht trank, kam trotz der angeſtrengteſten Mühe von meiner Seite, trotz Hohn und Spott und raſenden Hineinreißens nicht aus meiner Stimmung heraus. Endlich, um 12 Uhr ungefähr, gingen wir nach Haus und da im Fenſter liegend hatte ich Muße, meiner Stimmung freien Lauf zu laſſen. Es war eine milde mondhelle Nacht; die Sterne ſchienen der himmliſche Sängerchor von Cherubim und Seraphim, die über der Krippe ſich lieblich verſchlingend das himmliſche Hallelujah ſingen. Das war das Feſt des Himmels. Auf der Erde war's trotz der tiefen Nacht auch ſchön; wie ein Meer wogten die Glockentöne über dem dunkeln, ſchlafenden, mächtigen Rom, dazwiſchen klingelten die kleineren Mettenglocken und die Töne verhallten in der Ferne ſo zauberiſch in einander, daß es wirklich ſchien, als ob dieſe Verkündigungsmelodie rings um die Erde flutete und Euch wie mich im ſelben Augenblick an die Krippe riefe. Nun gingen die Leute mit Laternen wie Glühwürmer durch die dunkeln Straßen zur Kirche und ich mit vollem Herzen zu Bett. — Den Sylveſterabend verlebten wir auf ähnliche Weiſe. Wir brachten ihn bei meinem neuen Vetter Naſt zu, wo auch mehrere Schwaben waren; ich

muß aber ehrlich ſagen, daß mir der Sylveſterabend, beſonders in den letzten Jahren, nie ſo wichtig war, wie der Chriſtabend, und ſo wußte ich doch mich eher, wenn auch meine Seele oft weit weg irrte, in meine Umgebung zu finden. Ich trank zwar auch an dieſem Abend nicht, ſang aber und tobte mit bis 4½ Uhr Morgens, wo die Meiſten kaum ſtehen konnten und wahrhaft raſende Faunen ſchienen.

So iſt dieſe Zeit hingegangen, für mich geſund, fleißig und ungewöhnlich ruhig und heiter. Abends habe ich den Tacitus geleſen, ſeine römiſchen Annalen und Geſchichten, und ich muß ſagen, daß ſolche Sachen hier zu leſen einen ungeheuern Reiz hat, hier, wo noch die Blutstropfen der gefallenen Heldenwelt, die kaum ausgegerauchten Trümmer jener Herrlichkeit, die verſteinten ſtummen Zeugen ſind, die ſie von Mörderhänden hatten zerfleiſchen ſehen, die königliche Schöne. — Jetzt leſe ich den Salluſt, und wenn ich den Livius bekommen kann, werde ich dieſen Meiſter der römiſchen Geſchichte auch vornehmen.

Traurig ſieht es im Kirchenſtaat aus; doch das werdet Ihr aus den Zeitungen wiſſen. Ein Erdbeben in vergangener Woche, oder etwas früher, das man hier leiſe ſpürte, hat nämlich in der Umgegend von Perugia furchtbar gewüthet, in Spoleto und Aſſiſi großen Schaden gethan, Foligno ſo zerſtört, daß Kirchen und Klöſter eingeſtürzt, faſt alle Häuſer unbewohnbar, viele ganz zertrümmert ſind. Mehrere Menſchen ſind verwundet, einige todt. Der Schaden ſoll groß und die Lage der Betroffenen fürchterlich ſein, indem alle jetzt in Hütten oder auf freiem Felde wohnen und durch das ſchlechte Wetter

der ersten Tage viele Krankheiten entstanden sind. Der Gottesdienst wird in einem Zelte gehalten. Die Kirche unterhalb Assisi, wo Overbeck den jetzt wol schon in Lübeck befindlichen Carton gemalt, Maria degli Angeli, ist auch halb eingestürzt, das Kloster aber ganz, so daß alle Mönche geflohen sind; doch soll sein Bild, das in der in der Kirche befindlichen kleinen alten Kirche, der Sage nach vom heiligen Franz gegründet, ist, wenig gelitten haben. Eine kleine Stadt, nahe bei Perugia, ist ganz zusammengestürzt und über 100 Menschen sind dabei getödtet worden. Täglich graben sie Halbtodte und Todte heraus. Die Erde soll Tage lang nachher noch gezittert und einige Tage später wieder ein starker Stoß stattgefunden haben. Glücklicherweise geschah das Unglück am Tage, sonst wären wol wenig Menschen gerettet worden. Ein Berg in der Umgegend soll eine schweflige Masse ausgeworfen haben und noch hin und wieder rauchen. — Dann ist heute hier die Nachricht von einer siegreichen Schlacht der päpstlichen Truppen veröffentlicht worden. Ihr müßt nämlich wissen, daß noch immer die Bologneser sich dem Papst widerspenstig zeigen und derselbe sie jetzt mit Gewalt zwingen will. Kann er das nicht, so will er die Oesterreicher rufen, die mit Genehmigung aller Mächte diese Execution verrichten sollen.

In Rom ist es gerade wieder wie voriges Jahr, man ist weder sicher vor der Polizei noch vor dem Gesindel. Die Erstere macht hübsche Streiche, unter Anderm wurden kürzlich ein preußischer Bildhauer, ein Italiener und ein Engländer vorgeladen; da ward ihnen vom Secretair angezeigt, daß sie innerhalb dreimal 24 Stunden die Stadt zu verlassen hätten, ohne die Gründe anzufüh-

ren, warum dies geschehe. Sie wendeten sich aber an die Gesandten und diese mit scharfen Beschwerden an die Regierung, worauf sie die Erlaubniß erhielten hier zu bleiben; als Satisfaction ward ihnen, als sie auf Nennung ihres Angebers drangen, gesagt, es sei ein Irrthum. Dann kam die Polizei zu einem sächsischen Ciseleur und einem österreichischen Graveur mitten in der Nacht ins Haus, fragte nach den Pässen u. s. w., und als sie herum gestöbert hatten, gingen sie wieder. Einem ansäßigen englischen Maler, der ungerechterweise einen Proceß verloren und die Strafe noch nicht gezahlt hatte, rückten sie ebenfalls in der Nacht vors Quartier und verlangten von ihm das schuldige Geld; als er nichts Baares hatte und sie fortzujagen Miene machte, ward ihm eine Pistole auf die Brust gesetzt und Ruhe geboten, worauf man als Pfand seine Bilder forttrug. Täglich fallen heimliche Verhaftungen vor und es hat das Verfahren der Polizei in der That einen Don Migueliſchen Anstrich jetzt, obgleich der Papst selbst gewiß alles Gute will; aber es liegt an der Principlosigkeit der Regierung und der Willkür der Unterbeamten. Angefallen werden die Vornehmen und Reichen hier auf eine erschreckende Weise, auch wird dann und wann etwas dabei zur Ader gelassen, wie z. B. neulich erst ein junger englischer Gelehrter auf der spanischen Treppe, der drei Stiche in den Arm, eine leichte Wunde in die Brust und eine ins Gesicht durch den Backen bekam.

Den 9. März.

Am 22. Februar waren meine Bilder fertig und denselben Abend, wollte ich es jubelnd Euch verkünden, als ein anderer Jubel diesen übertönte. Nämlich an jenem Abend, da ich beim Abendessen im Wirthshaus saß, kam Chateauneuf und suchte mich dort auf! Nun wurden 14 Tage nur zum Herumtreiben und Faullenzen angewendet, bis zum Mittwoch Mittag, an welchem die Reisenden nach Neapel abfuhren. Nun bin ich aber wieder frei und nüchtern und muß durch Schreiben die eingetretene Lücke ausfüllen, da die letzten Tage mir gar zu angenehm beim Umherstreifen mit dem lieben alten Freund verstrichen. Das wäre also die Entschuldigung meiner Nachlässigkeit, wofür ich vielleicht schwer werde büßen müssen, da ich nun wol nicht eher, als nach dem Eintreffen dieses Briefes bei Euch, einen erhalten werde. Da ich von T. das Geld richtig erhalten, da mir auch Ch. 200 M. B. ausgezahlt hat und ich noch eine ansehnliche Summe für meine beiden Bilder zu erwarten habe, werdet Ihr einsehen, daß ich noch keine Lust fühlen kann, mit S. zurück zu reisen. Wie Ihr aber überhaupt dieses von mir glauben konntet, begreife ich nicht, da Ihr doch gewiß einsehet, daß ich, wenn ich erst einmal zurückreisen muß, diese Retirade so langsam als möglich machen und noch profitiren und mitnehmen werde, was ich kann. Uebrigens ans Reisen, wenn auch nicht nach Hause, denke ich stark und zwar beabsichtige ich erstlich gleich nach dem 1. April mit Milde auf einige Tage einen kleinen Ausflug zu machen und dann in der schlechten Jahreszeit entweder ins Sabiner oder sonst ins Gebirge mich zu begeben. — Immer schrieb ich Euch mit

großer Freude, aber doppelt glücklich macht es mich jetzt; denn in Trauer und Leid gehöre ich mir selber mehr an, und wenn es mir da auch Erleichterung ist, das volle Herz auszuschütten, so thue ich es doch wider Willen und ungern, da ich Andern nicht gern diese Last aufbürden mag. Aber im Glück, in der Freude, da denke ich nur an Euch, da gehöre ich Andern mehr als mir, da möchte ich nur die Schale sein, mit der der goldene Wein gefüllt wird, der Euch erquicken und erfreuen soll. O, könnte ich das sein!

Also das Gewöhnlichste voran und, Gott Lob! daß es erfreulich ist. Bei dem schönsten Wetter, das wir fast die ganze Zeit seither hatten, einige kalte Tage abgerechnet, an denen es sogar zwei Mal Eis gefroren und ein Mal geschneit hat, bin ich immer ganz gesund gewesen, auch froh, nur daß meine Bilder mich zuletzt, wenn auch nicht verstimmten, doch langweilten und es mir wirklich Ueberwindung kostete, das schöne Wetter ungenutzt vorüber gehen zu lassen und vor der Staffelei, bei der Vollendung und Aenderung an Gegenständen, zu schwitzen, deren Interesse eigentlich durch neue Gedankenregungen verdrängt war. Als Studium hatte ich sie mir gewählt und gewiß waren sie in Zeichnung, Malerei, Auffassung u. s. w. ein gutes Studium für mich; denn was ich wollte, konnte ich wenigstens versuchen auszusprechen und, wo es ausreichend sich bewies, mich darin befestigen, wo es sich als unzureichend oder gar falsch zeigte, berichtigen. Aber um diese Studien zugleich verkäuflich zu machen, woran ich leider denken mußte, war es nun auch nöthig, manche Sachen, die ich sonst übergangen hätte, so auszuführen, daß sie ein Ganzes bildeten. Das

iſt nun freilich eine gute Uebung; um aber da bis zuletzt mit Luſt auszudauern, muß der Gegenſtand bedeutender ſein und ein länger feſſelndes Intereſſe gewähren. Nie würde ich aus Wahl ein lebensgroßes Portrait in halber Figur malen, es müßte denn das Individuum bei mir beſondern Antheil erwecken. Abends nach der Arbeit trieb ich mich jedoch faſt immer eine Stunde in der göttlichen Natur herum, und als der letzte Arbeitstag gekommen war und ich für den folgenden Tag nur noch einige Ausbeſſerungen zu machen hatte, kam Chateauneuf. Wie mich das freute, wie ich die ganze Zeit mich darauf gefreuet, habt Ihr Euch richtig, aber gewiß nicht zu ſtark vorgeſtellt. So gern ich Euch, Ihr Lieben, alle einmal hier hätte, ſo glücklich es mich machen würde, mit Euch alle Herrlichkeiten hier zu genießen, faſt eben ſo lieb war mir doch dies, und in mancher Hinſicht, offen geſagt, noch lieber. Euch könnte ich ſie nur zeigen und mich an Eurer Freude laben; ſo aber fand ich Einen, der ſo heimiſch, ja in Manchem heimiſcher war, als ich; der Dasſelbe will, daſſelbe Ziel vor Augen hat. Manches, was dunkel in mir lag, was, ſo wie es hervor ans Licht ſich drängte, an ſchroffe Gegenſätze ſtoßend, wie die Fühlhörner der Schnecke, ſich ſchnell wieder zurückzog, ward nun durch gleichtönende Saiten hervorgerufen und erhärtete zu einer beſtimmten feſten Form. Ja, was mich doppelt, dreifach freute, war, daß er erſtlich mir ſo viel von Euch zu erzählen hatte, was doch mehr iſt als alle Briefe, denn in ihm und ſeiner Stimme ſah ich Euch faſt perſönlich, wie in einem Spiegel, und zweitens hatte ich entweder ihn mir verändert vorgeſtellt, durch die lange Entfernung von einander, oder, was ich mehr fürchtete,

ich glaubte mich ſelbſt verändert, glaubte ihn auf der breiten, geraden, ſchönen Straße zum großen Ziele mächtig und rüſtig vorwärts geſchritten und mich vielleicht, durch ſo manche Stöße, die ich in dieſen anderthalb Jahren erhalten, ſeiner Straße und ſeiner Richtung entrückt. Doch in demſelben Verhältniß zu einander, wie wir uns verlaſſen, fanden wir uns wieder, aber, Gott Lob! nicht mehr auf demſelben Punkt!

Frohe Tage haben wir zuſammen verlebt und gern behielt ich ihn hier, wenigſtens eine Zeit lang, denn wenn auch Neher und ich ſo ziemlich in unſern Anſichten übereinſtimmen, ſo ſtimme ich doch mit Keinem hier überein. Denſelben Abend alſo gingen wir, nachdem wir Neher, Milde und Meier, einen Würtemberger Landſchaftsmaler, abgeholt, in eine Kneipe, wo wir bis tief in die Nacht ſchwatzten. Am andern Morgen ging ich dann mit Milde zu S., wo ich meine lieben Geſchenke erhielt. S. und deſſen Frau waren ſehr freundlich, und obgleich ich ihn bat, noch ein paar Tage zu warten, ehe er zu mir käme, da noch einige Ausbeſſerungen zu machen, ſo ging er doch gleich mit, es war ſein erſter Gang in Rom. Er lobte, wie auch Ch., meine Sachen und meine Fortſchritte ſehr, was mich freute; dann ſahen ſie Neher's Bild, das ihnen auch ſehr gefiel. Dann brachte ich ſie zu Overbeck, wo ich zum erſten Mal das Hamburger Altarbild ſah, das mich unendlich entzückte, beſonders wegen der Köpfe des Johannes und Jacobus, die meiſterhaft ſchön und ausdrucksvoll ſind, wenn auch der große tiefe Ernſt einem zarten aber reinen Gefühl etwas geopfert iſt. In der Stellung und Bewegung des Chriſtus ſprechen ſich die Worte der Bibel aus, wie ich es

nie empfunden habe. Der Engel misfällt mir. — Nachmittags führte ich sie zu Vernet, der ein großes Bild aufgestellt hatte. Die Technik war bewunderungswürdig und Alles mit großer Bravour vorgetragen. Eine Figur darauf war schön gemalt und eine andere sogar naiv aufgefaßt und außerordentlich anziehend; alles Andere aber war Theaterputz auf Gliederpuppen und hatte eine kalte Farbe, wenn auch wol eine bewundernswürdige Licht- und Tageshelle. Die Composition war ohne Seele, Ausdruck und Schönheit; die Zeichnung oberflächlich, ja oft schlecht, und man bemerkte einen Aufwand von Raum und Figuren, der fürchterlich beleidigend war. Das Ganze nämlich ist ein Bastard von Genre- und Historienbild: Rafael, wie ein indischer Nabob von sogenannten Schülern, wie Pagen aussehend, umgeben, kehrt einer schönen, reizenden Frau den Rücken und zeichnet sie so über die Schulter; Papst Julius II agirt darauf wie ein Mädchen aus Clauren's Almanachen, das ihren Liebhaber belauscht; Michel Angelo, beladen wie ein Fakin, springt in halber Figur wie Samiel im Freischützen aus der Erde; da Vinci, Bramante, einige brutale Ritter, Bettler, Volk und Bauern sind die Staffage in einem Hof des Vaticans; die Logen sind von Bramante gebauet, von Rafael ausgemalt. Der Gegenstand, der vielleicht als Kalenderbild oder Kabinettstückchen hübsch zu behandeln wäre, sieht so kolossal, so ohne Zweck und Ursache ausgeführt aus, wie ein Iffländisches Lustspiel auf einem griechischen Theater.

Den 10. März.

So ging es nun alle Tage. Was ich wußte und kannte, dahin führte ich sie, oder ließ mich vielmehr mit hinführen, denn mir blieb zum Wegweiser nicht viel übrig, da Ch. der beste Cicerone war, den sie finden konnten; aber auf einige Kunstwerke konnte ich sie doch aufmerksam machen, weil sie selbst diesem unbekannt waren. Am folgenden Tage, am Sonnabend, besuchten wir erst einige Künstlerateliers, dann die Studien von Thorwaldsen und vom Professor Wagner, der für die Walhalla in Regensburg einen Fries macht: nämlich in einzelnen Momenten die Geschichte der Deutschen von ihrer ersten Einwanderung vom Kaukasus her, bis auf Karl den Großen. Ueber die Hälfte ist bereits vollendet und mir und noch einigen Wenigen hier scheint es eins der geistreichsten, gelungensten Kunstwerke unserer Zeit. Weise ist es gedacht und angeordnet, mächtig aufgefaßt, klar und reizend wieder ausgesprochen; wenn auch weniger schön, weniger ausgebildet und fertig in der Form als Thorwaldsen's Schöpfungen, so herrscht dagegen mehr Reichthum der Gedanken, Fülle sprudelnden Lebens und eine bestimmtere, großartigere Charakteristik darin. Es erinnert an die schönen Compositionen ähnlicher Gegenstände von Giulio Romano und ist, wenn auch in allem Uebrigen Thorwaldsen den Vorzug haben sollte, doch wenigstens origineller als dessen Sachen. Die Art der Ausführung ist für den Ort, wo es hinkommt, nämlich in einen sehr hohen Saal, ganz passend, in großen breiten Massen, die aber sich bestimmt und deutlich trennen, flach gehalten, ohne sich durch eine zu sehr ins Kleine gehende Ausführung zu vereinzeln oder zu vernebeln. Das

war, so lange ich diese Arbeit kannte, meine Ansicht und es freute mich um so mehr, dieselbe durch Ch., der sie noch nicht kannte, ganz bestätigt zu finden. Der alte Wagner, der unter den ältern Künstlern hier für mich einer der liebenswürdigsten im Umgange ist, war glücklicherweise auch diesen Tag sehr liebenswürdig gegen uns, was nicht immer der Fall ist, indem er sich oft sehr grob gegen Fremde beträgt. Da ich noch nie darüber gesprochen, will ich Euch in kurzem die vorherrschenden Momente erzählen. Erst also, am Anfang, der Kaukasus, der Aufgang mit dem Morgenstern und der Ocean in allegorischen Figuren; alsdann beginnt der Zug: rohe nackte groteske Gestalten, mit kleinem wilden Vieh und Wagen voll schöner, wenn auch wilder kräftiger Weiber und Kinder ziehen über Berge und Flüsse. Je weiter sie ziehen, desto mehr bilden sich bei Menschen und Vieh die Formen edler aus; dann schlagen sie Lager auf und treiben Jagd; nach und nach beginnt auch Kunst und Wissenschaft, sie beobachten den Lauf des Mondes, singen Volkslieder, fangen Gottesdienst an, opfern, verehren ihre Propheten und Prophetinnen, halten Versammlungen, Waffentänze u. s. w.; dann wählen sie einen Herzog und endlich beginnen sie mit Fremdlingen Handel, ihre eigenen Producte gegen ausländische vertauschend; nun forschen sie, woher diese Fremden gekommen, und beginnen dann sich zu rüsten, um auch in dieses Land zu ziehen; Zug über die Alpen, dann eine Menge Römerschlachten und endliche Besiegung. — So weit ist es fertig, das Andere ist noch im Werden.

Nun zu uns. Wir fuhren beim schönsten Wetter hinaus in die alten Ruinen, die Gräberstraße u. s. w.,

beſahen einige alte Baſiliken, was mir mit Ch. zu ſehen beſonders intereſſant war. Abends machten wir noch den Corſo mit, der an dieſem Tage begann, d. h. Carneval ohne Masken. Coſtüme waren erlaubt, doch erſchienen wenige, überhaupt war, wie natürlich, alle Luſt vorbei und wenig Volk da, denn das Pferderennen allein kann nicht intereſſiren. Den Römern iſt, weil ſie faſt die Einzigen waren, die dem Papſt treu geblieben, dieſes Jahr das Vorrecht geworden, einen Carneval ohne Masken zu haben. — Am Sonntag machte ich mit Ch. und Neher einen architektoniſchen Spaziergang, wo wir viele alte ſchöne Kirchen beſuchten, ſchöne Häuſerfaçaden, Höfe und Loggien aus der Zeit Bramante's und frühere und ſpätere beſahen, viele von Polidor und Perin del Vaga, grau in grau bemalte, aufſuchten u. ſ. w. Rührend ſind mir immer dieſe feierlich ſchönen Kirchen (Baſiliken); aus den Stämmen alter Herrlichkeit und Größe, deren Kronen aber ein böſer Winter zerſtörte, ſcheint ein neuer, blütenreicher Frühling eine neue Herrlichkeit hervorzurufen; einfach und voll wahrer Liebe für alles Herrliche benutzten die Alten Das, was noch von untergegangener Größe vorhanden war. Keine ſtörende, verdammende Lehre war ihre Religion und ſo brauchten ſie Das, was vorhanden, ihren Bedürfniſſen nur geeignet anzupaſſen, um aus den alten feierlichen Räumen heidniſcher Mauſoleen chriſtliche Baptiſterien zu ſchaffen. Wie aus dunkler Erde zuerſt der junge Lebenskeim hervorquillt, ſo tönt da, wo in ſchwarzer Nacht und Trauer das Heidenthum begraben lag, zuerſt der Weihgeſang und die feſte Zuſicherung eines neuen Lebens, als ob ſelbſt die Geiſter Derer, denen nur ein leiſer Hoffnungsſchimmer in

die dunkle Kammer leuchtete, auf den selig klingenden Accorden dieser himmlischen Scala aufwärts schweben sollten aus Nacht zum ewigen Licht.

Ich sah bei der Gelegenheit die Engelsburg inwendig, d. h. das alte Mausoleum Hadrian's. Interessirten mich auch ihre antiken Eingeweide, bewunderte ich hier auch die Gewaltigkeit alter Kunst, so dankte ich doch Gott, als wir aus dieser dicken, schweren Grabesluft wieder fort waren und ich in einem schönen großen Saal mit einer herrlichen bramantischen Loggie, einer Aussicht über Rom und die Welt weg, wieder erquickend warme, reine Himmelsluft athmen konnte, die dabei um so erfreulicher, um so wohlthuender auf mich einwirkte, da noch ein anderes reiches Leben im bunten schönen Zauber, eine Mährchenwelt in einer von Giulio Romano mit Arabesken verzierten Decke auf mich nieder zu schweben schien. Dieser Saal, die Wohnung des Commandanten, oder vielmehr das Zimmer der Soldaten, ist eine der schönsten Arbeiten Giulio Romano's; wie zu unsern Füßen die Welt liegt und zu einem bunten Teppich verschwimmt, so auch in dieser Arabeske: Alles spricht dort an, das Leben in seinen reichsten, verschiedensten Verzweigungen, durch Blumen-, Thier- und Menschenwelt, durch Geschichte, Wissenschaft und Kunst, Wahrheit und Dichtung, Tod und Leben.

Doch zu andern Dingen. Hierauf flog ich mit S. durch die Bibliothek des Vaticans, sah aber eigentlich nichts als die großartige prachtvolle Aufstellung und den Reichthum an Vasen und Manuscripten. Dann machte ich einen äußerst interessanten Spaziergang nach dem Campo Vaccino mit ihnen und einem italienischen Alterthumsforscher, der uns aus den Trümmern des alten Forum

und seiner Umgegend zeigte und beschrieb, wie es einst gewesen. Die Unterhaltung war französisch und so war, außerdem daß mir, da ich gerade jetzt die alte Geschichte lese, diese Beschreibung interessant war, auch das Gespräch in französischer Sprache lehrreich, denn wenn ich auch nicht sprach, so übte ich mich doch, Alles zu verstehen, und verstand auch Alles. Die Villa Rafael's inwendig zu sehen, machten wir mehrere vergebliche Versuche (ich kenne sie auch noch nicht) und stiegen dann auf den Thurm der Villa Borgheſe, wo ich auch noch nicht war und von dem man eine himmlische Aussicht hat. Nach allen vier Seiten bildet den Vordergrund ein immergrüner Wald von Eichen, Pinien, Lorberen, Orangen, Cypressen. Rom ist fast ganz versteckt in Wald, nur die Peterskuppel scheint unter einer Pinienhalle durch wie ein Altar im Dom der christlichen Welt und ihrer Geschichte; dann senkt sich der Contour des Waldes, über die dunkelgrünen Spitzen des ernst schweigenden Lorbers ragen die Trümmer des alten Roms aus diesem Lorbergrab, das einst auch die Wiege ihrer Jugend, die Wohnung ihres reifen Heldenalters, und das Todtenhemd ihres Greisenalters war, von der Sonne vergoldet hervor. Weiter ringsum breitet sich die Campagna in ihren reizend einfachen Schwingungen aus, wie ein Meer, in dessen Schoos eine ganze Welt voll Herrlichkeiten versunken; und wie im Wogen des Meeres der Schiffer noch die Glockentöne versunkener Städte vernimmt, so gleiten über ihre schweigenden Wölbungen Accorde, in denen uns eine ganze Weltgeschichte ersteht.

Auch bei Nerly war ich mit S. und Ch. und haben schöne Zeichnungen dort gesehen, wirklich ernst und groß-

artig componirte Landſchaften. Solch majeſtätiſchen Styl, ſo würdig ernſt gedacht und in Form gekleidet, findet man keine Landſchaften mehr oder wenigſtens ſelten noch hier; es ſind keine Alltagsgegenden und keine Proſpecte. Schade, daß ſeine Farbe noch immer nicht tiefer und ernſter iſt. Dann waren wir beim alten Koch, wo ich auch hübſche Sachen ſah, wunderſchön und reizend gedachte Landſchaften, in denen ſich gern das Gemüth ergeht, da ſie reich an Ideen und dieſe einfach und nobel vorgetragen ſind, aber Farbe, oft auch Zeichnung und Anordnung, ſind etwas kleinlich und modern. Hierauf beim Bildhauer Keſſels, der eine wunderſchöne Figur wirklich ganz im antiken Geiſt gemacht hat, nämlich einen Discuswerfer. Dann hat er noch einen Knaben mit einer Ente, bei dem die Form mit ungemeiner Wahrheit und Zartheit ausgebildet iſt. Seine andern Sachen, wenn auch immer voll Natur und Schönheit in der Form, gehen aber doch übers Gebiet des Marmors hinaus; es mangelt der Styl, ſie ſcheinen nicht, wie bei den Alten, eine Ueberſetzung der fleiſchigen lebenswarmen Form in die ſteinerne, ſondern eine Nachäffung jener aus blut-, leben- und wärmeloſen Stoffen.

Ende März.

Ja, mein O., laß uns nur tüchtig ſchaffen und die zu hohen Ideen, die am Ende doch zu nichts führen, aufgeben. In unſerer Zeit kann man nicht die Hände in den Schoos legen und warten, bis uns ein, wie wir

glauben, unser würdiger Platz angeboten wird; dabei kommt nichts heraus! Wollen wir unsern Platz ausfüllen und nützen, so müssen wir an der Stelle, wo wir einmal hingestellt sind, uns als auserwählt beweisen, um wieder das Gesunkene aufleben zu machen und eine neue schöne Zeit beginnen zu helfen. Es würde keine Frühlingspracht den Winter verdrängen, wenn der Frühling gleich mit belaubten Bäumen hervortreten wollte. In die kleinste Blume, in den unbedeutendsten Keim legt er eben so viel von seiner Fülle als ins Größte und nur nach und nach wird's herrlich und schön. So haben die Alten gedacht und geschaffen, daher die größten Meister auch unbedeutende Verzierungen malten und nichts verschmähten zu thun, womit sie nützen konnten. Nur wenn wir so denken, kann es anders werden, können wir mit Gottes Hülfe das uns anvertraute Pfund mit Wucher dem Herrn wiedergeben!

Dächten Alle so, gewiß es würde schon anders aussehen, denn der Sinn ist nicht erstorben, er schlummert nur. Er muß daher geweckt werden, aber nicht durch Faustschläge, sondern durch leises Berühren. Was liegt an unserm Namen! Ich gestehe zwar, gern möchte ich berühmt sein, jetzt und nach meinem Tode; aber soll ich eins opfern, so sei es doch lieber mein Name, als meine Sachen. Wie viele kennen wir denn von Denen, die die vorhandenen tausend und abertausend herrlichen Meisterwerke antiker und altchristlicher Kunst schufen, und werden sie darum weniger geschätzt, diese kleinen bronzenen Küchengeschirre, Helme, Candelaber, Lanzen, Vasen, Wandverzierungen, gemalte und gemeißelte, Statuen, Mosaiken u. s. w.? Nur bei Aufgebung der zu hohen An-

ſprüche kann es wieder ſo werden, und darum, mein D., laß uns das ja thun. Du haſt ein ſchönes Feld dazu, und ich auch; ich werde Alles, was mir aufgetragen und geboten wird, mit allem Fleiß und Anſtrengung ausführen. Daß dies mein Ernſt iſt, werden Dir hoffentlich meine nächſten Bilder zeigen, es ſind keine großen hiſtoriſchen Bilder. Bei ſolchen Anſichten genießt man das Leben auch beſſer, ich wenigſtens verſpüre das. Ich ertrage Andere und das Leben leichter, finde mehr Freude und Behagen an Beiden und an mir ſelbſt, bin mir ſelbſt und Andern weniger zur Laſt. Sind wir nur erſt zu der klaren Ueberzeugung gekommen, daß wir Manches entbehren müſſen, wonach wir uns ſehnen: einen berühmten Namen, den Lorberkranz des Siegers oder Künſtlers, Reichthum, feſte Geſundheit, Genuß irdiſcher Freuden, Familien- oder Liebesglück, da nehmen wir, haben wir mit männlicher Ueberwindung entſagen gelernt, mit ruhigem, zufriedenem Sinn das Uebrige, was das Leben uns noch bietet, dankbar hin und widmen dafür gern als Gegendienſt ihm alle unſere Lebenskraft, unſer ganzes Selbſt. So ſind wir nicht umſonſt im Leben und das Leben nicht umſonſt für uns da. Durch dieſes Gleichgewicht werden wir in eine behagliche Lage verſetzt, ohne daß unſere Kräfte zum höhern Streben gelähmt werden; im Gegentheil ſie werden noch mehr aufgemuntert. Denn Sehnen und Streben ſoll und wird der thatendurſtige Menſch immer, aber nur ſoll dieſes nicht ſo ausarten, daß er, den Blick immer nach oben gerichtet, die Staffeln überſieht, die ihn hinaufwärts tragen können, und ſtatt höher zu ſteigen, ſtatt der Mittel, der Erfriſchungen, die für ihn am Wege ſtehen, ſich zu bedienen, ſich nur auf einer und derſelben

Stelle abmüdet, bis er vielleicht gar hinunter in ewiges Vergeſſen ſinkt. — Darum geſchafft, geſchafft! Nur vorwärts! Mit meinen früheren hochfliegenden Ideen konnte ich das Ziel meiner Wünſche nicht erreichen; bei meinen jetzigen klimme und klimme ich, wenn auch langſam und mühſam, doch immer vorwärts und gebe deshalb die Hoffnung nicht auf, daß ich vielleicht mit dem Ende meines Lebens doch oben anlange. Nur auf Gott vertraut!

Den 18. April.

Wenige Tage nach Abgang meines letzten Briefes an Euch kam S. und Ch. von Neapel zurück. Am Montag, den 2. April, fuhr ich mit ihnen früh nach Tivoli durch die herrliche Campagna, die ich mit jedem Male, wenn ich ſie betrete, lieber gewinne; je näher den Bergen, je mehr hebt ſich die Bruſt. Reicher wird auch die Vegetation, denn wir kamen in Wälder von Oelbäumen, worunter Pinien, Cypreſſen, Citronen- und Mandelbäume, die jetzt gerade in voller Blüte ſtanden, und Wälder von Obſtbäumen aller Art, die, in ſchimmernder Weiße mit den leuchtenden Wölklein des Himmels wetteifernd, dieſe bei ihrem freundlich grüßenden Vorübereilen gehaſcht zu haben ſchienen und ſie nun herzend und küſſend nicht wieder von ſich laſſen wollten. Nachdem wir den Tartarus beſucht und das Grabmal der Plautier begrüßt hatten, ging es durch einen Oelwald,

die Berge hinauf, und wir ſahen endlich, über alle dieſe Herrlichkeit hoch erhaben, wieder hinaus in die weite Campagna, deren weit gedehnte räthſelhafte Fläche faſt in des Horizontes Silberduft verſchwamm; nur St. Peter tauchte deutlich aus dem Meer hervor, gleichſam als Schlußſtein zwiſchen Erde und Himmel.

In Tivoli, wo ich ſchon ſehr heimiſch bin, machte ich den Führer, und zwar zuerſt nach der Villa d'Eſte, von wo man dieſelbe Ausſicht auf die Campagna hat, nur durch einen ſchönern Vordergrund begrenzt, indem man unter ſich die herrlichen Anlagen der Villa, reich mit majeſtätiſchen Waſſerkünſten durchwebt, ſieht. Rechts iſt dann die Ausſicht durch die aus alten ſchönen Häuſern maleriſch den Berg hinauf gruppirte Stadt, auf die dahinter hervorragenden fernern Berge, begrenzt. Links begrenzen Baumgruppen und die architektoniſchen Contoure der Villa ſie. In der Mitte erheben ſich aus der flachen Campagna noch zwei mit kleinen Orten umgebene Berge. Als wir, noch ganz in Bewunderung, im Labyrinthe dieſer Herrlichkeit verloren, ſtaunend daſtanden, begannen auf einmal alle die Waſſerkünſte, die Cascaden und Springbrunnen ihr feuchtes Hoheslied zu rauſchen. Die Welt ſchwieg rings und ſchien zu lauſchen, nur die hohen Cypreſſen wiegten leiſe, wie zum Takt, ihr Haupt und in den Pinien war ein kaum bemerkbares Zittern, als ob leiſe ſummend ſie die Melodie begleiteten. Einzelne neugierig entzückte Vögel tauchten aus der dunkelgrünen Nacht der Hecken und Aleen hervor und ſpielten zwitſchernd mit den feuchten diamantenen Tropfen der Cascaden, und Schmetterlinge badeten in ihrem Staube ſich. Beſonders ſchön iſt eine

Cascade, die in der Mitte einer weiten Platanenhalle, wie von oben aus dem Grün herab, immer breiter und breiter werdend unten endlich in unzähligen kleinen Armen sich in ein dunkel beschattetes Becken stürzt. Durch das noch junge zarte Laub blickte sanft schimmernd die Sonne und wie in ihrem Stral sonst eine Welt von kleinen Sonnenstäubchen webt, so flitterten hier unzählige Juwelentropfen. Dies schien die Grotte jener reichen Zauberschätze, in die uns oft in Mährchen ein Magier führt; rings eingeschlossen von der dunkelgrünen Nacht, von einem heiligen, tiefen Schweigen wie von einem Zauberkreis umgeben, das nur der Wassergötter flutender Chor unterbrach.

Von hier nun gingen wir durch eine Springbrunnen-Allee, die den Eindruck eines Feenparks vollendete. Zuversichtlich sah ich in alle Blumengänge und Grotten hinein, in dem festen Glauben, dem Wunderfräulein zu begegnen, von holdseligen Jungfrauen in bunten Gewändern, nur aus Blumen und Schmetterlingen gewebt und mit Thautropfen gestickt, begleitet, reitend auf zahmen Panthern und Löwen, gefolgt von einem Chor süßer Nachtigallen und Fackeln tragender Glühwürmer; aus regenbogenfarbigen Wasserstralen waren die Ehrenpforten ihr gebaut und rings war eine ganze Welt verzauberter Völker herbeigeeilt zu diesem Feste. Tausende von prächtig funkelnden Lacerten schwärmten als garde nationale herum, Frösche hatten sich in politische Klubbs gesammelt, Grillen und Cicaden schwirrten als Journalisten durch die Luft, Schmetterlinge und Libellen wiegten sich auf schwanken Halmen als Aesthetiker hin und her und mancher Künstler stimmte selbst im dunkelgrünen Schatten

ſchon die goldnen Töne an. Selbſt einige fromme Schlangen glitten leiſe über den grünen Teppich und hoben von Zeit zu Zeit das Haupt ſehnſüchtig auf zum Himmel, um einige loſe, lebensfroh flatternde poetiſche Gemüther wegzuſchnappen. Die Pfeiler, die die diamantnen Waſſerbogen dieſer via triumphalis trugen, waren alle verzauberte und verſteinerte Götter und Göttinnen, die gleichſam ein Spalier zur Seite bildeten. Es war die ganze Familie des capitoliniſchen Adlers da, der in ſeinem Schnabel eine aus Waſſerſtralen gebildete Pfauenfeder trug. Durch alle dieſe Herrlichkeiten hindurch drang der wohlig warme Sonnenſtral, jugendlich enthuſiaſtiſch ringsum Licht und Aufklärung verbreitend, bis ins tiefſte Dunkel und illuminirte mit tauſendfarbigem Brillantfeuer die zitternde, plätſchernde Waſſerallee. — Aber keine Fee erſchien und ſtatt ihrer und ihres Gefolges wandelten Mad. S. und ihr Gefolge durch die Herrlichkeit.

Das Gebäude der Villa ſelbſt iſt ein unvollendeter, aber ſchön gedachter und großartig entworfener Bau, aus der Zeit Rafael's, vielleicht noch etwas ſpäter. Entzückend iſt für mich die Harmonie zwiſchen den architektoniſchen Formen und der räumlichen Eintheilung der Anlagen, da wirklich das Eine durch das Andere bedingt zu ſein ſcheint. Es ſteht da, wie die Auflöſung eines ſchönen Räthſels. Sehen wir von oben, von ſeinem Altan hinab, ſo löſen ſich in den Anlagen die Formen und Linien der Architektur immer mehr und mehr auf, bis ſie endlich in die weite Natur ſich verlieren. Wie aus dem Stein allmälig der Kryſtall anſchießt und wächſt, ſo ſcheint mir dieſe Villa aus der Natur gewachſen.

Doch genug von der Villa und zu uns, die wir

durch die Stadt zurückkehrend noch manche hübsche Häuser und Weiber sahen. Als wir da gefrühstückt hatten, gingen wir nun zu dem großen Wasserfall und den Tempeln. Das waren mir liebe alte Bekannte, von denen ich früher auch schon Euch erzählt habe, aber freilich haben auch diese heute ein neues, sonntägliches Gewand angezogen und, wenn ich sie früher in Sturm und Gewitter, bei Nacht und Feuerschein gesehen, so sah ich sie jetzt im lieblichen Sonnenschein. Welcher Reiz ist es nicht, in des Feuers leckende Flammen zu sehen, der thürmenden Wolken Spiel zu beobachten! Aber viel reizender, fesselnder noch ist der Anblick solcher stürzenden, donnernden Wasserwelt. Wirklich eine neue Welt geht hier dem Staunenden auf; wie der Druck der Luft, der dadurch aufgeregte kalte Zugwind, der in nassen, kalten Wolken aufspritzende Wasserstaub ihn einhüllt und ihm den Athem nimmt, wie die furchtbar donnernde Wassermusik der Stimme den Klang raubt, so schwinden dem Auge und der Seele hier auch alle bekannten Bilder und Formen. Nach dem Takt der weißen schäumenden Wasser stürzen sie auch und verschwinden in Staub. Das ist die wahre Lethe! Unwiderstehlich zieht es uns, ihrem Ruf zu folgen; mag über uns auch die Sonne leuchten, gern vergessen wir sie und die von ihr freundlich belächelte Welt, wo wir durch Leid und Freude, Nacht und Tag, wie der Fluß durch Felsenbette und durch Blumenauen, ruhig unsere vorgeschriebene Bahn vollenden müssen. Hier scheint die Welt aus ihren Fugen, so auch wir.

Herrlich und leicht müßte hier zu sterben sein, und wol recht thaten die Alten, hier sich Villen zu bauen, um so, bei ihrer Lust am Leben und Thaten, sich Furcht-

losigkeit und Freude am Tode zu bewahren. Ja in dieser Grotte muß Neptun, wenn irgendwo er wohnt, hausen; dieser dumpfe Donner, dieser kalte Zug ist wol sein tiefes, wassergöttliches Athemholen.

Nun gingen wir zu den Tempeln. Der Tempel der Vesta hier, also hart neben der drohenden Gewalt der Wasser, war der Herd der alten Tiber; hier hegte sie die heilige Flamme und suchte gleichsam durch ihre Macht die Gefahr zu züchtigen und sich zu befreunden, denn vor ihrem Allerheiligsten mußte sich ja auch die Natur mit Ehrfurcht beugen. Eben so passend steht hier wol der Tempel der Sibylla, denn eine mächtigere, aber geheimnißvollere Sprache gibt es wol nicht, als die dieser Wasser, die predigt eine wahrhaft sibylliniſche Weisheit.

Den 19. April.

So eben ist Eberle aus Düsseldorf gestorben; er war einer meiner ersten Bekannten in München, ein Freund von Olbach. Er ist der vierte der Maler, die ich von München her kannte und die an Melancholie oder Hypochondrie gestorben sind. Eberle's fixe Idee war, was Gott geschaffen auf der Welt, zu verachten aus Liebe zum Himmel; er war einer von den hochmüthig Demüthigen, von den egoistisch-christlich Liebenden. Doch er ist todt und hat viel gelitten; er, dem es keine Freude machen konnte zu leben, konnte gewiß an keinem schönern Orte sterben, als hier!

Doch zu meinen Ausflügen, die sich nun in eine mir noch unbekannt gewesene Gegend erstrecken. Am 31. März früh fuhren wir nach Frascati, welcher Ort am Fuß des

Lateiner oder Albaner Gebirges liegt und seinen Namen daher hat, weil die Einwohner aus der eigentlichen früheren Stadt, ich glaube im Mittelalter, von einem Kaiser vertrieben, hier in Hütten und Büschen (Frasche) ihre Wohnung aufschlugen. Wie oft hatte ich im vorigen schwülen trüben Sommer sehnsüchtig meine Augen nach diesen Bergen gerichtet, wo noch die weißen, freundlich hellen Städtchen, in einer bessern Himmelsregion befindlich, in Abendsonnenglut zu schwelgen schienen, wenn über Rom schon lang ein giftig dunkler Todesflor sich ausgebreitet hatte! Der Weg geht, wie alle Wege von Rom, erst über die Gräber alter Herrlichkeit, aber ist nicht so reich an malerischen Punkten, wie der nach Tivoli. Den halben Weg fährt man unter der alten Aqua Claudia hin, der größten, noch am meisten erhaltenen Ruine einer prächtigen römischen Wasserleitung, die quer die Campagna durchschneidet und die Kette zu sein scheint, mit der Rom selbst die Berge an seinen Triumphwagen fesselte; sie ist später (ich weiß nicht unter welchem Papst), wo es noch möglich war, ausgebessert und dann durch eine neue ersetzt worden, die, wenn auch nicht so schön, doch noch jetzt das Wasser nach Rom bringt. Je näher man Frascati kömmt, desto schöner wird die Gegend, trägt aber doch einen ungleich andern Charakter als die von Tivoli, wo Alles viel ernster, nicht so jugendlich und heiter erscheint. Wir fuhren bergauf, bei jeder Krümmung den herrlichen Monte Cavo, den höchsten Punkt des Lateinergebirges vor uns sehend, der wie ein treuer Wächter hinaus zu spähen scheint in die Ebene nach der in ewigen Schlaf versunkenen Prinzessin Roma. Wie ein morgenländisches Mährchen bei dem ernstesten Inhalt

immer von orientaliſcher Pracht und blühenden Bildern eingefaßt iſt, ſo iſt auch der ernſte Inhalt dieſer Landſchaft von einem Blütenwald umgeben, der dem Auge die ewig junge Hoffnung zeigt, wenn ſtets der Refrain auch iſt: Roma, Roma non è piu come era prima.

In Frascati nahmen wir gleich einen Führer und gingen erſt zu Fuß, um eine Villa zu beſehen, die faſt nur ein regelmäßig ausgehauener Wald der herrlichſten Bäume iſt, mit vielen Springbrunnen oder Cascaden, um die Kühle des Schattens durch das immer thätige Waſſer zu vermehren und zu beleben. Von dieſer Villa gingen wir noch auf die Loggia eines Hauſes, wo die Ausſicht beſonders ſchön, wenn auch immer dieſelbe, d. h. auf Rom iſt, denn ſelbſt die Natur ſcheint hier den ſo gerechten Nationalſtolz der Römer zu theilen. Wie die Römerinnen ſagen: Grazie di Dio, io sono Romana, oder Jo sono Romana e questo mi basta, ſo gewähren auch die ſchönſten Punkte der Landſchaft immer einen Blick auf Rom.

Alsdann beſtiegen wir Eſel und ritten bergauf nach dem alten Tusculum, das ungefähr eine Miglie, eine gute Viertelſtunde über Frascati hinaus liegt. Der Weg geht anfänglich durch das ſehr maleriſch gruppirte Oertchen, dann faſt bis nach Tusculum durch einen Wald, an ſchönen Villenanlagen und an einem Kloſter mit einer kleinen ſchönen Kirchenfaçade aus der Zeit Bramante's vorbei, die wie eine weiße Roſe aus dem grünen Waldesgrund hervorſchimmert und an dem grünen Mantel der Natur die Diamantagraffe zu ſein ſcheint.

Ich ritt neben Ch. Der Weg war ein Veilchenbeet, nur hier und da mit andern lieblichen Blumen geſtickt,

rings blüthen die Fruchtbäume und die Kirschlorberen, mit denen fast der ganze Weg eingefaßt war, die ganz angenehm duften und eine Art Blüte wie gelbe Kastanien tragen. Die immergrünen Bäume bekamen junge, frische Blätter, die andern entlaubten Bäume wachten auch aus ihrem Winterschlafe auf und streckten sehnsuchtsvoll ihre dürren Arme in die grüne Frühlingsherrlichkeit hinaus; aber gleich schüchternen Kindern wagten sie noch nicht laut mitzujauchzen und nur leise zitterte dem Frühling aus ihrem Gezweig die Liebeserklärung entgegen. Es war nahe an Mittag und es herrschte jene feierliche Stille, die an Sonntags- oder Sommermorgen um diese Zeit in Wald und Feldern uns umfängt, wo die Hitze die Menschen von der Arbeit ruhen macht und die mit ihnen durch langen Umgang verwandteren Thiere auch; wo wir, durch das Geräusch des alltäglichen Lebens nicht gestört, empfänglicher sind die Stimmen der sogenannten todten Schöpfung zu vernehmen und zu verstehen. Eine solche Stille war es und tief ergriffen verstand ich klar den himmlischen Wechselgesang zwischen goldenen Sonnenstralen, zitterndem, säuselndem jungen Grün, leise erklingenden Wölklein und dem vollen Chor der duftenden Blüten und Blumen. Einzelne Vögel und Cicaden sangen dazwischen und einige lange, wundervolle Arien flötete die Nachtigall. (Die erste, die ich hier hörte.)

So erreichten wir Tusculum, das ziemlich hoch, am Fuß des eigentlichen Monte Cavo liegt. Es ist jetzt ein kahler mit Haidekraut bewachsener Fels, aber schon so viel aufgegraben, daß man durch mehrere Straßen gehen, das alte Pflaster, die Grundmauern und Fußböden der Häuser u. s. w. sehen kann, wie auch die Stadtmauer,

die Thorpfeiler, einige Brunnen und Wasserleitungen, zwei Theater, ein großes, ziemlich erhaltenes Gebäude, welches man blos für einen Wasser- oder Fischbehälter ausgibt, und eine sehr schön gelegene, in ihrer Construction noch ziemlich erkennbare Villa Cicero's sehen kann. Aeußerst interessant war mir das zu sehen. Wenn auch Das, was man sah, zu wenig war, um daraus auf die alte Pracht schließen zu können, so ließ es doch in den unbedeutendsten Bruchstücken auf einen feinen, gebildeten Geschmack, einen Instinkt für einfache Schönheit, möchte ich sagen, schließen. Aber sonderbar klein und zierlich beisammen schien mir Alles in seinen Dimensionen gegen die ungeheure Ausdehnung und Größe der römischen Trümmer. Ueberhaupt scheinen doch die Römer, wie sie Alles durch materielle Kraft unterjochten und beherrschten, auch in ihren Kunstwerken mehr durch die Masse, Größe und Ausdehnung imponirt, jene etruskischen Stämme aber mehr durch ein inneres, im Kleinsten sich ausdrückendes Schönheitsgefühl, durch einen gewissen Adel im Styl sich ausgezeichnet zu haben. Beides scheinen mir, nachdem was ich von ihnen kenne, die Griechen (d. h. in ihrer höchsten Ausbildung) mit einander verbunden zu haben und deshalb so hoch und über Beiden zu stehen.

Macht es schon einen Grabeseindruck, in den Trümmern des alten Roms einherzugehen, so wird derselbe doch oft noch durch das ringsumgebende gegenwärtige Leben unterbrochen und gemildert, wenn wir auch tief den Unterschied zwischen jetzt und früher fühlen; hier aber sind wir gezwungen uns ganz der Idee der Vergänglichkeit hinzugeben. Wir sehen noch die Spuren einer gan-

zen, einſt blühenden, belebten Stadt. Tiefe in den harten Stein gefurchte Wagenſpuren zeigen, wie viel die Straßen befahren ſein müſſen; wir gehen noch auf demſelben Pflaſter umher, aber keine Spur von Leben begegnet uns mehr, rings herum öder Fels, Wald und Haide. Hier müſſen wir uns um ſo einſamer fühlen, wenn wir uns umſehend wähnen, in das Leben dieſer Zeit verſetzt zu ſein und ſtatt deſſen nicht einmal Menſchen, ſondern nur Käfer und Eidexen erblicken, die wie zum Spott jetzt in ihren bunten Kleidern da umher laufen, wo einſt Helden einherwandelten. Die Veilchen blühten auch ganz ſo friſch wie damals, wo ſtolzer Menſchen Tritte, die ihr Leben unter Mühe, Arbeit, Kampf und Sorge, etwas Großes zu erringen, verbrachten, ſie hinderten aufzukeimen. Lange ſind dieſe Menſchen und ihre Geſchlechter ſchon dahin, Das, was ſie zu erringen ſtrebten, iſt faſt verſchollen, kaum aus Trümmern noch zu erkennen, die das Veilchen verdeckt, dieſe unſchuldige Blume, deren ganzes kurzes Leben ein duftender Liebeshauch iſt, die keiner ihrer Schweſtern vorſtrebt, mit Millionen gern das Gleiche theilt, nie höher ſtrebt, immer auf derſelben Stufe harmlos bleibt; ſie aber dauert fort und jedes Jahr keimt ſie gleich jung und ſchön aus der Erde wieder. Die Ausſicht von Tusculum iſt wunderſchön und namentlich die vom Theater und der Villa Cicero's, wie überhaupt alle alten Städte, auch die des Mittelalters, beſonders Villen und Klöſter, immer da angelegt ſind, wo der ſchönſte Punkt einer Gegend iſt. Das Thier baut ſich nur da an, wo es ſeine Bedürfniſſe am leichteſten befriedigen kann; eben ſo der rohe thieriſche Menſch. Je ausgebildeter der Menſch aber wird, deſto mehr

wachsen die geistigen Bedürfnisse, und so glaube ich, kann man fast immer, wenigstens häufig, aus den Spuren menschlichen Anbaues auf die geistige höhere oder geringere Ausbildung dieser Menschen schließen.

Als wir lange in diesen Trümmern herumgeklettert waren, stiegen wir wieder zu Esel und wandten nun dem Monte Cavo den Rücken; wir waren nahe dem Campo d'Annibale, dem Felde, auf dem einst Hannibal zum Schrecken Roms lagerte. Was muß es für ein Anblick für diesen Helden gewesen sein, die lang beneidete und so gefürchtete Königin zu seinen Füßen zitternd liegen zu sehen! Da hing das Schicksal Roms von einem einzigen Manne ab. So hoch kann der Himmel einen einzigen Menschen heben und dann ihn, dem sonst die ganze geschaffene Welt als Eigenthum gehörte, zu Staub vergehen lassen. Was haben wir von Hannibal, was wissen wir von ihm? Und doch zeigt sich aus dem Wenigen, wie übermenschlich reich solch ein Leben gewesen sein muß. Jetzt erst scheint sich der Schreckensruf: „Hannibal ist vor den Thoren", erfüllt zu haben, denn Rom liegt da, zertrümmert und gebrochen, wie ein edles Gefäß voll köstlichen Balsams. Muß später nicht der Monte Cavo den Römern immer wie die versteinerte, finstere Stirn dieses Riesenhelden erschienen sein, den selbst das Schicksal nur besiegte und fesselte, aber nie beugen konnte? Noch lugt er als finsterer, erhabener Berg über die Erde weg nach Rom — aber Rom ist nicht mehr; auf der Stelle, wo Hannibal einst stand, ruht jetzt vielleicht ein müder Bettelmönch, oder ein alter Fuchs, der in den Ruinen Roms haust, und unten liegt das besiegte Rom.

Weiter unten besuchten wir noch ein paar schöne Villen, die Aldobrandini. In der einen spielten wieder die Wasserkünste eine große Rolle, die uns zu Ehren viel belustigende und erfrischende Kunststücke machten; es gab z. B. einen wasserspeienden Berg in voller Thätigkeit, türkische Musik und in einem Pavillon ein schauerlich kreischendes, mistönendes Vocal- und Instrumentalconcert, Alles durch Wasser bewerkstelligt. Apoll und die neun Musen von Holz waren die Musiker. Schön aber war eine stets laufende große Cascade: hinter dem Gebäude ist eine Art Amphitheater gebaut, in dem alle die Wasserkünste vor sich gehen. Hinter und über diesen weg sieht man den Garten oder Wald der Villa, der ziemlich steil an einem Hügel sich hinaufzieht; oben nun auf seinem höchsten Gipfel steigt mitten aus der grünen Nacht der Stral eines Springbrunnens hoch in die Luft und fällt dann, als Cascade in gerader Linie über viele Stufen niederstürzend, immer wie mitten durch einen Wald durch den ganzen Hügel hinunter bis zu diesem Amphitheater.

... Dann aßen wir sehr schlecht zu Mittag, fuhren nach Grotta ferrata, wo wir eine hübsche alte Kirche mit Kreuzgängen sahen, und nach Castell Gandolfo. Anfänglich geht der Weg wieder immer durch Wald, in dessen Mitte Grotta ferrata reizend auf Felsen herum gelagert liegt, dann durch tiefe Schluchten und grüne Thäler mit schönen kühlen Brunnen, an denen schöne blühende Weiber mit glühenden Augen und Lippen wuschen. Von Grotta ferrata nach Castell Gandolfo, dem Lustschloß des Papstes, wo er im Sommer seine Villegiatur hält, führt eine wunderschöne dunkle Allee hoher

mächtiger Platanen und Kastanien. Auf der letzten Hälfte dieses Weges sieht man den Albanersee öfters und fährt zuletzt, den See immer zur Seite unter sich, in Castell Gandolfo ein. Wir entschlossen uns zu Fuß nach Albano zu gehen. Es war ein schöner Abend, die Sonne schon so tief, daß der See fast ganz im Schatten lag, hingegen seine Ufer an der einen Seite goldroth glänzten, an der andern Seite aber im violetten Nachtschleier von ernsten Träumen vergangener Zeit bewegt schienen. Der hohe Monte Cavo sah über Alles weg und die zitternden, wechselnden, buntspiegelnden Wellen des Sees schienen das aufgeschlagene Buch der Erinnerung zu sein, worin der alte Held die tausend lebendigen bunten Bilder seiner Jugend erblickte. Lächelnd umzog das Abendroth seine Lippen, röthete die dunkeln Falten seiner Stirn und sanft erwärmend glühte noch einmal das Feuer seiner Jugend auf. Wir stiegen hinab zu dem Spiegel des Sees, um ein Riesenwerk der alten Römer, noch aus der Zeit der Könige, spätestens der Republik, zu sehen. Es wollte nämlich einmal der See austreten, oder man fürchtete es, weil er immer höher schwoll; da grub man, um ihn abzuleiten, durch das Herz der Berge einen Kanal von einigen Miglien Länge, den Emissario. Auf dem Weg zu diesem sahen wir noch eine Grotte der Diana, wahrscheinlich ein altes Bad, denn nur zu gut wußten die Alten sich Alles, was zum Leben gehört, auf die reizendste Art einzurichten. Dieses Bad ist eine tiefe Felsenhöhle, von der Natur gebildet und von der Kunst vollendet; es sind besondere Nischen für Heizung des warmen Wassers, Sitze, Nischen zum Bade u. s. w. hineingehauen, aber vorn ist die ganze Höhle offen und

in phantastischen Zacken verziert der Fels die Rundung des Eingangs, über die als Kränze oder Gewinde, als ein zurückgezogener Vorhang der Epheu in ganzen Bäumen herabhängt. Zur einen Seite steht ein großer schöner Eichbaum. Die Höhle ist wol so groß und geräumig wie unsere Börsenhalle und der Eingang so hoch und weit, daß bequem ein großes Haus darin stehen könnte; derselbe ist gerade gegen den See gekehrt, sodaß man nichts als sein waldumkränztes Ufer, durch dieses, wie ein zärtlich liebendes Auge unter dunkeln Wimpern, seine Wasserflächen und über Alles weg den in Abendglorie schwimmenden Monte Cavo sieht. In den Bäumen zwitscherten Vögel; Nachtigallen klagten von nah und fern einander zu; sonst war die ganze Natur still und schien dem Abendsonnenlied entzückt zu lauschen.

Einige Tage später.

Diese Grotte der Diana, das wäre ein Ort, wo sich das Leben müßte süß verschlafen und verträumen lassen; hier müßte man ganz die Menschen und die Welt vergessen können und im steten Umgang nur mit den mächtigen und zarten Geistern der übrigen Schöpfung ihre Sprache, ihr wunderbares geheimnißvolles Leben und Weben verstehen, mit genießen und theilen lernen. Hier müßten endlich doch selbst die voreiligsten Zweifel des Herzens vor dem stillen Rauschen des Sees, dem Flüstern der Blätter und dem Klagen der Nachtigall schweigen. Hier könnte man die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens tief empfinden, sodaß man alle Ansprüche an die Zukunft aufgeben, alle Sorgen, allen Kummer der

Gegenwart vergeſſen würde, wenn man nur in die Vergangenheit blickte und ſich erinnerte, wie einſt am Ufer des Sees, wo jetzt ein blühender Wald und ein Teppich beſcheidener Blumen iſt, eine ſtolze Stadt, Alba Longa, geſtanden und ſich Beherrſcherin von See und Bergen wähnte; wie hier Menſchen, vor deren Größe wir noch jetzt ſtaunend beben, von noch Größeren bekriegt würden; wie der Monte Cavo nur der Thron erſchien, den die Natur dem Hannibal bereitet, um Rom, das frevelnd ſchon dem Schöpfer faſt die Erde entriſſen, zu züchtigen; ja wie noch nicht gar lange vom Caſtell Gandolfo aus Päpſte hinunter ſahen und in des Sees Spiegel die Farben ihrer Heiligkeit erblickend wähnten, alle dieſe Herrlichkeit ſei nur ein ſchuldiger Tribut von der Natur dem Statthalter Petri dargebracht. Und wenn nun weder Alba Longa ſteht, noch kaum die Stelle, wo es ſtand, zu finden iſt; wenn kein Denkmal, keine Spur von Hannibal zeugt; wenn Rom ſchon mehrere Male untergegangen und neu erſtanden iſt und von dieſem kaum kenntlich nur wenige Trümmer noch ſtehen; wenn der Papſt und die Glorie und Macht des päpſtlichen Roms bis auf ihr trügliches Spiegelbild ohne Körper, ohne Geiſt verſchwunden; wenn ganze Menſchengeſchlechter über die Erde gegangen und ſpurlos verſchwunden ſind, nicht anders als wenn Wellen den See leicht kräuſeln, ſein reines Bild zerſtückeln und zerreißen, tobend ſich in die Höhe bäumen und endlich dahin ſchwinden, der See aber unverändert, glatt und ſpiegelrein wie vorher iſt: ſo ſteht der Monte Cavo noch ſo jung wie einſt, als Hannibal auf ihm lagerte, trotz der tauſend und abertauſend Jahre, die in des Sees Grund verſunken ſind, nachdem ſie ſich

erfolglos an ihm abgemüht. Und wie wenig Schöpfungstage ſind vielleicht erſt verfloſſen ſeit jenem erſten heiligen Morgen, da noch die Gebirge der Erde mit den Sternen des Himmels und den ſilberfüßigen Jungfrauen der Fluten im bunten Reigen durcheinander ſpielten und den Schöpfungsſaltarello tanzten, bis endlich Ruhe ſuchend die tiefäugigen Jungfrauen ſich ſchmiegten an die Bruſt der hohen, ſtarken Felſenjünglinge! Da ſank auch dieſe dunkelfarbige Seejungfrau dem hohen Monte Cavo in die ſtarken umſchließenden Felſenarme, ihr brauſendes Feuer löſchte eine tiefe, ſanfte Liebesſehnſucht und in ihren tiefen, feuchten Augen trägt ſie ſtets ſein theures Bild.

Doch der Teufel hole dieſe langweilige Schwärmerei; ich würde es, wenn mich auch eine ſolche augenblickliche Laune überkommt, doch wol am Ende ſchwerlich aushalten, mit der Schöpfung allein zu leben und, wenn auch die Zukunft, doch gewiß nie die Vergangenheit vergeſſen können, ſowie auch nicht die Gegenwart, ſo lange es noch ſolche Weiber an dem Albaner See gibt. Das Albaner Gebirge ſcheint wirklich eine Vorrathskammer ſchöner Weiber zu ſein; reizt mich auch eine ſchöne Gegend ſo, daß ich Alles vergeſſen und mich ganz hingeben könnte, ſo reizt ſie mich doch unendlich mehr, wenn ſie von ſchönen Menſchen belebt wird. Uns ſtehen die Menſchen doch einmal am nächſten und ſind in dem großen Buche der Natur denn doch das Blatt, deſſen Schrift uns am erſten noch verſtändlich iſt.

Endlich, nach einem langen ſchönen Wege, kamen wir zum Emiſſario; den ganzen Weg am See hin ſieht man in demſelben noch Subſtrate von Gebäuden, wahr-

ſcheinlich von alten Villen. Der Felſenuferrand, der ringsum von der Waſſerfläche ſanft aufwärts ſteigt, erhebt ſich, wo der Emiſſar iſt, etwas plötzlicher und ſchroffer und bildet ſo eine Art von kleinem Vorſprung in dem Felſenkreis; in dieſem Vorſprung iſt der Anfang oder Eingang des Kanals und damit dieſer nicht verſchüttet und ein ſo beſchwerliches und mächtiges Werk nicht verdorben wird, iſt, wie der Vorhof vor der Stiftshütte, aus ungeheuern Quadern eine rieſenhaft ſtarke Mauer davor gebaut, die im Innern ihrer drei Wände (die vierte bildet der Felſen) eine Art Hof oder offene Halle bildet. Der ganze Felſenvorſprung iſt mit alten, ſchönen, immergrünen Eichen bewachſen und namentlich hat eine auf der Mauer dieſes Hofes wie ein Briareus mit hundert Armen ihre mächtigen Wurzeln geſchlagen, ſodaß, wenn man in den Hof eintritt, man unter den Wurzeln ſteht und erſt durch dieſe in die dunkelgrüne Nacht der alten beſchatteten Krone dieſer Eiche hinaufblicken kann. Vor dem Eingang zu dem Emiſſar ſteht noch auf dem ſchmalen Uferweg, den der Abzugsgraben bis zum Felſenthor durchſchneidet, ein ganzer Kranz von ſolchen alten Eichen, die wie die Rieſenwacht um einen Zauberhort dieſes Meiſterwerk alter Zeit in ihrem dunkelgrünen Mantel zu verbergen ſcheinen, damit die freche Zeit nicht ihren zerſtörenden Zahn auch hieran lege. Von Alter und langem Wachen müde, neigen einige ihr ernſtes Haupt hinab in den tiefen, aber klaren Born des Sees, aus dem ſie immer neue Kraft und Wachſamkeit zu trinken ſcheinen und wie verjüngt aus dieſem Zauberbade ſich erhebend ihre vollen, ſaftig grünen Zweige in die Luft hinausſtrecken.

Nun in den Emissar, in den eine kleine, jetzt verschlossene Thür führt. Inwendig bis zur innern Felsenwand führt noch der Abzugsgraben; hier zündet der Führer einige Wachslichter an, die er auf ein Stück Holz klebt, dann auf das Wasser setzt und von dem Strom des Wassers in den Felsen hineintreiben läßt. Da wird, je weiter sie verschwinden, immer undeutlicher ihre Flamme und zuletzt erscheinen sie wie goldne Sterne. In dem Vorhof, wo man steht, ist Alles von einem ziemlich mystischen Scheine leicht erhellt; darüber sieht man nichts als die nächtliche Welt des grünen Laubes und aus dieser die phantastischen Wurzeln hervorragen, die den nackten, grotesk gebildeten Fels umklammern. Aus der Felsenhöhle heraus zieht eine kalte, nasse Luft und der geheimnißvolle Gesang der schwarzen Wellen. Dabei tönt von oben, wie fern her aus einer andern Welt, schwach und träumerisch das Singen der Vögel, sodaß das Ganze ein Leichenzug von Elfen erscheint, die unter dem Trauergesang der befreundeten Vögel und des Geläutes der Blätter ihre geliebte Königin zu Grabe tragen. Lange, ich glaube wol ein Miglie weit, kann man die Flämmchen verfolgen, da der Kanal ganz schnurgerade geht. Nachdem wir kalt genug in dieser Kerkerluft geworden, suchten wir wieder des Sonnenhimmels erquickende Wärme, aber leider war die Königin des Tages untergegangen; wir gingen jedoch einen reizenden, wenn auch sehr beschwerlichen Weg, nach Albano zu, zurück.

Schon ganz Zwielicht war es, als wir endlich nach Albano auf der andern Seite, den See im Rücken, hinunterstiegen.

Die Allee war hier aus, aber wie lag Albano da! Links im Vordergrunde ſtand ein Kloſter unter dunkeln Eichen, rechts zwei einzeln ſtehende Cypreſſen, in der Mitte Albano. Es war ſchon ganz in die dunkeln Schleier der Nacht gehüllt, durch die freilich nächtlich, aber um ſo glühender die bald ganz verlöſchenden Farben ſchienen. Einzelne Pinien ragten empor und ſchwammen wie kühlende ſchirmende Fächer darüber in der goldenen Abendglut, die am Horizont in ein dunſtiges Flammenmeer mit dem Meere, das man hier ſieht, zuſammenfloß. Zwiſchen Albano und dem Meere tauchten noch einige bewaldete Hügel mit Klöſtern und Villen aus dem geheimnißvoll webenden Nebel der Nacht auf, wie Kinder, die ſchlafen ſollen, noch einmal ihren Kopf aus der Decke munter hervorſtrecken, ehe ſie einſchlafen. Hinter dieſen war die Campagne bis zum Meer ſchon tief in Nacht gehüllt, aber hell, bläulich ſilbern zogen noch an einigen Stellen lange kräuſelnde Züge von Rauch in die goldne Abendluft, wo ſie aber bald dem Auge verſchwanden. Die Sichel des Mondes zog hellſtralend, aber ziemlich niedrig, wo ſchon das Bläuliche in Gold verſchwamm, am Himmel hin. Weiter oben, wo die Luft dunkler, purpurner, flimmerten einige Sterne, hin und wieder von ſchwarzen Fledermäuſen, die die Luft durchſchwärmten, verdeckt; in den nahen Bäumen ſchlug die Nachtigall und ganz leiſe aus der Ferne antwortete ihr ſehnlich lockend und ſchwellend und ſchwellend, bis der Ton mit dem Gold des Abendhimmels zu verſchwimmen ſchien, eine zweite. Kapuziner, alte und junge, würdige und widerliche, zogen uns in ganzen Zügen entgegen, ihrem Kloſter zu, und unten in der Stadt erkannten wir, theils

im zauberiſchen Glanz des Zwielichts, der die Mängel verbirgt und wie verklärt das Schöne zeigt, theils in den Thüren und Hallen der hell erleuchteten Häuſer Weiber, majeſtätiſch wie Königinnen und reizend wie Göttinnen. So befriedigt, jedoch ſehr müde, kamen wir in der Villa di Parigi an.

Am andern Morgen ging ich ſehr früh durch die Stadt ſpazieren, beſuchte nach meiner Gewohnheit den Markt, den Brunnen und die Meſſe, um mir die vielen hübſchen Weiber zu beſehen, die es an dieſen Orten gewöhnlich gibt. Es war ein ſchöner, etwas kühler Morgen, die Sonne ſtand noch hinter Wolken, ſchien aber ſchon hell auf die ferne Campagne und das dahinter hervorleuchtende dunkelblaue Meer, durch das einzelne blendend weiße Lichtſtreifen zogen. Der ganze Contour des Ufers, vom friſchen Morgenlicht erhellt, hob wie die Goldadern und Pünktchen im lapis lazuli ſich hell vom dunkeln Meereshintergrunde ab; näher zu uns lag Alles im morgennebligen Schlagſchatten. An dieſer Ausſicht weidete ich mich von der Terraſſe hinter unſerm Hauſe, pflückte einige Ranunkeln, deren tiefe Glut mir wirklich als die Sprache einer unbekannten heißen Welt erſchien. Dann kam auch Ch., der nach ſeiner Meinung zu früh aufgeſtanden war, und S., mit dem wir hinauf zum Frühſtück gingen, bei dem auch Mad. S. erſchien. Wir machten das aber ſchnell ab, da uns vor der Thür ſchon unſere Eſel erwarteten, um uns nach Nemi und Cenſano zu bringen. Wir beſtiegen unſere geduldigen Freunde und fort ging es denſelben Weg hinauf, den wir gekommen waren, bis zu dem Kloſter am Ende der Allee, wo wir die Höhe des felſigen Seebeckens erreichten.

Dieſelbe Nachtigall klagte noch und wie der Mond ſchlaflos am nächtlichen Himmel ſeine ſilberne Bahn durchwandelt, ſo ſchienen auch ihre ſehnſuchtſchwellenden Töne nur das purpurne Meer der Nacht wie goldne Schiffer durchkreuzt, ohne am Morgen das Kleinod, nach dem ſie geſucht, gefunden zu haben; aber gefangen von ihren Tönen, wie von einem ſüßen Liebesnetz, ſchien ſelbſt Aurora am Himmel gefeſſelt zu ſein. Die Glut ihrer Wangen, die Morgenfriſche ihrer Purpurlippen war von einer milden, feuchten Glorie umſchleiert; wie vom heiligen Mitleid feſtgehalten, lag der junge Tag als matter, dunkler Goldgrund rings am öſtlichen Horizont ausgebreitet und ſo ſpiegelte ſich auf dieſem gleich einem ernſten Heiligenbild auf goldnem Grunde die dunkelviolette ernſte Landſchaft ab. Unſer Weg führte uns bald von der Landſchaft rechts ab in einen ſtundenlangen Wald, im Sommer ſeiner grünen Friſche wegen gewiß ein reizender und wohlthuender Weg, jetzt aber leider noch etwas kahl, da faſt alle Bäume Laubholz ſind, das noch weit zurück war. Noch einige Mal ſahen wir die Landſchaft, immer gleich ernſt und ſchön, nur daß das Gold am Himmel erblaßte und von einer dunkeln Wolke, die immer tiefer ſich hinunter ſenkte, faſt ganz verhüllt wurde, ſodaß zuletzt nur noch ein kleines Fleckchen wie ein liebeſehnendes Auge unter dunkel umſchatteter Stirn hervorſah. Schon ſtreifte die Sonne über die Ferne und namentlich über Rom, ſodaß es goldiger zu ſchimmern anfing, als wir, ich für lange Zeit, die Andern vielleicht für ewig, den letzten Blick auf dieſe Herrlichkeit warfen und vom Geſang der Nachtigallen begleitet tief in den Wald hineinritten. Schien es doch, als breitete der

Sonnenglanz immer weiter und weiter nach uns seine Arme aus, um uns zurückzuhalten; wir aber ritten in den dunkeln Wald hinein, um bald ein neues Zauberschauspiel zu erblicken.

Endlich öffnete sich der Wald und wir waren hart am See; gerade über uns lag er, der See von Nemi, von dem man nichts Schöneres, Bezeichnenderes sagen kann, als sein alter Name sagt, lo specchio della Diana, der Spiegel der Diana. Der See ist von einem ähnlichen Felsenkessel eingefaßt wie der Albaner See, nur daß dieser kleiner ist, dessen Ufer daher verhältnißmäßig höher sind, und hier der Monte Cavo fehlt; dafür steigt auf der einen Seite aber das Ufer nicht unmittelbar in die Höhe, sondern bildet erst zwischen dem Wasser und dem Hintergrunde ein ziemlich großes und grünes Thal einen großen Obstwald, der gerade jetzt in Blüte stand und so reizend war, daß, wenn der See der Spiegel der Diana, dies grüne Thal gewiß ihr Schmuckkästchen sein konnte. Unser Vordergrund war ein schöner waldiger Felsenweg, auf der rechten Seite begrenzten ihn die Baumcontouren des Waldes, auf der linken aber eine steile, in phantastisch großartigen Formen aufsteigende Felswand, die aber auch nur hie und da ihre nackte Härte zeigte, sonst in großer Ueppigkeit mit Epheu fast bewaldet war, der so den Felsen überwucherte, daß er zu dickstämmigen, vielästigen Bäumen gestaltet von irgend einer grotesken Klippe herunterhing. Auf diesem dunkelgrünen, fast schwarzen Grunde schimmerte das ganz zarte junge Grün der neubelaubten Bäume, die hier schon weiter waren, weil sie gedeckt standen, gar lieblich. Am Ende dieses Felsenweges lag vor uns Nemi, das

ungemein ſchön auf einer in den See vorſpringenden Klippe aufgethürmt iſt, Cenſano gerade gegenüber, das ebenſo ſchön auf dem andern Ufer ſich erhebt, ſodaß ſie wie zwei goldne Greife erſcheinen, die im dunkeln Walde Wache halten, damit Keiner es wage, dem geheimen Bade der keuſchen Göttin zu nahen. Zwiſchen dieſen beiden Städten, die aus dem dunkeln Grün wie zwei Fackeln der Göttin beim Bade vorleuchten, ſieht man über das bewaldete Felſenufer weg erſt eine fruchtbare, an Villen und Klöſtern reiche Campagne; dann wird ſie öder, aber immer ſchön in Form und Farbe, und endlich begrenzt ſie das Meer, das, von der Sonne erleuchtet und deshalb in den verſchiedenſten Farben glühend, wie ein ungeheuerer Diamant Waſſer und Feuer zu vereinigen ſchien. Einzelne weiße Segel durchfurchten dieſes Lichtmeer, gegen welches das Land davor, obgleich von der Sonne roſig beſchienen und in bunten Farben wie ein Blumenteppich prangend, doch dunkel und matt ausſah.

Vorne nun lag auf der einen Seite Nemi und die erſt genannte Felſenwand in einem dunkeln, purpurglühenden Schatten, aus dem wie unentdeckte Welten die Form- und Farbenwelt vordämmerte; aber goldflammend war von der Sonne der Contour dieſes Ufers umglüht und floß in immer breitern Strömen über die bewaldeten, blühenden Felſen hin, je weiter ſich das Ufer nach der andern Seite, wo Cenſano lag, herumzog. Dieſes lag in den prächtigſten Farben ſchimmernd da. Der See ſelbſt war größtentheils im Schatten und nur an der Cenſaner Seite ſtreifte die Sonne mit ihrem Flammenfinger darüber hin, daß er gleich Juwelen blitzend

auffuhr; aber durstig schien das glühende Ufer hinabzusinken und in seiner dunkeln kühlen Tiefe sich den Sonnenbrand zu stillen. Gar zu gern hätte ich hier eine Mondnacht verlebt, doch, so Gott will, werde ich es auch einst, um die keusche Göttin zu belauschen, wie sie hinuntersteigt, ihre schönen Glieder in diesem Spiegel zu beschauen und sich zu schmücken für den nächtlichen, heimlichen Besuch bei dem schlummernden, geliebten Endymion. Dann rauschen Kühlung ihr die dunkelgrünen Fächer der Wälder zu, tiefathmend duften die Blumen auf und säumen den Mantel mit Gold- und Regenbogenfarben. Da kommen die Rehe zum vertraulich stillen Bade und spannen sich freiwillig an der Göttin Wagen; dann scherzen und spielen die Nymphen mit den Elfen der Blumen und Blüten, reiten jauchzend auf Rehen einher, schaukeln sich neckend in Epheuranken und tanzen auf den Spitzen des schwankenden Schilfs. Im Walde flechten schon jungfräuliche Sängerinnen eine Kette aus schwellenden Nachtigalltrillern und verborgen im tiefsten Dunkel belauscht Amor das kindliche Spiel. Er berührt mit seinen wunderbaren Fingern die Blumentastatur und fährt mit seinen Purpurlippen, wie über die Pfeifen einer Flöte, über die Wipfel der dunkeln Bäume hin, die dann rauschend und flüsternd mit heiligen Liebesaccorden die stille Nacht erfüllen. Da locken sie die Rehe, die Elfen sinken träumend zurück in ihren Kelch, mit Thautropfen gleich Edelsteinen geschmückt, die Nymphen verstummen, die Göttin selbst lauscht ergriffen und tief aufseufzend dem wunderbaren Klang, bis endlich aus dem keuschen Auge Thränen perlen und Alles in sanften Morgennebel sich auflöst. Dann schlagen die gold-

rothen Greise, die Alles, was menschlich, inzwischen entfernt gehalten von diesem Götterschauspiel, das tönende Gefieder und es nahen nun Neugierige dem Ort, um die verborgenen Reize zu belauschen; aber nichts finden sie mehr, nicht einmal im Spiegel die Spur mehr von dem Götterbilde. Ich werde aber doch einmal, dem Schicksal Aktäon's mich aussetzend, mich nächtlich hinschleichen, um einen durstigen Blick in diese Wunderwelt zu thun.

Wir ritten um den See durch Nemi, wo Ch. seinen Esel, der ihn gar zu sehr chikanirte, verließ und zu Fuß ging; die Aussicht blieb immer gleich schön, obgleich sie alle Augenblicke, bei jeder Wendung, bei jeder kleinen Veränderung, sich einen neuen Reiz zu geben wußte, wie das Gesicht einer schönen Frau immer dasselbe und gleich schön bleibt und doch wieder in jedem Augenblick neue Reize durch die geringste Veränderung des Ausdrucks, durch ein leises Lächeln um den Mund, ein feuchtes Blinken in den Augen, ein Niederschlagen der schwarzen, langen, seidnen Wimpern u. s. w. erhält. In Nemi nun sahen wir am Brunnen, gerade das Gesicht auf die herrliche Aussicht über den See gewendet, ein ganzes Chor der schönsten Mädchen und Frauen, worunter auch nicht eine einzige häßliche, waschend. Das ist der Blumenkranz um diesen Spiegel der Diana, das sind die Nymphen des Sees.

Vor Nemi ward der Felsenweg noch schöner, der nackte Felsen war oft ganz rosenroth, worüber ein von verschiedenem Grün gewebter Teppich gebreitet. In Nemi selbst stehen einige Cypressen, die dem Vordergrund einen eigenthümlichen Reiz geben. Hinter Nemi hört

eigentlich dieſer Felſenweg auf, das Ufer wird breiter und flacher.

Von Cenſano aus erblickten wir den See nun von neuem, nämlich die Seite, an der wir uns erſt befanden, die hohe waldige Felswand und über dieſe weg auch den Gipfel des Monte Cavo; vorn im Vordergrund, wie ein aus dem Bad aufſteigender Held, das ſchöne den Berg hinauf ſich erhebende Cenſano; gegenüber, weiter in der Ferne, Nemi. Der See ſelbſt war jetzt mehr beſchienen, aber immer noch dunkel azurblau; nur am Ufer flammte er an einigen Stellen blitzend auf. Das ſchienen verſpätete Sterne, die vor der Sonnenhitze ſich dahin verborgen. In der Tiefe ſchwamm ein Nachen, wahrſcheinlich mit Fiſchern, die mit ihren Rudern auch glänzende Funken aus dem See ſchlugen; drei mächtige Adler kreiſten über ihnen und ſchienen drohend die Bürger dieſer feuchten Flutwelt beſchützen zu wollen. Hier nahmen wir Abſchied vom See und ritten durch Cenſano, wo Ch. uns die Straße und das Blumenfeſt beſchrieb, das er hier mitgemacht. Wir ſahen auf dem Weg noch Ariccia liegen, aber berührten es nicht, und das grüne Wieſen- und Blumenthal, wo ehemals auch ein See geweſen; dann am Wege die Subſtrate der antiken Straße, an der jetzt wilder Wein und Epheu wächſt, und noch einen Dianentempel, glaube ich, bei welcher Gelegenheit mein Eſel ein archäologiſches Talent verrieth, indem er wider meinen Willen hineinging und, o Wunder! darin einem antiken Eſel, der an der Krippe ſtand und fraß, noch in ganz verſtändlichen Tönen ſeinen Willkommen und noch in ganz gebräuchlichen Geberden ſeine Careſſen erwiderte. Ich ſchwebte in Todesgefahr und dankte

Gott, als ein Mann, sich meiner erbarmend, meinen Esel wieder von seinem Studium ab- und hinaus zu den andern Eseln führte. Dann ritten wir noch einen wilden Weg entlang an ziemlich nackten, aber sehr schön geformten Felswänden hin. Hier schien der Regen sehr gewüthet und die Straße mit großen Blöcken und umgestürzten Bäumen besäet zu haben. Endlich nahten wir Albano; da strebte mein Esel so muthig vorwärts, daß ich als Courier vorausgeschickt wurde, um das Anspannen des Wagens zu bestellen. Ich sah noch im Vorbeireiten das Grabmal der Horatier und Curiatier, das aber ein geschmackloses Ding ist und eher ein Ofen oder so etwas Aehnliches gewesen zu sein scheint. In Albano machte mir mein Esel viel zu schaffen; wenig Häuser vor unserm Wirthshaus standen drei schöne Mädchen in der Thür, mein Esel verrieth Geschmack und wollte zu ihnen. Erst ließ ich ihm seinen Willen, endlich, als er trotz ihres lachenden, aber doch zürnenden Widerstandes nicht nachgab, brauchte ich mein Ansehen, aber vergebens; der Esel war so sehr Ritter und Bewunderer des Schönen, wie Forscher des Alterthums. Ich konnte ihn auch vor Lachen kaum halten und die Mädchen vor Lachen kaum die Thür des Hauses schließen; als aber das noch nichts half und mein Esel sie jämmerlich zu beschwören und mit dem Kopf gegen die Thür zu stoßen anfing, wahrscheinlich um sich eher das Leben zu nehmen, als ihren Anblick zu meiden, oder weil das Haus vielleicht sein Haus und in demselben sein Stall war, da fingen hinter der verschlossenen Thüre die Mädchen an zu schimpfen und zu fragen, ob ich denn toll sei und mit Gewalt eindringen wolle? Ich versicherte sie dagegen, daß

mein Esel der gescheidtste auf der Welt sei und ganz recht habe; übrigens, wenn sie mir dafür den Einlaß versprächen, wollte ich absteigen und ihn fortbringen, worauf sie lachend wegliefen und mir noch zuriefen: „che matto" (was für ein Narr seid Ihr)! Nun stieg ich wirklich ab und zog meinen Esel mit aller Gewalt, ihn aus Leibeskräften peitschend, fort, wobei mich oben aus einem Fenster des Hauses die drei erwähnten Grazien noch verhöhnten und mir zuriefen, ich sei zu schwach, ihre Festung mit Sturm zu nehmen. Endlich kam ich schwitzend in unserm Wirthshaus an, bestellte den Wagen und bald kamen auch die Andern. Wir frühstückten noch ein wenig und fuhren dann bei ganz grauer, trüber Siroccoluft fort.

Anfänglich hatte die Gegend noch manche Reize; die nächste Gegend um Albano war ein Blütenwald, sodaß sie, indem wir hinunter fuhren, aussah wie ein grüner Rasen, auf dem die Himmelsschäflein weideten, oder eine smaragdne Flut voll weißer Schwäne; bald ward die Gegend aber öder, das Wetter immer schlechter und die von Ferne winkenden Berge kleideten sich immer mehr in das alte bekannte Kleid, worin ich sie so oft von Rom aus gesehen. Um nach diesen genußreichen Tagen den Unterschied zwischen Auszug und Rückzug recht auffallend zu machen, fanden wir auf der ganzen öden Straße nur einen leeren Weinkarren, auf dem die Führer, von Sirocco überwältigt, schliefen und den die Pferde halb im Schlafe zogen; an zwei verschiedenen Stellen mitten im Wege lag ein todtes, pestilenzialisch stinkendes Pferd, halb von Hunden zerrissen, und an einem andern, später

gefallenen, zerrte sich gerade noch ein Hund ein blutiges Stück aus dem Schenkel heraus.

Wir waren alle müde und stumm, schliefen hin und wieder etwas, beschleunigten aber den Weg so, daß wir schon den Mittag um 3 Uhr in Rom waren. Sobald ich ausgestiegen, ging ich gleich nach Hause, packte und schaffte alle meine Roba aus meinem Hause fort, weil ich am andern Morgen Milde begleiten und nachher mein Logis nicht wieder beziehen wollte. Als ich gepackt, ging ich zu S., um Abschied von ihm zu nehmen, er war aber nicht mehr zu Hause. Dann ging ich noch zuletzt mit Ch. in eine Osterie, wo wir noch bis 10½ Uhr saßen und noch einmal recht von Herzen schwatzten. Ich habe glückliche Tage mit ihm verlebt und ihn noch lieber gewonnen, als ich ihn schon hatte. Früher war er mir vielleicht nicht enthusiastisch genug, weil ich es zu sehr war; jetzt aber, wo ich gebändigter bin, ringsum fast nur halb schlafende und so wenig wirklich durchglühte Menschen sehe, jetzt ist er mir ordentlich ein erwärmendes Feuer, und tröstlich war es mir, mit ihm über die verschiedensten Angelegenheiten des Lebens und der Welt zu sprechen und seine Brust dieselben Melodien singen zu hören, die meine Seele spielt, wenn auch oft etwas stärker, oft etwas schwächer. Merkwürdig ist es mit dem Abschiedskuß, ohne welchen mir kein Abschied von einem Menschen, den ich liebe, vollkommen zu sein scheint. Wie beim Gebet das Amen erscheint mir dieser Kuß. Bitte ich um geringe Dinge, deren Gewährung mir wenig am Herzen liegt, so setze ich kein Amen dazu, wie bei nicht geliebten Bekannten oder Freunden. Liegt aber an einer Sache mir etwas, so kann ich nie dringend und innig

genug beten, würde nie zu Ende kommen, würde immer von neuem beginnen und, um denn doch endlich ein Ende zu finden, setze ich das Amen hinzu, um darin Alles, was ich nicht mehr sagen kann, auszudrücken. So ist der Abschiedskuß das Amen der Liebe oder Freundschaft. Ch. hat übrigens mir wirklich wieder Lust und mich fähig gemacht, nach Hamburg zu kommen und den Gedanken, Rom zu verlassen, leichter zu ertragen. Ich freue mich, mit ihm einst auf gemeinschaftlichem Wege das Leben zu durchwandeln.

Am Donnerstag, den 12. April, fuhren wir, Milde, Neher, Meier und ich, nachdem wir manche Scherereien wegen der Pässe u. s. w. am Thore gehabt, um einmal wieder in der freien Natur uns herumzutreiben, zur Porta degli Cavaleggieri hinaus. Es war ein kühler, aber heitrer Tag, der Weg furchtbar langweilig, öde und wüst, wobei nur der Blick auf das immer ferner rückende Rom, den Peter, Monte Mario und die schöne Gebirgslinie, die sich um Rom wie ein Heiligthum lagert, einigen Trost gab. Wenn die übrige Campagne auch hin und wieder öde ist, so hat sie doch in ihren Formen etwas Reizendes und Imponirendes, das aber fehlt hier auch. Nach einigen Stunden begrüßten wir das Meer, das sehr bewegt und dunkelblau war; je näher wir kamen, je vernehmlicher erkannten wir seinen zürnenden Blick und vernahmen das gewaltige Rauschen seiner Brandung. Viele weiße Segel wurden nach und nach sichtbar und endlich gewahrten wir auch ein Dampfschiff, das am hellen Horizont wie eine schwarze Masse, wie ein fabelhaftes Thier dahinzog, das mit seinem langen Schweif von Rauch die Lüfte und die Wogen zum Gehorsam

peitscht. Es war, wie wir später in Cività vecchia erfuhren, ein französisches Kriegsdampfschiff, das Depeschen von Ancona brachte. Gegen Abend, je näher wir Cività vecchia kamen, je interessanter und schöner ward die Gegend; wir fuhren immer näher an das Meer und zuletzt bis auf Bogenschußweite daran hin. Von Viertelstunde zu Viertelstunde, oft noch näher, standen einzelne Wachtthürme, noch aus früherer Zeit, das Ufer gegen Sarazenen zu schützen; jetzt sind sie fast alle zu Telegraphen eingerichtet, aber auch außer Thätigkeit. Gewöhnlich wohnen fünf bis sechs alte Soldaten darin und haben eine alte Kanone oder einen Böller auf der Zinne, um etwanige Schleichhändler durch diesen drohenden Anblick abzuhalten. Einer dieser Thürme aber war ein förmliches Fort, auf dem sich auch mehr Soldaten befanden. Ueber einen Bach, der in das Meer fällt, führte neben einer antiken, zerstörten Brücke eine moderne. Dies war der schönste Punkt. Die Hügel mannichfaltig und schön geformt, flachten sich ganz sanft an dem Meer hin ab und diese Linie war wieder eine von denjenigen, die, wenn das Auge darauf fällt, es anziehen und festhalten, wie der Magnet das Eisen, so daß es mit Gewalt losgerissen werden muß. Bewachsen waren die Hügel alle mit einem dunkeln niedrigen, aber sehr phantastisch geformten Gestrüpp, größtentheils Buxbaum u. s. w. Der Kräuterwuchs am Ufer war auch sehr charakteristisch, er bestand aus zwei verschiedenen Arten Disteln, die in ungeheurer Fülle wucherten, fast aber die grüne Farbe mit einer silbernen vertauscht hatten und sehr symmetrisch gleich von der Wurzel ihre Blätter sternförmig auseinander breiteten; dann aus dem die ganze Campagne

durchwuchernden Asphodelus, einer Art kleiner wilder Lilie, die an und für sich sehr schön ist, aber wenn sie wie hier ganze Felder bedeckt, diesen ein wüstes, verblichenes Ansehen gibt und einen sehr widrigen Gestank verbreitet, verstärkt durch den Aasgeruch des verfaulten Meerwassers und Grases. Nah am Meer ist das Ufer nackt und besteht aus bunten Steinen, Kies oder einer Art gelben oder goldrothen Halbfels, einer Art Tuff oder Porzellanerde. Diese Farbe nun und auch die gelbgrüne des vertrockneten Meergrases leuchtet in der Sonne wie Gold und scheint ein glühend goldner Reif um das dunkelblaue Meer. Je näher wir kamen, je tiefer rückte die Sonne und je höher hervor die Stadt. Nun sahen wir auch zwei große Schiffe mit vollen Segeln hin und her laviren. Das Meer wogte mit seinen weißen donnernden Wellen zu uns herauf und Möven flatterten kreischend über die Brandung; höhnisch plätscherten und lachten dann diejenigen, denen es möglich gewesen, in eine Bucht einzudringen. — Der Wind pfiff sausend durchs Gestrüpp, der frische Meerathem und der faule Gestank des Grases und der genannten Blumen, das Alles zusammen schien mir ein treues Bild des Lebens; bei allem Reiz, bei aller Schöne so viel Widerwärtiges, giftig Bittres, so viel Oedes; der reiche Himmel der Liebe und der Poesie zurückgedrängt von dem dunkeln trüben Schmerz, dem kalten bittern Haß, dem giftigen schneidenden Hohne.

Kurz vor Cività vecchia, wo es belebter wurde und Alles besser bebaut ist, ja sogar Palmen in den Gärten stehen, da ging die Sonne unter; flammentrunken reichte lechzend der Tag seine brennenden Lippen dem Meer zum

Kuß. So fuhren wir in Cività vecchia ein, grüßten jedes vorübergehende hübsche Mädchen und mußten von Hinz zu Kunz, ehe wir ein Logis bekamen, und zwar in einem Privathause. Cività vecchia ist Hafen und Festung zugleich, von Bramante gebaut; die übrige Stadt ist neuer, sehr belebt und namentlich jetzt durch viele Fremde überfüllt. Zwei französische Dampfschiffe lagen im Hafen; mir wurde ganz heimisch, als ich so viele Matrosen und ein Seestadtleben sah, was ich so lange entbehrt hatte. Es gibt viele schöne Frauen da, die fast alle ohne Unterschied des Standes einen großen weißen Schleier hinten über den Kopf und zu den beiden Seiten bis auf die Hüften herab hängend zu ihrem großen Vortheile tragen.

In Cività vecchia fanden wir einen Deutschen, der lange in Rom Bierbrauer war. Dieser besorgte sehr gefällig unsere Päße und aß mit uns zusammen im Wirthshause, wo wir ganz delikat speisten. Spät in der Nacht begleitete ich ihn mit Neher noch durch die Stadt und dann kehrten wir Beide allein zurück. Es regte sich keine Seele mehr, weder in den Straßen noch in den Häusern; aber als wir in unser Haus gehen wollten, bemerkten wir auf einmal dicht hinter uns, als ob sie in der Thür versteckt gewesen, zwei bespornte Herren in Civilkleidung, die uns bis in das Schlafzimmer unserer Wirthin, durch welches wir gehen mußten, verfolgten. Diese, bereits im Bette liegend, wurde nichts destoweniger inquirirt, wer wir seien, ob noch andere Fremde bei ihr logirten und dann, wer und wie viel, ob einer, den sie bezeichneten, nicht da wäre u. s. w. Als die erschrockene Frau nicht die vielleicht gehoffte Antwort gab, öffneten die saubern

Herren nicht nur alle Schubladen, um Päſſe u. ſ. w. zu finden, ſondern drangen ſogar hinter die ſpaniſche Wand, wo die Frau ſchlief, um ſelbſt die Betten zu unterſuchen. Dieſes Verfahren empörte mich furchtbar; dabei bemerkte ich, daß die Wirthin nicht allein war, ſondern daß zwei Töchter von 15—16 Jahren neben ihr ſchliefen, die wunderſchön waren. Dies ſöhnte uns etwas mit dieſer gewaltthätigen Scene aus. Hätte uns dieſer Anblick nicht zu ſehr entzückt, ſo würden wir vielleicht den galanten Herren von der Polizei ihre Unverſchämtheit ſehr nachdrücklich vorgehalten haben.

Am andern Morgen, nachdem ich meinen zerbrochenen Schirm dem genannten Deutſchen zur Beförderung nach Rom gegeben hatte und Milde und Meier ſchon zu Fuß vorausgegangen waren, nahmen wir, Neher und ich, ein Carettino nach Corneto. Dieſe Carrettini ſind zweirädrige Wagen wie unſere Cabriolets, mit zwei Sitzen, jedoch nicht ſo bequem, fahren indeſſen mit ihrem einen, immer ſehr ſchönen ſtarken Pferde ſchnell wie der Wind und ſo raſſelten wir zum Thor hinaus. Es war ein ſchöner, windſtiller Tag und daher das Meer heller und duftiger, ſo daß es am Horizont faſt in den hellblauen Dunſt des Himmels verſchwamm. Bald hatten wir Civitä vecchia aus den Augen verloren und keinen andern Reiz als das Meer, von dem wir uns aber allmälig auch wieder entfernten. Nach einer Stunde ohngefähr trafen wir die beiden andern Gefährten auf der Straße, die, weil dieſe ſo langweilig, gern mit eingeſtiegen wären, wenn wir Platz für ſie gehabt hätten. Auf halbem Wege paſſirt man wieder auf einer Brücke einen kleinen Fluß, dies war der erſte und bis Corneto der einzige ſchöne

Punkt. Hier theilten ſich die rechts am Wege liegenden Hügellager und verſchoben ſich in recht mannichfaltige ſchön geformte Gruppen, durch welche hindurch man, wie in ein Thor hinein, in ein angenehmes Thal ſah, das ſich weit in die Berge hineinzog und ſchon vor den Bergen begann, wo es eine grüne üppige Ebene war, mit einzelnen ſchönen, leicht belaubten Bäumen beſetzt, unter welchen eine freundliche Meierei oder ein Kloſter lag. Der klare Fluß, den wir paſſirten, kam durch dieſes Thal her und theilte ſich vor uns in zwei Arme, die eine kleine mit Bäumen beſetzte Inſel umſchlangen. Das Ufer des Fluſſes war mit ſchönem Gebüſch bewachſen, ſein Waſſer hell und klar und ſein Lauf fröhlich und raſch wie ein heiteres Jugendlied. Von hier aus ward der Weg wieder langweilig, eine formloſe Fläche, mit verkrüppelten häßlichen Korkeichen hin und wieder beſetzt, wie er auch anfänglich war; immer deutlicher aber ſahen wir die Inſeln, die wir leicht angedeutet ſchon vor Civitä vecchia erblickt hatten, nämlich I. Giunati, I. Giglio und am fernſten Elba, von welcher letztern wie Sirenengeſang ein wunderbarer Name durch die ſtille Morgenluft herüberwogte. Hätte mein Auge es auch nicht ſehen können, wiewol es nur kaum es ſah, dennoch würde ich am Himmel den Glanz dieſes Namens haben widerſtralen ſehen, gleich wie wir noch den Widerſchein der Sonne nach ihrem Untergange am Himmel erblicken. Wäre Elba noch ſo klein und unſichtbar, die Erinnerungen, die an ſeinen Klippen, gleich Schiffen, die des Sturmes Wuth geankert, hängen und dieſe Felſen blühend umranken, heben hoch zum Himmel ihr leuchtendes Haupt und ſtralen weit hin über die Welt. Wie

hallten die brandenden, plätſchernden Wogen, die von deinem Ufer, o Elba, herüberſtrömen, einſt von jenen Leiden, jenen Klagen wider, die der kaiſerliche Kummer, der majeſtätiſche Gram auf deine Schultern gehäuft! Wie brauſten im heulenden Sturme die donnernden Wogen, als ſie endlich auf ihren feuchten Schultern den befreiten Kaiſer hinübertrugen zu dem wieder offenen Thron! Aber wie plötzlich endete dein Siegesſang, mit welchem Miston ſprangen die Saiten der Harfe, als von Helenas Ufer eine kalte Todtenhand hineingriff, ein ſchauriger Seufzer ſie durchſchwirrte! Wol ſtreckt Frankreich ſein ſchönes kranzberaubtes Haupt hinaus in die kalte Meeresflut, umſonſt beſchwört es in ſeiner Verzweiflung den Wundernamen herauf aus der dunklen Tiefe und hofft zum zweiten Mal aus ihr den Phönix auferſtehen zu ſehen — aber in tauſend höhnenden Echos hallen die Wellen den leeren Namen zurück und peitſchen rächend die Bruſt des ſchönen Frankreichs.

Doch was geht's mich an! ich will Euch von Corneto erzählen, das jetzt dicht vor uns lag; an einem mit Lorber, Pinien und Cypreſſen und einigen Palmen bewachſenen Felſen iſt es phantaſtiſch hinaufgebaut und trägt ein ganz mauriſches oder orientaliſches Anſehen. Ein kleiner Ort, rings mit einer ſtufenförmig den Berg ſich hinaufziehenden Mauer, über die eine Menge viereckige hohe Mauerthürme wegſehen und von weitem glauben laſſen, daß mehr Thürme als Häuſer in der Stadt ſind. So habe ich mir immer die altteſtamentlichen Städte, oder die in orientaliſchen Mährchen, Kreuzzügen und mauriſchen Geſchichten vorkommen, gedacht. Nun ward der Weg auch ſchön und durch einen Oelwald hindurch fuh-

ren wir einen reizenden Felsweg hinauf in die Stadt. Hier stiegen wir in einem Privathause ab, bestellten für vier Personen Quartier und Essen und gingen dann, da es erst 9 Uhr war, die Stadt zu besehen. Ueber dies Haus hatte ich mich schon sehr gefreut; erstlich war es selbst ein schöner, kleiner Palast aus der Zeit Bramante's, mit einem schönen Brunnen aus dieser Zeit auf dem Hof; gegenüber waren mehrere alte Häuser mit noch erhaltenen wunderhübschen vorgothischen Fenstern und andern Resten; im Hause selbst war Alles geräumig und doch wohnlich; dann hatten wir eine nette, freundliche Wirthin mit zwei liebenswürdigen Töchtern. Die Stadt ist fast nur hineingeflickt in die Ruinen einer wahrscheinlich einmal schönen Stadt des Mittelalters. Unter den erhaltenen Trümmern sind mehrere kleine Kirchen in Basilikenstyl, die aber in ihren Hauptverhältnissen so großartig und schön sind, daß dadurch die kleinsten Dimensionen etwas räumlich Feierliches bekommen und ein Kirchlein, so groß vielleicht wie ein großes Bauerhaus bei uns, den Eindruck eines erhabenen Domes auf uns machte. Fast bei allen sieht man in das Gebälk des Daches hinein, was ich überhaupt sehr gern habe, da es nach meiner Meinung noch höher, feierlicher aussieht, als die gothischen Gewölbe. Mir ist wirklich immer, wenn ich in diesen Wald von Balken sehe, als ob sie sich wie die Thürflügel des Himmels aufthun müßten, die betende Seele einzulassen in die ersehnte Herrlichkeit. So sind fast alle Kirchen hier und nur bei einigen ist es über dem Hochaltar gewölbt; ungemein einfach und wohlthuend klar sind sie alle construirt und mit so schlichten Mitteln solch vollen Effect erreicht zu sehen, gewährt

einen entzückenden Eindruck. Das Schiff der Kirche ist auf jeder Seite durch eine Säulenreihe von den Seitenschiffen, die unmittelbar durch die Mauer begrenzt sind, getrennt. Die Säulen tragen eine Bogenstellung und auf dieser ruht das Gebälk des Daches. Bei einigen fehlen sogar die Säulen und mit ihnen die Seitenschiffe. Fenster sind gewöhnlich nur am Altar und über der Eingangsthür, diesem gegenüber. Die Verzierungen an Säulenknäufen, Simsen u. s. w. sind oft antike Bruchstücke, aber, bis auf wenige einer barbarischen Zeit angehörende, äußerst einfach, schön und geschmackvoll. Mit den wenigen Mitteln, die zu Gebote standen, wollte man dem höchsten Fürsten auch die würdigste und schönste Wohnung bereiten. Von außen sind sie gar zierlich: eine große Eingangsthür, welche nischenförmig in der Mauer vertieft liegt, auf jeder Seite von zwei, drei oder vier und mehr Säulen eingefaßt, über welche sich eben so viele Rundbogen spannen; unter diesen ist eine oben platte Thür und der Raum zwischen ihr und den Bögen ist mit einem Bild oder Sculptur ausgefüllt. Ueber dieser großen Thür ist ein rundes Fenster als Rosette. Vom Fenster aus biegen sich, wie aus dem Kelch einer Blume, consolenartige Blätter, auf deren äußerste Spitzen die äußerste Fläche der Mauer stößt. Bei einigen ist wie von Kränzen das Fenster eingeschlossen; über dieses kommt der niedrige flache Giebel des Dachs, der etwas vorspringt und oft von gezierten Tragsteinen getragen wird. Bei einigen sind die Flächen der Mauer, wenn diese zu groß, auch mit kleinen feinen Simsen, oder eben angedeuteten Pilastern unterbrochen, die aber, nur als Verzierung dienend, anzeigen, nach welchen Gesetzen die

Maſſe conſtruirt. Die Seitenfaçaden ſind äuſſerſt einfach, in einen leichten Fries abgetheilt; bei einigen auch kleine Bogenfenſter. Die Hinterfaçade zeigt, wie bei byzantiniſchen Kirchen, durch den halbrunden Vorſprung, daß hier nach innen die Niſche für den Hochaltar iſt. Auf dem vordern Giebel ſteht ein ſchönes Kreuz und einige Stufen führen gewöhnlich von der Straße zur Thür hinauf. Die Thürme ſind die ganz einfachen toscaniſchen, viereckig, mit mehreren Fenſterreihen oder Bogenſtellungen über einander, oben ein ſolches Spitzdach. In einigen Kirchen ſind ſchon Spuren gothiſcher Baukunſt, aber dieſe ſcheint hier zuerſt in ſehr barbariſcher Form aufgetreten und, danach zu urtheilen, Corneto damals ſehr in Verfall geweſen zu ſein; furchtbar ſchwere Gewölberippen, auf niedrigen plumpen Säulen, tragen das Gebälk des Daches. Bei einer ſolchen Kirche iſt auch ein curios rother gothiſcher Thurm. Wir notirten uns Mehreres flüchtig in unſer Buch, ſtreiften ſo ein paar Stunden durch die Stadt, ſahen noch manche ſchöne Häuſer in Ruinen aber auch noch gut erhalten, gothiſch, bramantiſch und vorgothiſch, ja ſelbſt noch ſpäter als Bramante, viele ſchöne Kloſterhöfe, Loggien u. ſ. w., und unter andern einen ſchönen prächtigen Palaſt, über deſſen Thor ein Cardinalswappen ſich befindet und der jetzt zum Wirthshaus eingerichtet, al palazzaccio heißt; die eine Hälfte iſt gothiſch, ſehr reich und aus den beſten Quadern mit marmornen Verzierungen erbaut, was gar ſchön ausſieht, da das Mauerwerk, an ſich ſchon hell und dunkel reihenweiſe durch einander gemauert, jetzt noch durch das Alter ernſter gefärbt iſt, hingegen der Marmor nur einen lichten gelblichen Anflug bekommen hat.

Ein neuerer Anbau ist aus der Zeit Bramante's und so reich und phantastisch auch der gothische Geschmack hier erscheint, so sieht dieser doch fast gediegener und ruhig schöner aus. Ansprüche macht das Gothische mehr, es ist ein Schönes, das uns seine Schönheit stets entgegen trägt, uns auffordert, es zu bewundern; anspruchslos dagegen ist dieser Bau, aber eben seine ruhige Größe lockt zauberisch das Auge seinen Adel auszuspähen. Hierin liegt der wahre Schönheitsadel. Der Hof und die Treppe in diesem Palast sind sehr schön und mit meisterhafter Vollendung die Nebensachen ausgebildet.

Gegenüber in einer kleinen Kirche, in welche wir zufällig traten, wurden wir ungemein überrascht; erstlich fanden wir hier unter Anderm schöne Grabmäler u. s. w., aber dann zwei sehr schöne Bilder, einen Altarschrein von Pintorichio wahrscheinlich, zwei Heilige, Madonna mit dem Kinde in der Mitte, drüber Gott Vater, und auf dem diese Bilder trennenden Rahmen sehr schöne Arabesken auf Goldgrund; jedoch war das andere Bild die wahre gefundene Perle: eine Kreuzabnahme, Tempera auf Holz gemalt, die so schön in der Composition, so treffend ist, wie ich fast nie den Gegenstand sah; sie ist im Ausdruck und Bewegung so frei, so großartig, wie bei den besten Meistern. Manche Köpfe, besonders die Hauptköpfe, sind ungemein-seelenvoll empfunden und gezeichnet, die Formen schön und edel, eben so die Gewänder, und in den nackten Theilen (Beine, Arme und Leichnam), zeigt sich auch dasselbe Streben, wenn es auch nicht immer geglückt ist. Die Farbe ist ernst und ansprechend, wenn auch etwas trocken, und die Modulation sehr braun. Ich habe nur wenige Sachen von Signorelli gesehen,

glaube aber ihn gleich zu erkennen, denn ich wüßte Keinen, der, was seine Zeit betrifft, schon so frei und männlich kühn sich bewegte, und, was die spätere Zeit anlangt, Keinen, der bei diesen Bedingungen so mächtig, so gehalten ernst und einfach blieb und doch so kümmerlich seine Stoffe behandelte. Mehr wurde ich aber später noch darin bestärkt, als ich Neher und Milde meine Meinung sagte, die dieselbe bestätigten. Es fand sich nämlich, daß zufällig das Bild eine auffallende Aehnlichkeit mit zwei gleichen Darstellungen nach Michel Angelo hat, wovon die eine in München im Elfenbeinkabinet ist, wo die Gruppe der Männer, die den Heiland vom Kreuz herunterlassen, und dessen Figur bis auf denselben Zeichenfehler, indem man nämlich dem Heiland zugleich auf den Rücken des vorgelassenen Obertheils und auf den Bauch des noch festsitzenden Untertheils des Körpers sieht, nach dem Bilde hier copirt zu sein scheint, nur daß dieses schöner und vollendeter ist. Zweitens existirt ein Bild von Volterra nach Michel Angelo's Composition, wo am Fuß des Kreuzes die Madonna hintenüber mehreren Weibern gewaltsam in die Arme schlägt; dieselbe Gruppe ist hier, aber ebenfalls viel, viel schöner und würdiger, indem hier die Madonna sich nicht wie außer sich geberdet, sondern von der Last des Schmerzes überwältigt ohnmächtig hintenüber gesunken den Weibern in den Armen liegt. In dieser Gestalt und in dem schönen Gesicht der Madonna mit den halbgeschlossenen Augen und dem fast selig entzückt geöffneten Munde liegt ein Zauber, wie ich ihn selten in Gemälden fand. Es ergriff mich wirklich das Gefühl wie an der Bahre einer recht schönen und geliebten Leiche, eine schmerzliche Selig-

keit; von Schmerzen fühl' ich mich durchdrungen, ſehe ich dieſe Madonna, daß ich laut aufſchreien möchte, und doch wag' ich kaum zu athmen, denn in den ruhigen Zügen, die freilich die Freude dieſes Lebens nie wieder koſten werden, liegt eine Art andachtgebietender Verklärung, die ſchon von dem Morgenhauch des ewigen Friedens zu ſtralen ſcheint. Sehr ſchön iſt noch der Nicodemus, glaube ich, der den verzeichneten Oberkörper des Heilands, den zwei andere über das Kreuz gebeugte Figuren, wahrſcheinlich Joſeph von Arimathia u. ſ. w., in Tüchern niederlaſſen, ungemein ſorgſam, innig liebend in ſeine Arme aufnimmt. Dieſe Figur iſt ganz von hinten und auf einer Leiter ſtehend, gezeichnet, aber ſie ſpricht wie das ausdrucksvollſte Geſicht. Dann iſt noch das Motiv der Magdalena ſehr ſchön, die unten am Kreuz, halb ſtehend, halb auf einem kleinen Erdhügel knieend, im Profil, das Kreuz mit des Heilands Füßen umarmt, dieſe küſſend und mit ihrem Schleier das Blut abtrocknend.

Doch ganz vergaß ich zu ſagen, warum dieſe Aehnlichkeit mit den Michel Angelo'ſchen Compoſitionen mich in meiner Meinung beſtärkte. Es iſt nämlich bekannt, was auch jeder in Orvieto nur zu deutlich ſehen kann, daß Signorelli von allen Meiſtern ſeiner Zeit den meiſten Einfluß auf Michel Angelo hatte, daß dieſer ihn unermüdlich ſtudirt, ganze Sachen, Ideen, Motive aus ihm geſchöpft und eigentlich ſeinen angedeuteten Weg fortgeſetzt und ausgebildet hat. Der war, wenn er auch nie bei ihm arbeitete, ſein Meiſter eigentlich. So ließe ſich nun wol denken, daß der Münchener Elfenbeinſchnitt, eine Jugendarbeit Michel Angelo's, eine Signorelli'ſche

Composition zum Vorbilde gehabt, daß auch Motive aus dieser später noch bei dem späteren Volterra'schen Bilde ihm vorgeschwebt. — Doch genug, ich wollte Rumohr oder Ch. kennten es.

In einer andern Kirche sahen wir ein paar hübsche Bilder, namentlich eine schöne Heilige, die wirklich wie aus der Rafael'schen Schule aussah; auch einige Giotto'sche Fresken, d. h. aus dessen Zeit und Schule, doch waren nur wenig Spuren noch vorhanden. Hierauf erfreuten wir uns an der schönen Aussicht, die man von mehreren Punkten der Stadt übers Meer nach den Inseln, über die Campagna nach Cività vecchia und auf die Hügelkette und die dahinter liegenden höheren Berge des Apennin hat; freuten und amüsirten uns ferner mit den schönen und, weil hier so wenig Fremde herkommen, noch äußerst naiven, freundlichen und unbefangenen Mädchen und Weibern der Stadt, die, wo wir gingen und die Häuser ansahen, oder gar zeichneten, uns zusprachen, Kußhände zuwarfen und winkten, aber auch Gesichter schnitten, und gingen dann um 12 Uhr sonnenverbrannt und müde, aber sonst munter und wohl nach Hause.

Noch habe ich zu erwähnen, daß ich an den Säulen einer kleinen Kirche, die die Hauptthür einfaßten, ganz flach in Basrelief in zwei, drei und vier Reihen über einander in der Rundung des Säulenschafts Figuren von Heiligen, Männern und Weibern fand. Auch ein ausgegrabener Stein, ein Carniol mit einer geschnittenen Figur, wahrscheinlich etruriſche Arbeit, wurde uns von einer schönen Frau zum Verkauf angeboten, die uns dabei in ihr Haus einlud. Die Arbeit hatte aber trotz ihres

Intereſſes an und für ſich zu wenig Kunſtwerth, da ſie durchaus unſchön war, und die Frau forderte zu viel; ſo gingen wir wieder, ihr blos einige Artigkeiten über ihre Schönheit ſagend, die ihr glaube ich eben ſo lieb als Geld waren.

Als wir nach Haus kamen, fanden wir auch die Andern, aßen zuſammen, freilich Faſtenſpeiſe, aber delicat, tranken einen reinen guten Wein, wenn auch etwas ſehr viel, dazu, gingen dann ins Café und von da mit einem Führer hinaus zu den alten etruriſchen Gräbern. Bis zu dem entfernteſten, das aufgegraben, iſts ungefähr eine gute halbe Stunde; es war ſehr heiß und alſo der Weg etwas beſchwerlich. Gleich vor der Stadt beginnen dieſe Grabeshügel; was ſie urſprünglich geweſen, läßt ſich wol ſchwerlich nachweiſen, die Inſchriften kann man nicht leſen, weil ſie etruriſch ſind. Viele Vaſen hat man darin gefunden und aus dieſem Umſtande und weil es an und für ſich nur niedere, fenſterloſe, kleine, oft ein wenig gewölbte Räume ſind, hat man ſie für Grabeskammern genommen. Daß ſie aber anfänglich nicht äußerlich mit Erde überſchüttet waren, ſcheint mir die ſaubere architektoniſche Ausführung der Außenmauer bei einigen, die aufgegraben, zu beweiſen. Jetzt ſind ſie alle dick mit Erde umſchüttet und dieſe mit demſelben feſt gewirrten ſchwarzgrünen Geſtrüpp bewachſen, wie das ganze Ufer an der See. Jeder einzelne Hügel iſt ſo hoch ungefähr wie ein einſtöckiges Haus, ſteigt gewöhnlich ſehr ſteil von dem Boden auf in die Höhe und das melancholiſche Geſtrüpp, durch das ſich Epheu ſchlingt, läßt nur an wenig Stellen den gelben Lehmboden durchblicken. Mit ſolchen Hügeln, die alle unmittelbar an einander hängen, iſt ein

weiter flacher Hügelrücken bedeckt und sieht daher wirklich aus wie ein hochwogendes, dunkles, sturmbewegtes Meer. — Aber lange ist das Wogen und der Sturm vorbei und tiefe Todtenstille und Ruhe herrscht hier. Ringsum sieht man in weiter Entfernung keine Spur menschlichen Daseins, nur eine wilde Haide auf der Nordseite, von Westen bis fast zum Süden hin von niedern aber schön bewegten Bergcontouren eingeschlossen, über welche einzelne höhere des Apennin neugierig wegsehen, unter diesen der Monte Fiascone. Am nordwestlichen Ende verliert sich der Bergcontour in die bleichen aufdämmernden Umrisse der Inseln, die aus dem Meer duftig matt hervortauchen, wie einzelne tiefe, ahnungsvolle Seufzer. Die westliche Hälfte des Panoramas begrenzt des unbegrenzten Meeres Fläche und scheint der Sehnsucht breiter Weg zu sein; da, wo im Silberduft sich Meer und Himmel küssen, wo in des blauen Meeres bittre Schmerzenstränen der Himmel seine Glorien senkt, da liegt die Welt voll neuen schönen Lebens, da liegt das Zauberland, die blütenreiche Heimat der goldgeschwingten Hoffnung; dahin flüchtet zu dem ewigen Frühling vor dem Winter dieser Welt die Liebe sich, dahin schwebt auf ihrem Zaubermantel vor der Prosa dieses Lebens die regenbogenfarbige Poesie; dort ist ihr wunderbares Reich, dort, auf jenen glückseligen Inseln. Dahin sehnt sich unser Blick; gleich einem weißgeflügelten Schiffe, von der Flut der Sehnsucht getragen, treibt es dahin und sucht und sucht und kehrt nicht wieder, um zu berichten, was es dort gefunden!

Doch zurück zu meiner Landschaft. Am südöstlichen Ende, wo die Hügel sich ganz dunkel ins Meer hinein-

flachen, liegt faſt vom Glanz des funkelnden Meeres überblendet, Cività; das flache Ufer an der See iſt fruchtbares Acker- und Wieſenland, von einzelnen kleinen Flüßchen durchſchnitten, die wie flüſſiges Silber durch das dunkle Land ins Meer ſich ergießen. Zunächſt den Bergen, wo die Campagna hüglicher wird, ſcheint es auch ſehr fruchtbar zu ſein, obgleich es öde und leer ausſieht, indem es faſt nichts als unabſehbare Getreideflächen gibt. Zunächſt dem Gräberhügel iſt Alles ſchwarzbebuſchte, zerriſſene Haide, aus der nur hin und wieder grüne Wieſen blicken; in dieſer Haide lag, durch ein kleines Wieſenthal getrennt, dem Gräberhügel gegenüber, auf dem Plateau eines großen Hügels, das alte Tarquinii, der Stammort der Tarquinier. Deutlich ſieht man an der Form des Felſens noch die Form der Stadt, auch hin und wieder noch Spuren von Ringmauern; ſonſt iſt es eine öde Fläche, wo man noch viel ausgräbt. Einſt mag es eine herrliche berühmte Stadt geweſen ſein, die den Römern viel zu ſchaffen machte. Furchtbare Kriege hatte ſie mit den Römern, in deren einem, ich glaube zur Zeit der Republik, ſie, mit Fackeln bewaffnet, dieſe auf die Römer ſchleuderten und ſie zurückſchlugen. Zwiſchen dem Gräberhügel und dem Meer liegt Corneto und um dieſes ringsherum, wie ein Garten, ein Wald von Oelbäumen, Weinſtöcken u. ſ. w. Eine noch erhaltene Waſſerleitung zieht ſich von den Bergen durch die ganze Fläche bis Corneto, iſt aber nur an einigen Stellen zu ſehen, weil ſie, wo das Land höher iſt, unter der Erde fortgeht.

Wir ſtiegen mit Wachsfackeln in die Gräber hinab; ſie ſind alle ausgemalt, mehr oder weniger reich und gut, beſſer oder ſchlechter, wie die Vaſenmalereien, nur

daß dieſe mit Farben ſind, d. h. man ſcheint vier oder fünf Farben gekannt und mit dieſen ſo paſſend als es ging, aber ohne Motivirung und Nüancirung, Alles angeſtrichen zu haben. Die beſten, die ich ſah, erinnern ſehr in den Motiven der Bewegung, Form und Köpfen an die Angineten, nur daß dieſe noch kindiſcher, unbehülflicher ſind. Mit Einem Wort, roher als die Vaſenmalereien fand ich ſie, aber im Allgemeinen iſt es höchſt merkwürdig zu ſehen, wie ein Volk, das in ſo früher Zeit gelebt, von dem Das, was wir von ihnen wiſſen, faſt ins Gebiet der Fabel gehört, ſchon einen ſo echten und gediegenen Sinn für Kunſt, für Formenſchönheit, für einen Geiſtesſchmuck, eine wohlthuende äußere Erſcheinung hatte und dieſer Kern bei weiterer politiſcher Ausbildung und Verbreitung, trotz der größern techniſchen Fertigkeit, trotz der größern Kenntniß aller Hülfsmittel, die es ſucceſſive erlangte, ſo nach und nach wieder verloren gehen und zuletzt ganz verſchwinden konnte. Gewiß möchte ich daher glauben, daß dieſes Volk aus einem ſchon viel reicheren Lande herkam; was es mitgebracht, das übte es aus und zehrte an dieſer Nahrung, ſo lange ſie reichte, aber ohne Austauſch mit andern Geiſtesverwandten, ganz für ſich iſolirt, in einem anders auf dasſelbe einwirkenden Himmelsſtrich. So war es natürlich, daß es ſich nicht weiter und ſchöner entfalten konnte, es blieb auf derſelben Stufe der Entwickelung ſtehen, bis endlich nach und nach, durch die Einwirkungen des Landes und Klimas umgewandelt, dieſe verglimmende Flamme erloſch. Aber wol mag man glauben können, daß aus einer ähnlichen Wurzel die herrlichſte Blüte griechiſcher Kunſt hervorragte. Denn ſo nimmt man jetzt an, we-

nigſtens Einige, daß dieſe Stämme in Italien, Pelasger, auch die alten Stammväter der Griechen, waren, die freilich ſpäter durch etruriſche, über Rhätien hereinfallende Völkerſchaften, verdrängt und vertilgt wurden. Aber wer ſagt uns, ob dieſe Kunſtwerke etruriſch oder nicht noch pelasgiſch ſind und ob die Etrurier ſie nicht ſpäter nachahmten? Leſen kann man die Schrift nicht, findet aber doch ähnliche Charaktere wie griechiſche.

Ein eigenes Leben war in dieſen Gräbern, Moosarten, die ich nie ſah, fein wie Spinngewebe und ganz ſchwarz, wuchſen aus den Spalten der Mauer, farbloſe nächtliche Schmetterlinge von ungeheurer Größe und phantaſtiſch widerliche, mir ganz unbekannte Thiere regten ſich bei Erſcheinung des Lichtes, wie fliehend und einen verborgenen Schattenwinkel ſuchend, in allen Ecken.

Wer weiß, wie viele tauſend Jahre ſie hier ſchon im Finſtern brüten und dem Lichte fluchen, dieſe Kinder der Finſterniß; ſie ſehen wenigſtens ſo widerlich märchenhaft aus, daß ſie unholde Erdgeiſter zu ſein ſcheinen, die nächtlings unter die Erde kriechen, die Wurzeln der Blumen und die aus der Erde ſprudelnden Quellen vergiften, daß, wenn die Sonne aufgeht, die Blumen verwelken und die muntern Fiſche ſterben. Wer weiß, ob nicht nach tauſend und abertauſend Jahren alle unſere Kunſttempel von ſolchem Gethier bewohnt ſind und ob dann nicht Menſchen auf der Erde wohnen, die mit allem Suchen und Grübeln von uns ſo wenig wiſſen können, als wir von dieſen. — Einige dieſer Gräber wurden ſchon zur Zeit der Römer geöffnet und, was an Gold und Koſtbarkeiten darin war, herausgenommen, dann aber wieder verſchloſſen, um den Todten ihre Ruhe nicht ferner zu ſtören,

bis auf unſere Alles durchwühlende Zeit, die geforſcht und geforſcht, Hypotheſen auf Hypotheſen gebaut hat und am Ende doch nicht weiter iſt, als vorher. Die Füchſe, die in einigen dieſer Gräber ihre fürſtlichen Paläſte haben, verlachen die Forſcher, wenn ſie in der Mittagshitze über die Hügel klettern, keuchend nach jedem Nichts ſich bücken, an dem Dornengeſtrüpp ihre modernen Hoſen und Frack zerfetzen, hüſtelnd in die feuchten Grotten ſteigen und die Brille auf der Naſe die Mauern beſchnüffeln, ob nicht irgend ein alter Schnörkel zu finden. Da liegt ſo ein grauer Fuchs ruhig zwiſchen den Aſchenkrügen und verzehrt gemächlich ſein Huhn, und wahrlich er iſt eingeweihter in dieſen Geheimniſſen, als alle die Herren, er iſt vielleicht der einzige Wächter noch der heiligen Aſche und vielleicht ein Sprößling noch aus jener Zeit, aus altem, pelasgiſchem Stamm. Der Hirt, der ſingend ſeine Herde auf dieſer Gräberwüſte hütet und vor dem Gewitter ſich in eins dieſer Gräber flüchtend zum Zeitvertreib die bunten Bilder da beſchaut, ihm werden in ſeiner Unbefangenheit die an dem ſchwarzen Buſen des Himmels hängenden Adler, die kreiſchend ihrer Enkel Grab umkreiſen und gegen die ſchwarzen Wolken des Himmels zu ſchützen ſtreben, ihm wird der melancholiſch durch die Büſche ſeufzende Wind, der brauſende Zorn des Sturmes mehr offenbaren und ſeine Seele weiter dem Verſtändniß öffnen, als die tauſend überflüſſigen Worte, die die gelehrten Herren hierüber ſchreiben. Nur ſollten wir aus den Gräbern lernen, dem Leben wie dem Tode ſeine gemeine Proſa zu nehmen und es in ein edles, ſchönes, poetiſches Gewand zu kleiden; dann hätten wir, ohne die Buchſtaben leſen zu können, die Inſchriften

verſtanden und wüßten, ohne die Zeit ihres Urſprungs zu kennen, daß eine ſchöne, hohe Zeit auch immer hoch und ſchön äußerlich erſcheinen wird.

Ich war froh, wie ich wieder Himmelslicht athmete, und warf mich matt in die warme erquickende Sonne, auf das blühende Gras, mich an den lichtgeſättigten Blumen ergötzend, die ſo freundlich nickten, als ob ſie dem Bild des Todes und der Vergeſſenheit ſeine Schauer nehmen wollten. Die purpurrothen Glocken der Cerilla (oder wie die Blume heißt) tönten Lebenslieder und die Veilchen ſangen Liebeslieder, von dem Jubel der Cicaden und der Vögel in der goldnen Sonne begleitet. Wär' ich doch ein Adler und könnte ſo in der blauen Luft mein vergoldetes Gefieder baden, aus dem Glorienkelch der Sonne neue Jugend, neues Leben ſchlürfen und die Erde zu meinen Füßen verſchwinden ſehen zu einem blitzenden, bunten Geſtein!

Doch genug von den Gräbern und zurück nach Corneto, wo wir jetzt Alles, was wir am Morgen geſehen, noch einmal ſahen und den andern Beiden zeigten. Bis zum Abend ſtrichen wir durch die Stadt, die freilich auch einen eigenen grablichen Charakter hat, indem ſie ausſieht, als ob kürzlich durch Feinde oder Erdbeben ſie zerſtört worden und die Menſchen nur nothdürftig in den Ruinen ſich wieder wohnlich eingerichtet hätten; es gibt nur zwei oder drei eigentliche Straßen mit ordentlichen Häuſern, in allen andern ſieht man mehr einzelne Mauern, halbe, offene Häuſerruinen u. ſ. w., als wirklich bewohnte Häuſer, und dieſe ſind auch gewöhnlich nur in größere Trümmer, in einen Thürbogen, in ein Mauerſtück ꝛc. hinein- und hinangeflickt. Die ganze Stadt ſcheint, dem

Klange nach, wenn ein Wagen durch die Straßen fährt, auf einem hohlen Grund gebauet zu sein, und wer weiß, was darunter ist. Die Menschen übrigens sind ein freundlicher, herzlicher, gefälliger Schlag; freilich haben sie nicht das königliche Wesen wie in Rom und dem Latiner und Sabiner Gebirge, aber dafür sind sie auch nicht so abgeschlossen; hier sind sie mehr deutsch: zuvorkommend, ohne kriechend zu sein.

Ich ging noch etwas allein vor die Stadt, um die Sonne untergehen zu sehen, und das war herrlich. Dann ging ich mit Neher zu Haus, wo wir schon Licht und die Andern rauchend fanden. Schaurig war es mir, als ich auf dem Heimweg noch in eine alte offene Kirche trat, in der schon tiefe Nacht herrschte und sich gespenstisch die durch die Fenster brechende Dämmerung an den hohen Wänden winkend und nickend bewegte. Bei dem matten Schimmer der ewigen Lampe erkannte ich eben die Nische des Hochaltars und trat näher, um wo möglich das Gewölbe darüber in dem Dunkel zu erkennen; über mir im hohen Gebälk des Daches streifte der Mond matt herein und irrte in unbestimmten Lichtstralen an den langen Balken hin; die ewige Lampe beleuchtete kenntlich nur eben, was in ihren nächsten Lichtkreis kam, doch dämmerte ihr trüber, dunkelrother Schein nach oben weiter in die Höhe, als nach den andern Seiten, und brachte so ein gewisses rothnebliges Zittern in das Dunkel. Als ich von diesem Eindruck ergriffen dastand, raschelte plötzlich dicht neben mir etwas; da versagte mir fast der Athem und Eiseskälte überlief mich. Es war eine gebeugte, alte, hohe, männliche Gestalt, die zu der offenstehenden Thür hinauswankte. Ich ging ihr nach und

erkannte vor der Thür, nur noch im Ganzen, einen schönen, weißgelockten, großen Mann, der an einem Stock ging. Gern hätte ich etwas von ihm erfahren: entweder büßte er hier besondere Sünden, oder erflehte sich für besondere Leiden Trost und Erhebung.

Zu Hause verbrachten wir den Abend äußerst angenehm. Es waren die Töchter des Hauses bei uns, der Vater und noch zwei Hausfreunde, ein Paar nette, liebenswürdige, junge Leute. Die Mutter kochte. Wir schwatzten viel, machten der jüngsten Tochter, die eine kleine, eben fertige Kokette ist und dies auf eine naive Weise übertreibt, die Cour. Sie mußte Guitarre spielen und singen, was fürchterlich anzuhören war; wir beklatschten sie dessenungeachtet, so daß sie trotz dem, daß sie erst durchaus heiser sein wollte, nachher nicht wieder aufhörte. Sie heißt Jucunda und ist wunderschön und reizend gewachsen. Ich lehrte ihr einige deutsche Worte, als: „schönes Mädchen", „geliebter Engel", „süßes Kind" u. s. w.; wenn sie diese nachsprach, so war es wirklich, als ob von der Perlenschnur ihrer Zähne einzelne abgelöst hervorperlten. Später kam auch ihre ältere Schwester Matilda hinzu. Diese war stiller und ernster und interessirte mich viel mehr als Jucunda. Sie war nicht so voll wie diese, vielmehr mager und leidend, war aber eine schöne schlanke Figur und hatte ein sehr ausdrucksvolles Gesicht. Als ich Matilda gewahrte, bekümmerte ich mich nicht mehr um ihre Schwester, sondern unterhielt mich nur mit jener. Sie ging ganz einfach und sehr verhüllt angezogen, trug einen Arm in der Binde, weil sie sich die Hand verbrannt, und schien der Aschenbrödel des Hauses zu sein. Ihre Farbe war gelblicher und

bleicher, das Haar, das in kräuselnder Fülle über ihrer Stirn herabhing, nicht blond, wie bei der Schwester, sondern schwarz; aber in ihren feinen, graziösen Formen und bestimmten, ernsten Zügen sprach sich eine tiefe schöne Seele aus. Ernst, aber liebreich, ruhten ihre herrlichen Augen auf Dem, der mit ihr sprach; dunkle Augenbrauen senkten sich tief darüber hin und bildeten einen feinen, interessanten Bogen. Länglich und fein und ein wenig gebogen war die Nase, große edle Flächen waren die Backen, ohne hohl zu sein, schön vollendet das Kinn — und den wunderbaren Mund umspielte ein schmerzlich fragendes Lächeln. Fein und dunkelroth waren die Lippen und, obgleich schön geschweift und üppig vorschwellend, durch den Ausdruck so gehalten, daß alles Sinnliche verschwand und nur ein reines Mitgefühl, eine unschuldige, kindliche Liebe darauf zu schlummern schien. Sie sprach wenig und leise, aber melodisch wie Nachtigallengesang.

Doch genug von den Weibern und zu den erwähnten beiden jungen Männern, die wieder ein deutlicher Beweis von der dem Italiener inwohnenden natürlichen Lebensgrazie waren; es waren zwei geringe Bürger, eigentlich Bauern, aber von so leichtem, unbefangenem, adelig freiem und abgerundetem Wesen, daß ein Deutscher, der jahrelang in den ersten Zirkeln sich bewegen gelernt, vielleicht eben so geschmeidig, aber gewiß nicht zugleich ebenso männlich-würdig sich zu benehmen weiß. — Ich werde diesen Sommer die Mädchen zeichnen, die Erlaubniß habe ich schon dazu.

Am folgenden Morgen brachen wir sehr früh auf, ohne noch einmal die Mädchen zu sehen. Da von Cor-

neto nach Tuscanella kein ordentlicher Weg führt und man nur einen oft unsichtbaren Fußsteig durch Wald und Feld und Haide hat, so nahmen wir einen Führer und ich für mich auch einen Esel, da 18 Miglien zu Fuß zu gehen ich nicht wagte. Es war ein kalter, aber schöner Morgen; unser Führer ein alter, gutmüthiger, jovialer Kerl, echt deutsch, auch seiner Häßlichkeit nach. Mein Esel war kein Esel, sondern ein starkes, muthig frisches Maulthier, und so trabten wir zur Stadt hinaus, besahen noch am Wege vor der Stadt eine alte Kirche mit sehr schönen, leider aber sehr überschmierten Temperabildern aus der Zeit von Pintoricchio, vielleicht von ihm, wenigstens von einem guten Meister dieser Richtung, dessen Namen (ich weiß aber nicht mehr, wie er hieß) wir auch auf einem Bilde fanden. Es waren, glaube ich, acht Bilder, ein Cyclus aus dem neuen Testament. Nachdem wir hier unsere künstlerische Morgenandacht verrichtet, zogen wir zur Belustigung der in ungeheurer Schar ins Feld ziehenden Weiber weiter und sahen Corneto jetzt von der andern Seite, wo es phantastisch schön in einem Hügelmeer schwimmt, welches durch alle Farbennüancen von schwarzem Haidegestrüpp bis zum hellsten Grün des jungen Frühlings spielte und wie Schaum auf seinen tanzenden Wellen die weißen Blütenbäume trug. Aus diesem Meere ragt schroff und nackt, nur von einzelnen Epheustämmen durchrankt, der roth- und graugelbe Felsen, auf dessen Plateau Corneto liegt, gleich dem Wrack eines Schiffes, das vom Sturm entmastet, sich hoffnungsvoll dem Spiel der freundlichen, gesänftigten Wogen überläßt. Ueber die grüne Welt blickten, wie der Heimat fernes, lockendes Ufer in blauem Duft, die höheren Ge-

birge hinweg. Die Glocken der Stadt läuteten und das Geläute verſchmolz harmoniſch mit dem goldnen Morgenäther und dem zwiſchernden Vogelgeſang und ſchien der geretteten Mannſchaft um Erlöſung flehendes Gebet.

Als wir ſo langſam durch dieſe romantiſche Gegend hinritten und von dem Meere hinter uns uns immer weiter entfernten, entwickelte ſich bald vor unſern Augen noch ein ernſterer, trüber Anblick, der nackte rothe Felſen von Tarquinii. Geſtern ſahen wir ihn von der andern Seite; von dort erſchien die ganze Gegend wie ein ſchwarzes Leichentuch über eine königliche Leiche ausgebreitet; von hier ſah man nur den blutigen Rumpf und das bediademte ſchöne Haupt des Körpers abgeſchlagen. Die Sonne flammte barmherzig darüber und wuſch mit ihren goldenen Sonnenthränen die Wunden. Von weitem glänzte noch das in Duft verſchwimmende Meer. Hier ſahen wir es zuletzt. Nun wendeten wir uns weiter in das Land und kamen zuerſt durch faſt unwegſame Haidehügel und Felſenthäler, aus welchen wir uns ohne Führer nie herausgefunden hätten, da weit und breit kein Weg, kein Haus, ja keine Spur von Menſchen zu ſehen war; unſer Führer und mein Maulthier wußten aber gut Beſcheid. Dann ward unſer Weg immer beſchwerlicher, die Gegend immer wüſter und öder, aber ſchön in ihrer Art, da die Felſen und Hügel großartig und beſtimmt geformt und wunderſchön gefärbt waren. Hie und da breiteten unabſehbare Felder ſich darüber hin und ſchienen ein menſchlicher Ruf aus weiter Ferne; dann waren ſie wieder bald mit finſtern, romantiſchen Waldungen oder Geſtrüpp bewachſen, bald wieder nackt, mit rother Haide oder einer Art grünlichem Wieſenland über-

schimmert. Kleine Waldbäche schlängelten sich hindurch, die durchwatet werden mußten und gewiß bei schlechtem Wetter die Gegend völlig ungangbar machen. Der Himmel ward immer wolkiger, die Luft schwül und siroccoartig, die Sonne schien immer matter, aber stechender. Menschen trafen wir nicht, als bisweilen einen Hirten, der seine Schafheerde hier weidete; gewöhnlicher aber waren diese eingepfercht und nur von den gefährlichen großen wilden Schäferhunden bewacht, die schon manchen einsamen Wanderer in der römischen Campagna übel zugerichtet haben und der einzelnen Wölfe gefährliche Gegner sind. Halben Wegs kamen wir durch einen großen Wald, eine sogenannte Macchia, in dem es besonders früher, aber auch jetzt noch, wie unser Führer sagte, sehr gefährlich war; Mancher wurde darin schon beraubt und umgebracht, und auch erst kürzlich Einer. Wir trafen hier an einem Brunnen einige Hirten, die Felle wuschen, und in der Ferne ihre Heerden. Es war ein schöner Platz. An einem Hügelabhang wurde der Brunnen erst in einem aus Stein gebauten Bassin aufgefangen und da ließ man ihm aus diesem wieder seinen freien Lauf, den er dann, in vielen tief gefurchten, mit schönen Gräsern und Blumen geschmückten Armen den Abhang fröhlich hinunterhüpfend, in den Versteck des dunklen Waldes hinein nahm. Hier, unter großen, am Abhang stehenden, fast hängenden Korkeichen, auf den von den Strömungen der Quellen gebildeten blumigen Inseln machten wir Halt und erquickten uns mit Brot, Pomeranzen und Wein. Mein Maulthier ging grasend dabei umher und unser Führer erzählte uns grausige Mord- und Räubergeschichten. Dann zogen wir weiter und zwar immer noch

durch dieſen Wald. Hier ſah man, fern von aller Menſchenſpur, wie in den Urwäldern es ſein muß, deutlich den Entwickelungs- und Vergehungsproceß der Natur.

Nachher ward der Weg langweilig, eben ſo öde noch, aber ganz mit unabſehbaren Feldern überdeckt; überhaupt muß die Gegend ſehr fruchtbar ſein und entweder fehlt es nur an Menſchen, ſie zu bebauen, oder dieſen an Induſtrioſität; bei uns in Deutſchland würde das eine Art goldner Aue ſein. Endlich ſahen wir Tuscanella, das, als wir bis auf eine halbe Stunde nahe gekommen, hinter einer alten zerſtörten Kirche, die an unſerer Straße lag, und einem Oelwald, der zwiſchen dieſer und der Stadt war, recht ſchön vor uns dalag. Jener Kirche gegenüber lag auf einem ſchroffen, aber flachen Hügel eine andere, wie es ſchien, auch halb zerſtörte, aber noch größere Kirche. Beide Kirchen waren durch ein Thal von einander getrennt, in deſſen grünen Feldern Weiber arbeiteten und ein heller freundlicher Bach floß. Wir beſahen aber nur die an unſerer Straße gelegene, alſo die erſtere, die dem ſehr ſchönen Thürportal nach aus der Zeit Bramante's zu ſein ſcheint; ſonſt iſt nicht viel da zu ſehen, nur iſt noch innerhalb an der Mauer über dem ehemaligen Hochaltar ein zerſtörtes, aber zum Theil noch wie Edelſtein ſchimmerndes Frescogemälde, eine Madonna mit dem Chriſtkind von Engeln umgeben, das mir den lieblichen, faſt Fieſole'ſchen Köpfen und der reinen hellen Farbe nach eine Arbeit von Lippo Lippi zu ſein ſcheint. Eine alte, ſchöne, königliche Frau, die wir bei dieſer Kirche trafen, berichtete uns in Kürze die Geſchichte der Stadt, ihren alten Ruhm und ihren Verfall; gelehnt an einen Säulenknauf im Schatten dieſer Kirchentrümmer, mit der

Hand wie beschwörend hinüber zeigend nach der andern Kirche, stand sie wirklich da, wie eine Prophetin. Im Laufe der Erzählung hob sich ihre Figur und flammten ihre Augen immer mehr und mehr. Dann aber sank sie zusammen und klagte, nur das Haupt schüttelnd, in ernsten, dumpfen Tönen über Zions Fall und Judas Elend. Staunend standen wir zu Fuß und zu Esel, wie ein Zug das Orakel fragender Pilger, die sie aufrief zur Rache, ihnen des Himmels Beistand, sein flammendes schützendes Schwert und endlichen Sieg und Erlösung verheißend. Nun zogen wir weiter. Ich und Neher theilten uns gleich unsere Freude über diese Erscheinung mit; den Andern war sie nicht so aufgefallen.

Tuscanella ist ein malerisch den Hügel hinangebautes, freundlich romantisches, aber höchst armes, verwüstetes Nest, nur eine, einigermaßen fahrbare Straße führt durch, die andern sind nur höchstens zu Esel, viele nur zu Fuß zu passiren. Dessenungeachtet sieht man einige schöne architektonische Bruchstücke aus der Zeit Bramante's. Ueberhaupt, über diese Zeit scheint in keiner dieser Städte die Blüte hinaus gereicht zu haben. Da wir von zwei unserer Bekannten, die früher hier waren, gehört hatten, daß vor dem Thor ein Wirthshaus sei, in dem sie beinahe fast umgebracht worden, so gingen wir, obgleich wir dazu genöthigt wurden, nicht in dasselbe, sondern suchten in der Stadt, bis wir eins fanden. Hier waren nun erstlich, weil die Leute nicht auf Fremde eingerichtet, keine Betten; doch endlich entschlossen sie sich, für eine Nacht ihre Zimmer und Betten zu räumen und uns zu überlassen. So bekamen wir zwei Zimmer, jedes mit einem kleinen und einem großen Bett für wenigstens

zwei Perſonen. Doch noch nicht zu den Betten, es iſt erſt Mittag, ſondern zur Wirthsſtube, in der in der Mitte der Rückwand ein ungeheurer Kamin mit flammendem Feuer war. In allen vier Ecken waren Thüren, zwei führten in die Vorküche oder Fleiſchladen, denn unſer Wirth war Schlächter zugleich, zwei nach Hof und Loggie. Die Einrichtung der Wirthsſtube hatte ſchon etwas ganz von der römiſchen Abweichendes und war viel wohnlicher, deutſch behaglicher. Es gab einen großen Bord mit blanken Gläſern, an den Kalkwänden waren Lampen und rings herum Tiſche und Bänke, die heute gerade alle voll von luſtigen, redſeligen Gäſten waren, was man in Rom und ſeiner Umgegend nicht erlebt, denn der römiſche Landmann iſt wortkarg und verſchloſſen, nur ſeine lebendigen Augen drücken ſein Inneres aus und dieſe läßt er oft gar zu feindſelig und verächtlich auf den Forestieri ruhen. Hier kam uns Alles gemüthlich vor und erinnerte an Deutſchland, namentlich an das bairiſche Gebirge. Uns wurden in der Mitte des Zimmers Plätze an einem Honoratiorentiſch, wo zwei alte Spießbürger ſaßen, angewieſen. Es war Faſttag, alſo konnten wir nur mager zu eſſen bekommen, das aber in ganz vortrefflichen Fiſchen, Salat und Macaroni beſtand. Auch bekamen wir ganz vortrefflichen Wein. Nach Tiſch gingen wir, um die Kirchen zu beſehen, erſt aber in ein Café, wo ich mich mit Meier heftig ſtritt, indem ich der Architektur in Hinſicht des Einfluſſes auf das menſchliche Leben den Vorrang vor der Malerei einräumte und von dieſer eine Unterordnung unter jene verlangte, dieſer aber das Gegentheil behauptete. Wir ſtritten lange, endlich ſchlief ich, vom Wein und langen Reiten müde, das

Wort noch im Munde, ein und überließ es den Andern sich zu streiten; als ich aufgeweckt wurde, meinen Kaffee zu trinken, donnerte und blitzte es und der Regen stürzte in Strömen vom Himmel. Dessenungeachtet gingen wir paarweise unter einem Schirm vereinigt und von einem Troß hübscher halbnackter Betteljungen begleitet nach den ältesten Kirchen. Unser Weg ging durch die Hauptstraßen der Stadt, bergunter, jedoch waren diese Straßen kaum etwas mehr als gepflasterte Rinnsteine, so eng, so unwegsam und so vom Regen ausgespült waren sie. Keinen Menschen sahen wir, hatten auch vorher bei unserm Einzug nur sehr wenige gesehen, so daß wir nicht anders schließen konnten, als daß die Stadt äußerst todt und ausgestorben sei. Jedoch war der Weg sehr interessant. Wir traten aus einer engen Straße, durch einen Bogen der alten Stadtmauer hinaus, ins Freie. Zur Rechten zog sich diese mit vielen malerischen, phantastischen Häusern und Thürmen hin und begrenzte das Bild; zur Linken führte der Weg und die Mauer hinab in ein Thal an einem schönen Felsenabhang vorbei, der gegen uns, wie Parade machend, sein schroffes schönes Antlitz kehrte. Ihn krönte ein Helmschmuck dunkler, immergrüner Eichen und junger, schlanker Lorberbäume, in deren Schatten sich die Nacht verborgen zu haben schien. Ein langes, antikes, wenn auch nicht schönes Bassin fing einen Quell, der aus seinem Innern sprang, auf; der Länge nach über dem Bassin waren zehn bis zwölf antike Köpfe, flach Basrelief als Rosetten, aus denen eben so viele Stralen des silberhellen, klaren Wassers sprudelten. (Doch ist auch möglich, daß diese Arbeit mittelalterlich, wenigstens schienen es einige der Köpfe.) Noch etwas weiter im Thale

und mehr nach der Mitte zu lag in derſelben Felswand eine dunkel beſchattete Grotte, in der wol der eigentliche Hauptarm des Quells hervorkam und in ein weites Becken fiel, an dem mehrere, aber nicht ſo ſchöne Weiber wie in Nemi wuſchen. Die ganze Mitte der Ausſicht füllte nun die an dem Hügel, auf dem wir ſtanden, zu Thal hinab ſich ſenkende Stadt, deren halb zerſtörte Häuſer, wie in einem Blütenmeer, unter einem Schirm blühender Bäume, ſchwammen, als ob ſie zeigen wollten, daß der Menſch hier keine Häuſer nöthig habe, da der Himmel Dach und Betten ihm bereitet. Am äußerſten Ende dieſes Thals lag eine dieſer alten Kirchen, die wir zu beſuchen kamen und die von dieſer Seite freilich nichts Anziehendes, als ihre harmoniſche Hauptform und einen (aber nicht ſchönen) alten, maleriſchen Thurm darbot. Dann bog das Thal ſich zwiſchen Weinbergen um die Ecke des Hügels, auf dem die andere alte Kirche ſich befand. Zu dieſer ſchlängelte ſich nun, an einigen ſchönen Felswänden vorbei, ein Weg hinauf; rechts trat hart neben der Mauer, die unſere Ausſicht ſchloß, die zwiſchen Oelbäumen auf einem andern Hügel gegenüberliegende, ſchon geſehene, zerſtörte Kirche hervor. Zwiſchen und hinter beiden weg zog ſich ganz niedrig über die Hügel hin eine blaue Ferne, deren ſchön geſchwungener Umriß, zwiſchen grünlichen und violetten Farben ſpielend, auf dem rothgelben, gebrochenen Goldgrund des Regenhimmels ſich dunkel ernſt zeichnete. Einige Blitze durchſchlängelten uns zu Gefallen auch noch den grauen Himmel, der dieſe Ausſicht überwölbte. Es goß furchtbar. Naſſe Füße hatten wir ſchon, brauchten uns alſo nicht mehr davor zu hüten, und ſo wateten wir ſtracks durch die Regenbäche

durch nach den Kirchen hin. Die erste, eine der ältesten christlichen, die in Italien existiren, ist von außen etwas dürftig in ihren Verhältnissen: eine ziemlich hochgiebelige Façade mit einer Bogenstellung von drei Bögen, der mittlere ist das Thürportal, in demselben Charakter wie das in Corneto, nur reicher geziert und dadurch etwas überladen und in seinen Verzierungen roh. Inwendig ist sie ganz im Basilikenstyl, eine Säulenreihe trennt auf jeder Seite das Mittelschiff von den Seitengängen, die in der Mauer keine Fenster haben; nur in der Nische hinter dem Hochaltar ist ein großes Fenster und gegenüber eins über der Eingangsthür, als Rosette. Zwei schöne alte Kanzeln, ein Altar und ein wahrscheinlich altes Taufbecken, wie ein großer achteckiger Brunnen, waren merkwürdig, an letzterem die acht Seiten jede mit einer andern Rosette ausgefüllt und unter diesen eine Vermischung des Antikrömischen mit dem Altchristlichem, so daß es wahrscheinlich in die Zeit Constantin's fällt. Die Fresken in der Kirche, die aber nur hie und da noch sichtbar, sonst kaum zu ahnen, scheinen sehr alt zu sein, wahrscheinlich war sie einst ganz so ausgeschmückt. Es gab einzelne interessante Capitäler an den Säulen, unter denen einige sogar antik und aus einer schönen Zeit waren. Jetzt wird die Kirche nur zwei Mal im Jahr gebraucht, am Ostertag und an einem Marientag. Zum Dach regnete es in Strömen herein.

Von hier gingen wir zur andern Kirche, St. Peter, die von außen, d. h. nur von der Vorderfaçade, denn nur diese ist erst fertig, äußerst schön ist. Schlank ragt das Mittelschiff, das ein flachgiebeliges Dach deckt, über die Seiten hervor; in der Mitte ist ein aus weißem

Marmor schön gearbeitetes Rosettenfenster, unter welchem eine freilich etwas kleine Bogengalerie, aber an und für sich sehr schön und gleichfalls aus weißem Marmor ist. Unter dieser ist das Thürportal, auch wie das in Corneto, aber meisterlich und vollendet rein in der Form und reich und doch einfach verziert. Das Thürgewand ist mit Mosaik ausgelegt. Außer diesen Marmorverzierungen ist das übrige Mauerwerk, von grünen und gelben Quadern, reihenweise abwechselnd. Neben der Rosette ist zu jeder Seite noch ein zweibogiges Fenster, das auch schön und zierlich ist, mir indessen, wie die Galerie über dem Thürportal und die flachen Basreliefs und Arabesken an der Mauerfläche, aus einer andern Zeit erscheint. An den Seitenschiffen ist unten noch an jedem eine sehr schöne Bogenstellung von drei Bögen, die aber zugemauert sind. Der Thurm steht, wie bei den meisten dieser alten Kirchen, von der Kirche getrennt. Vor dieser Kirche sind noch viele Mauern und ein zerstörter Thurm, so daß es scheint, als ob ursprünglich ein Palast oder Schloß dabei gewesen, wozu die Kirche gehörte. Eine alte Frau, die in diesen Ruinen wohnt, schloß uns auf und sagte mir, als ich eintretend meinen Hut abnahm, es sei nicht nöthig, da kein Allerheiligstes darin wäre. Im Innern ist die Kirche ähnlich, aber nicht so schön wie die andere. In den Wänden des Mittelschiffes, das hier hoch über die Seitenschiffe wegragt, ist auf jeder Seite eine Reihe kleiner Bogenfenster und unten zwischen den Säulen eine bankartige, niedere Mauer, die die Seiten vom Mittelschiffe trennt. Auch hier sind Spuren alter und nicht schlechter Fresken; über dem Altar ein jüngstes Gericht. Die Verzierungen sind übrigens roher und unter den

Säulen wenig antike. Aus den Seitengängen aber führen zwei Treppen hinunter in eine unterirdische Kirche, die ein ganzer Wald von Säulen ist. Die Kirche ist nämlich so an den Hügel gebaut, daß an ihrer Hinterseite, wo der Hügel sich schon viel abgeflacht hat, ein bedeutendes Fundament unterzubauen nöthig war, und in diesem ist nun die untere Kirche. Viele, in gleichen Zwischenräumen reihenweise vertheilte Säulen tragen ihre aus kleinen Kreuzgewölben bestehende Decke; wo die Nische des Altars halbrund vortritt, weicht auch sie in der halben Mauer aus, und hier sind also die Säulenreihen noch um einige Säulen stärker. In dieser halbrunden Mauer sind denn auch einige Fenster, durch die ihr das Licht kommt. An den Wänden sind schlecht übermalte alte Fresken; die Treppen, die aus den Seitengängen der Oberkirche zu dieser hinunter führen, haben auch eine in kleine Kreuzgewölbe getheilte Decke, die von einer Säulenreihe, die zu jeder Seite der Treppe an der Mauer sich hinzieht, getragen wird. In der Mauer, hinter einer dieser Säulenreihen, ist noch alt römisches, antikes Mauerwerk, das Fundament vielleicht eines Tempels oder vielmehr eines Mausoleums, denn in der obern Kirche steht ein alter Sarkophag (den man hier ausgegraben) auf dem ein sehr roh gearbeitetes Basrelief (ein Triumphzug) in seiner Form und Anordnung deutlich sogenannte etrurische Arbeit zeigt, was auch die nicht zu entziffernde lange Inschrift bestätigt. Da ich mich sehr staubig gemacht, beeilte sich unsere ganze Bettelbuben-Custoden-Compagnie mich rein zu machen, und alle arbeiteten zu gleicher Zeit an meinem Rock. Diesen Schwarm zog ich wie der Rattenfänger von Hameln an meinen Rockschößen

zur Kirche hinaus und nun ging ich mit Milde direct nach Haus. Die Andern traten irgendwo unter, mußten aber dafür nachher noch in ärgerem Regen gehen. Zu Haus zog ich gleich Schuhe und Strümpfe aus und setzte mich an die erquickende Flamme des Kamins. Bald kamen die Andern auch und nahmen neben mir Platz. So saßen wir theils in stiller Betrachtung, theils disputirend, theils uns mit der Wirthin und den einzelnen Gästen unterhaltend, bis es Abend wurde; da mußten wir aber Platz machen, damit der Koch unser Abendessen daselbst bereiten konnte. Nachdem wir gegessen, und zwar recht gut gegessen hatten, gingen wir zu Bett. Bemerkt hatte ich noch, daß unser Haus seiner großartigen, geräumigen Anlage und Eintheilung, sowie den aus Marmor schön gearbeiteten Gewandungen der Thüren und des Kamins nach wahrscheinlich ein alter Palast aus der Zeit Bramante's gewesen. Endlich entdeckte ich sogar eine lateinische Inschrift, die aber keinen Aufschluß gab, da sie nur einen Namen, vielleicht des ehemaligen Eigenthümers, enthielt. In der Nacht konnte ich vor Flöhen, die millionenweise meinen Körper besetzt hatten, wenig schlafen.

Am andern Morgen regnete es noch; trotz dem ging ich mit Milde in eine Kirche, in der wir einige alte Fresken fanden, eins namentlich in einer Nische, ziemlich hoch in der Mauer. Die Kirche war leer, deshalb kletterten wir hinauf und hinein und fanden Das, was wir noch sahen, sehr schön, aber leider sahen wir wenig. Als wir zurückgekommen und am Kamin noch ein Weilchen Platz genommen hatten, erhob sich ein furchtbar starker, kalter Tramontan, der den Regen verjagte. Wir entschloffen uns, vier Esel oder Pferde zu nehmen und mit einem

Führer nach Montefiascone zu ziehen. Bald war Alles besorgt, ein Führer, ein junger rüstiger und hübscher Kerl, drei Esel und ein Pferd, alle nur mit einem Steigbügel. Wir bezahlten unsere Rechnung, von der der Wirth sich gutmüthig abziehen ließ, so viel wir wollten, und gingen fort aus diesem Ort, wo wir durchaus nichts von dem Räuberhöhlenartigen, Unheimlichen empfunden hatten, was uns vorher von ihm gesagt worden war. Wir hatten freundliche Leute, behagliche Wohnung, leider aber keine hübsche Mädchen, gar keine, und schlechtes Wetter gefunden.

Der Weg war wie der gestrige, nur waren die Aussichten nicht so schön, denn bis wir, ganz nahe vor Montefiascone, ziemlich dicht am Lago di Bolsena hinritten, fanden wir fast keinen einzigen Punkt, der auch bei dem schönsten Wetter etwas Erfreuliches dargeboten hätte. Doch zuvörderst muß ich unsern Aufzug etwas ausmalen, der in seiner Art so amüsant war, daß er, mich wenigstens, für die öde nackte Gegend entschädigte. Auf einem steifbeinigen, magern, hohen, schwarzen Pferde ritt ein würtemberger Landschaftsmaler; er selbst ist eine lange, nicht magere, aber steife, alte Junggesellenfigur, denn er hat bereits sein vierzigstes Jahr passirt und sein Gesicht, wenn es auch das nicht verräth, trägt doch ganz den Ausdruck eines Onkels, dem im Hause eines verheiratheten Bruders oder einer Schwester ein Asyl gegeben worden, seine Hypochondrie vor der Welt zu verbergen, und der nun dafür die Kinder tyrannisirt und eine Art brummigen Hofmeister abgibt. Er trug einen weißen Filzhut und über seinen Rock einen weißleinenen Kittel, unter dem schwarze Hosen, die, vom

Reiten bis zum Knie hinaufgezogen, die weißen Unterhosen durchblicken ließen, die sich aber wieder in den für die fehlenden Waden einen weiten Raum lassenden Stiefeln verloren. Er saß, wie er auch geht, sehr gerade, die Nase immer etwas in die Luft gerichtet, so daß der Hut dadurch in den Nacken zu gleiten scheint; hinter sich auf dem Pferde hatte er einen weißen Quersack, worin unsere Ranzen steckten, und in der Hand einen langen Spieß, den die Landschaftsmaler brauchen, um den Schirm, unter welchem sie zeichnen, darauf zu stecken. (Uebrigens schlägt unter dieser tragikomischen Kruste ein treffliches Herz.) Das war also unser Ritter von der traurigen Gestalt. Nun kam Neher, der einen kleinen lustigen Esel ritt, mit einem brillanten Sattel und zwei Steigbügeln, wovon freilich einer kürzer als der andere war. Neher ist ein kleines feines Männchen, aber stark gebaut, mit einem ganz geistreichen Gesicht, das aber, wie die ganze Gestalt, in jeder Bewegung eine heitere, frische, gesunde Lebenslust bei einem sehr bestimmten, etwas anmaßenden Willen ausdrückt; auf seiner rothen, erfrornen Nase trug er eine zierliche Brille, einen langen englischen Ueberrock und weiße, von Milde entlehnte Gamaschen über die schwarzen Hosen, um das Aufschieben zu verhindern. Seinen Esel peitschte er fortwährend und war oft nahe daran, herunter zu fliegen. Milde mit weißem Strohhut, weißen Hosen und dergl. Gamaschen, die wegen des Aufwickelns mit Bindfaden um die Beine festgeschnürt waren; über seinen eleganten Frack trug er einen blauen Kittel und um den Leib eine bunte Schärpe. In der Hand einen langen knotigen Reisestock, ritt er auf einem sehr hochbeinigen Esel, dessen Sattel so lose

saß, daß er immer förmlich darauf balanciren mußte. In Milde's Gesicht saß der helle große Schnauzbart auf dem blauroth gefrornen Fleisch wie der gelbe Kelch in einer dunkelrothen Rose. Mein Esel war der kleinste und ruppigste, obgleich er sehr gut ging. Ich hatte auch über meinen grünen Oberrock einen blauen Kittel gezogen, der, da er um den Leib nicht festgebunden, vom Wind dermaßen aufgeblasen wurde, daß er wie ein Ballon aussah. Meine schwarzen Hosen hatte ich wie Milde mit gelben Bindfaden festgebunden, meinen Hut bis auf die Augenbrauen hereingedrückt, um ihn vor dem Abwehen zu wahren. Uebrigens soll ich todtenbleich und sehr abgemagert ausgesehen, sehr gebeugt auf dem Esel gesessen und dem kalten Wind entgegen ein sehr abstoßendes, gequältes Gesicht gemacht haben. Dazu hätte ich wol auch Grund genug gehabt, denn erstlich hatte ich allerhand Reitersleiden und zweitens mußte es mich bei dem Gedanken, einst zurückzukehren in die Heimat, doch gewiß schaurig ergreifen und quälen, daß, kaum mich ihr ein wenig nähernd, sogleich auch ihr nordischer Gruß so eisig mich empfängt, daß nicht der Körper blos, nein auch die Seele zu erfrieren droht. So drückt uns mancher Freund aus treuer Liebe die Hand, daß wir laut aufschreien möchten vor Schmerz. Da lobe ich mir Italiens schmeichelnde Sonne und Wärme! Süß ist es doch in ihren Armen zu ruhen, gleicht sie auch jener falschen Geliebten, die im glühenden, bezaubernden Kusse uns den giftigen Todespfeil in das Herz bohrt.

Doch zu unserm Zuge wieder, der immer durch den wildesten, wüstesten Wald und öde, trostlose Haide führte; kein Hügel, kein Baum oder Haus unterbrach die Fläche

bis zum fernſten Hintergrund, der ringsum aus einer niedern Hügelkette beſtand, die nach der Seite des Bolſener Sees hin höher und ſchöner wurde und in weiterer Ferne einige hohe Apenninſpitzen in der ganz ſilbergrünen Luft errathen ließ. Die höheren dieſer Hügel waren in der einen Nacht weiß beſchneit und ſtachen ſchneidend gegen die andern ſchwarzblau grauen ab. Die Fläche, von oben ganz eben ausſehend, war ſehr ſchluchtig und wir mußten oft tief hinunter und zwiſchen ſteilen, zerriſſenen Wänden in ſolchen Schluchten oder Thälern fortreiten, worin Bäche ſtrömten, die theils vom Regen erſt gebildet, theils durch denſelben ſo angewachſen waren, daß unſere Thiere bis an den Bauch hineinkamen und kaum den andrängenden Wellen widerſtehen konnten. Die Luft, obgleich wolkenlos, war in ihrer ganzen Maſſe ſo bewegt, daß ſie einem wogenden Meer glich und man beim langen Hineinſehen faſt ſchwindlig wurde. Der Sturm brüllte förmlich über dieſer Hochfläche, die Erde ſchien erbebend zu zittern und man ſah ihn faſt dahin raſen; durch die ganze Tonleiter hindurch heulte, klagte, kreiſchte, ſauſ'te und brüllte er und in der Luft krachte es bald wie fernes Pelotonfeuer, bald wie Kanonendonner. Dabei war es eine ſo furchtbar ſchneidende Naßkälte, wie ich ſelten bei uns erlebt habe, und kaum war es möglich, dagegen an zu reiten.] Ich hörte bekannte heimiſche Klänge wieder, mein Oſſianſches Wiegenlied, den Jubelpſalm, den der lachende Nord auf der diamantenen Eisbergharfe ſpielt.

Und dennoch war ich nicht verſtimmt, ſondern fand in dem Kampf gegen die Elemente, der wahrlich nicht gering war, und in unſerm Charakteraufzug einigermaßen

einen Erſatz für den Mangel eines ſchönen Tages und einer ſchönen Gegend. Allem, wenn es nur in entſchiedener Geſtalt auftritt, kann ich eine anziehende Seite abgewinnen, und nur Neutralität und jene geprieſene Toleranz, obgleich ich ſehr darnach ringe, ſind meinem innern Weſen zuwider. Wir ritten ſo raſch, als die Thiere konnten und der Führer wollte, wobei wir an Ruinen vorbeikamen, die vortrefflich zu Räuberhöhlen dienen konnten. In der wüſteſten Haide fanden wir mehrere pyramidenförmige Hütten von Stroh, die noch von einer förmlichen Strohmauer umgeben; in den Hütten lagerten und kauerten am Feuer in Ziegenfelle gewickelte Hirten und innerhalb der Mauer ſtanden und lagen ihre Eſel und Pferde, denen der Sturm die Mähnen zerwühlte; vor der Mauer kauerten dicht gedrängt die Schafe, um ſich vor der Gewalt des Sturms zu bergen; ungeheure Hunde lagen herum und verfolgten uns lange, erſt mit dem großaufblickenden Auge, ehe ſie den auf die Erde gelegten Kopf erhoben, als wir aber näher kamen, ſprangen ſie plötzlich alle zugleich auf und ſtrebten mit ihrem heulenden Gebell den Sturm zu übertönen.

Das war ein echtes Bild des Nomadenlebens und reichte hin, in meiner Bruſt andere Gedanken zu wecken, als die der Sturm darin angefacht; denn ſowie derſelbe kalt in meine Bruſt griff, da ſprang ſchmerzlich klingend eine Saite und ihr Ton klang wie Heimweh. Ich hörte wieder das Klappern der Thüren, Knarren der Balken; fühlte das Haus zittern, ſah wieder die ſchwarze nächtliche Straße und den weißſchimmernden Schnee; ſah wie der Wind das Licht in den Laternen flackern machte und ausblies, hörte den den Wind kaum durchdringenden

Schrei der Nachtwächter; fühlte die Qual der ſchlafloſen Nächte, die ich dann hatte, und hörte die Kanonenſchuß-Signale des hohen Waſſers u. ſ. w. — kurz, ich hatte ſchauderhaftes Heimweh!

Nach und nach hatte der Wind die Luft gereinigt und die Sonne fing wieder an zu ſcheinen, wenn auch noch bleich und ſchüchtern, als wir an den Bolſener See kamen. Dieſer iſt von ſchönen waldigen Felſenufern eingefaßt und an demſelben liegen mehrere kleine Ortſchaften, worunter auch das in der italieniſchen Geſchichte wegen ſeines Wunders ſo berühmte Bolſena, berühmter aber noch durch Rafael's wunderbar ſchöne Darſtellung dieſes Wunders. Ueber den Rand dieſes Felſenkeſſels ragen noch manche ſchön geformte, imponirende Berge des Apennin weg, die jetzt freilich alle weiß vom Schnee waren; überhaupt war die Beleuchtung ſchaurig, kraß und kalt. Die höheren Berge ſahen alle ſchneidend hellblau, mit blendend weißen Schneelichtern; die näheren Hügel waren noch matter von der Sonne beleuchtet und ſahen, wo nackte Felſen oder Häuſer, kalt hartgelb, wo Wald oder Haide, grau ſchwarzgrün. Dabei ſah der See, weil er ſehr bewegt war, ganz dunkelblau, ſtählern hart, ohne flüſſigen Schimmer, ohne das ſonſt ſo reizende, tiefe Leuchten, das ſonſt ſo milde Glühen.

Mitten im See lag eine Inſelſtadt, S. Marta, die, auf einem gelben Felſen erbaut, mit ihren braungelben Häuſern wie ein bronzener Nagel im ſtählernen Schild erſchien. Auf dieſer Inſel, wie überhaupt am See, ſoll ein vortrefflicher Wein wachſen, der aber bei ſolchem Wetter wol ſchwerlich gedeiht. Der ſchönſte Punkt des Felſenkeſſels iſt auf der einen Seite die kleine Stadt

Montefiascone, zu der wir jetzt hinaufritten. Sehr steil, pyramidenförmig steigt der Berg, dessen Gipfel sie förmlich krönt, aus der Ebene auf; seine Form ist originell, schön und bestimmt ausgesprochen. Die Stadt liegt ganz oben und ist so klein, daß sie nur die Umgangsmauer der großen Kuppelkirche erscheint, die in ihrer Mitte liegt. Wirklich steif gefroren kamen wir endlich oben an. Es war Sonntag und man läutete gerade Mittag. Die Straße war gedrängt voll Menschen, alle Männer in hellblauen großen Mänteln mit einem kleinen Oberkragen, darunter hellblaue kurze Hosen, große Schuhe mit Schnallen und eine zinnoberrothe Weste. Die Weiber hatten alle rothe Röcke mit gelben Säumen, rothe Mieder und an der Achsel mit gelb oder rothen Bändern festgebundene rothe Aermel; dann eine schneeweiße Schürze, ein dergleichen Hemd und ein langes weißes Schleiertuch, wie es die Frauen aus dem neapolitanischen Gebirge tragen. Einige waren auch ganz dunkel costümirt und trugen statt des weißen Tuchs ein sehr großes rothes mit gelben Säumen über den Kopf. Sonderbar war es aber und traurig, daß ich weder unter den Männern, noch unter den Weibern eine einzige schöne Gestalt oder Gesicht sah, sie waren alle armselig in Form und Ausdruck wie in der Bewegung. Sei es nun, daß der lange Kampf gegen das Wetter mich so feindselig rauh gestimmt hatte, kurz, mir schien dieses kleinliche geschäftige Gesumse und Getreibe ordentlich unheimlich. Diese Masse flacher Unbedeutenheit in kümmerlich elender Unschädlichkeit und dabei doch diese prosaische Lebendigkeit empörte mich. Als ich kaum mit meinem Esel mich durchdrängen konnte, hätte ich gern um mich geschlagen, um mir Platz zu

machen; ich wurde ganz aristokratisch gestimmt und wäre gern zu Pferd gewesen, um hoch über die Köpfe des Pöbels wegzutraben. Meine Begleiter sahen wirklich so interessant, so ausgezeichnet und bedeutend unter diesen Krähwinklern aus und schnitten alle so widerlich ernste Gesichter vor Frost, daß man aus ihnen hätte Ritter machen können, die lange der Schrecken der Stadt gewesen, endlich von dieser überlistet und gefangen worden. Schon waren wir, Gott Lob! fast durch die Stadt und ritten bergunter auf das andere Thor zu, da erschien uns noch der Teufel in weiblicher Gestalt, nämlich eine dicke Wirthin, die uns zurief, ob wir nicht ihren guten „est, est, est" versuchen wollten! Das zog, wir stiegen ganz erfroren ab, entließen unsern Führer und die Thiere und suchten uns am Herd zu erwärmen, während die Wirthin das Essen bereitete und Wein brachte. Der Wein war aber schlecht und die Wirthin nicht mehr jung und gar nicht schön, aber groß und colossal, so daß sie gewiß um die Hüften kaum zu umspannen war und un petto due palmi alto hatte.

Nachdem wir für diese schlechte Bewirthung viel bezahlt, nahmen wir einen neuen Führer, ich auch wieder einen Esel, und gingen direct weiter nach Orvieto, dem Ziel unserer Reise. Es war heiterer, aber fast noch kälter und windiger geworden; ich verlor jetzt Muth und Kraft, denn der Wind war fast unerträglich, und wäre zehnmal lieber gegangen, wenn ich so schnell wie die Andern gegen den Wind hätte gehen und von diesen verlangen können, daß sie, die sich durch schnelles Gehen erwärmen wollten, meinetwegen langsamer gingen. Ich mußte auf meinem Esel sitzen bleiben und wehrlos dem fürchterlichen Sturm

ausgesetzt fror ich in Folge des Mangels an gehöriger Bewegung trotz des Mantels, den ich von unserm Führer geliehen, so sehr, daß von den Stößen des Windes mir förmlich die Lungen zitterten. Der Wind fuhr durch und durch, benahm mir Sinne und Gefühl, und einige Mal war ich nahe daran, von meinem Esel zu sinken und auf der Straße liegen zu bleiben. Ich fror, wie ich im ärgsten Fieber nicht gefroren, und Stimme, Athem, Glieder, Alles zitterte mir so heftig, daß ich innerlich und äußerlich die heftigsten Schmerzen empfand. Das Einzige, was mich noch aufheiterte, war mein Führer, ein lebendiges, altes Männchen von 50 bis 60 Jahren; in seinem hellblauen Unterzeug, seiner hellblauen Jacke und rothen offenen Weste, die nackte Brust dem Winde darbietend, schritt er rüstig neben mir her und erzählte mir mit einer schreiend gellenden Stimme, die das Brüllen des Sturmes übertönte, fortwährend Geschichten, auf die ich aber wenig hörte.

Doch fast hätte ich ganz vergessen von dem „est, est, est“ zu sprechen. Hier nämlich, in Montefiascone, fiel die merkwürdige Geschichte mit dem deutschen Prälaten vor, einem Herrn Fugger, der nach Rom reisend seinen Bedienten vorausschickte mit dem Befehl, wo er guten Wein fände, anzuschreiben: est. Das geschah und überall, wo der Herr das fand, kehrte er ein und trank tüchtig. Bis Montefiascone war der Diener gekommen; hier fand er den Wein so gut, daß er anschrieb: „est, est, est“, und so lange fort probirte, bis er starb. Als sein Herr ankam, fand er das „est, est, est“, und trank und trank, bis auch er trinkend starb, machte aber vorher das Vermächtniß, daß man alle Jahr an seinem

Sterbetag ein Faß von dieſem „est“ auf ſein Grab gießen ſollte, damit er noch im Tode davon trinken könne. Das geſchah lange Zeit, iſt jetzt aber aufgehoben, obgleich man das Geld noch immer dafür einzieht. Dieſe Geſchichte, die in Italien ſo bekannt, erzählt denn namentlich auch jeder Bewohner dieſer Gegend, vom Kinde bis zum Greiſe, und auch mein Führer erzählte ſie mir, zeigte mir die Kirche, wo der Prälat begraben liegt, und die berühmte Inſchrift, behauptend, daß ſeinem Beiſpiel faſt alle Deutſchen, die nach Monteſiascone kämen, bis aufs Sterben, folgten. Meine Verſicherung, daß auch wir Deutſche wären, glaubte er nicht und verlachte ſie ſpöttiſch.

Auf halbem Wege kehrten wir einen Augenblick ein; da ich vom Reiten und Frieren ſehr ſteif geworden war, erwärmte ich mich innerlich mit Wein und äußerlich an den Flammen des Kamins, um die bereits eine ganze Geſellſchaft Kinder vor Froſt zitternd hockte. Neben dem Kamin ſtand ein Bett, in dem ein fieberkrankes Kind ſich winſelnd wälzte. Zum offenen Fenſter pfiff der Sturm herein, zog eiſig durch die Stube und auf der andern Seite die Treppe hinunter zur Hausthür wieder hinaus. Trotz aller dieſer Unbehaglichkeit fand ich es doch behaglich, leider mußten wir aber weiter. Wir hatten noch ein paar ſchöne Rückblicke auf den See und das ſich immer ſchöner darſtellende Monteſiascone. Die Sonne, die uns jetzt gerade im Rücken hervortrat, beglänzte den See ſo, daß er in der Landſchaft, die gerade unter den Sonnenſtralen, alſo farblos und duftig erſchien, ausſah wie geſchmolzenes Gold in einem Tiegel, zitternd und bebend. Dann kamen wir durch einige hübſche Thäler,

von schönen Felsenwänden, an denen Wälder sich hinaufzogen, eingeschlossen. Am Fuß eines solchen Waldes lag malerisch ein einzelnes Häuschen; durch den Wald schlängelte sich ein schmaler Pfad, auf dem uns ein rothes Weib mit einem mit Holz beladenen Esel und voran eine Herde Schafe mit einem in Ziegenfell gewickelten Hirten und einem wunderschönen Leitwidder mit großen majestätisch gewundenen, nach außen geschweiften Hörnern begegneten. Solcher Gegenden fanden wir mehrere und immer schönere, je näher wir nach Orvieto kamen. Auch ward der Himmel immer klarer und der Sonnenschein mächtiger und entschiedener. Unterwegs begegnete uns noch ein Mann zu Pferde, der vor sich sein Weib mit dem Kind an der Brust hatte. Die Frau war schön, hatte sich aber gewiß erkältet, weil ihr, da sie wie ein Mann zu Pferd saß, die Röcke zu hoch in die Höhe gezogen und die nackten Beine dem Wind zu sehr ausgesetzt waren. Die Beine waren sehr schön geformt und gefärbt. Wir ritten immer sanft bergab und endlich lag Orvieto vor uns, in einem weiten, grünenden, blühenden Thale, in einem ehemaligen Flußbette wahrscheinlich, denn noch zieht sich, freilich nur schmal, ein Fluß, ein Arm der Tiber, mitten durch. Die Berge, die dieses Thal einfassen, und die von dem Punkt aus, wo wir standen, sich auf beiden Seiten zusammen schieben, daß sie das Thal zuzuschließen und zu einem Kessel zu bilden scheinen, bestehen größtentheils aus einer Art Kreidefelsen, der auch an manchen Stellen nackt, hellgelblich vorscheint, sind aber allgemein sehr bewaldet. Saatfelder und Weinberge, wo der berühmte Orvieto-Wein wächst, scheinen nur im Thal und an der Seite der Berge zu liegen,

von denen wir hinabsahen; auf beiden Seiten aber, aus Wald und Weinbergen hervorschimmernd, liegen eine Menge kleiner Ortschaften, Klöster, Villen u. s. w. In der Mitte dieses Thales steigt, von allen Seiten ganz gleich steil und nackt, ein rother Tuffelsen fast senkrecht in die Höhe und auf diesem liegt Orvieto, dessen Mauer an vielen Stellen unmittelbar aus dem Felsen gehauen ist; an andern Stellen ist der durch den Felsen gebildeten Mauer nur von Menschenhand nachgeholfen. Ueber diese Mauern ragen nun die Häusergruppen, Kirchen und Thürme, vor Allem aber die berühmte gothische Façade des Doms mächtig weg. Sie ist aus weißem und buntem Marmor erbaut; wo große Mauerflächen, sind dieselben in der Marmoreinrahmung mit Mosaikbildern ausgefüllt.

..... Da stand nun die Sonne selbst in einer glühendern, leuchtendern Glorie noch, als das Licht dieser schimmernden Ferne. Alles war Licht und Glorie, selbst der tiefste Schatten glühte. Da saß sie, die leuchtende Schöne, auf ihrem diamantenen Schemel und zog die Flammenlocke durch die rosigen Finger, denn der Knoten, der die goldenen Flechten band, war gelöst. Ihre Glorienbrust war entblößt bis zum Gürtel und mit diesem und ihrem azurnen Gewand, das rings ihre schönen Glieder umflatterte, spielten wonnetrunken die jauchzenden Morgenlüfte. Die Wälder, die sich auf unserer Seite der Sonne entgegenbreiteten, und in ihnen die tausend und abertausend weiß und roth blühenden Bäume, durchwebt mit dem zarten Grün des jungen Frühlings, das Alles funkelte und glühte wie lauteres Gold und war überdies noch mit tausend flammenden Thautropfen

geſchmückt. — Doch genug hiervon. Ich kann dieſen Eindruck nicht ſchildern, mache Worte auf Worte und werde mir ſelbſt immer unklarer. Aber ſchön war es, die ganze Welt ſchien eine Glorienwelt, in einem ſeligen Liebeskuß verſchmolzen zu ſein. — Obgleich wir auf unſerm Weg überall die Stellen, wo die Sonne noch nicht hingeſchienen, bereift fanden, ſo ſah die Gegend doch wärmer und barmherziger beleuchtet aus. In Monteſiascone hielten wir an, tranken noch eine Flaſche „est, est, est“ zuſammen und nahmen dann ohne viele Ceremonien und Vorbereitung Abſchied von Milde. Ich ſah ihm noch nach, bis er oben auf dem Berg um eine Ecke verſchwand. Dann ſtiegen auch wir in den Wagen und fuhren nach Viterbo, dieſer in der Geſchichte der Päpſte des Mittelalters ſo berühmten Stadt. Da wir hier einige Stunden anhielten, ſo benutzten wir dieſe Zeit, um die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu beſehen, kamen aber zunächſt in eine Kirche, wo ein Jeſuit predigte, weshalb wir gleich wieder gingen. Manche andere fanden wir verſchloſſen, jedoch einige, ſowol Kirchen wie Klöſter, ſahen wir, unter andern auch den Dom und in dieſem ein Bild von Mantegna, das mich aber nicht ſehr entzückte. Man hat es früher für einen Dürer ausgegeben. Beim Herumwandern in der Stadt bemerkten wir aber, daß dieſe reich an ſchönen und intereſſanten architektoniſchen Werken aus allen Zeiten iſt; auch iſt ſie noch jetzt nicht verödet, ſondern ſehr belebt und durchaus in gutem Stand erhalten. Außer einigen Häuſern und Kirchen zog mich am meiſten gleich am Thor ein Palaſt und vor dieſem ein Springbrunnen an. Auf dem Rückweg gingen wir in ein Café, wo wir zu unſerer großen Ueberraſchung zugleich

ein Museum (und zwar ein sehr schönes, reiches) ausgegrabener antiker Sachen fanden, namentlich etruriſcher Vaſen, Rüſtungsſtücke ꝛc. Hier hielten wir uns etwas lange auf und fuhren dann direct auf Ronciglione. Die Gegend war hübſch, aber ſehr deutſch: rundliche Hügel, völlig bewaldet, dahinter unbeſtimmte weite Fernen u. ſ. w. Wir kamen am Lago di Bracciano vorbei und waren eben vor Sonnenuntergang in Ronciglione. Hier gingen wir noch durch die Stadt, wo wir zuerſt wieder römiſch ſchöne, ſtumme Geſichter ſahen, liebäugelten ein wenig mit dieſen, was ihnen nicht übel zu gefallen ſchien, und freuten uns dann über eine ſchöne Piniengruppe, die unſerm Wirthshaus gegenüber in einer Villa ſtand und hinter deren dunkelgrüner Nacht die Sonne flammend unterging. Kleine Vögel ſuchten zwitſchernd im Dickicht ihr Nachtlager und wir wurden zu Tiſch gerufen.

Der vierte Mann in unſerm Wagen war ein Pfaffe aus Orvieto, der aber, trotzdem, daß Milde in Monteſiascone uns ſchon verließ, nicht in den Wagen ſich ſetzte, ſondern draußen in der Serpe blieb, wahrſcheinlich weil wir rauchten, was mir ſehr lieb war, da die Pfaffen mich doch faſt immer genirt haben. Abends bei Tiſch ließen wir uns mit ihm in ein Geſpräch ein und fanden zu unſerm großen Erſtaunen, daß es ein recht feiner, gebildeter und ſehr beleſener Mann war, der ſogar viele unſerer claſſiſchen Werke aus Ueberſetzungen kannte. Dadurch angezogen ſprach ich mehr und mehr mit ihm und über Dinge, die er als Geiſtlicher, ſo lange noch zwei andere Italiener aus einem andern Wagen zugegen waren, nicht beantworten wollte, nachher aber, als dieſe ſich entfernten, ſo darauf einging, daß ich ſelbſt da-

vor erſchrak; denn für einen katholiſchen Geiſtlichen waren das keine Studien und hätten eher für einen Sansculott gepaßt. Wir ſtritten lange mit einander herum, unterhielten uns aber ſehr gut, ſo daß wir erſt ſpät zu Bett kamen.

Am andern Morgen mußten wir vor Tagesanbruch ſchon wieder auf, da Neher und ich gern das alte Sutri ſehen wollten, das vier Miglien von Ronciglione entfernt iſt. Um fünf Uhr Morgens erwartete uns ſchon unſer Führer und mich noch ein Eſel. Es war ein trüber Morgen, der Himmel ganz bewölkt und eine ſchwüle, aber angenehme Luft. Der Weg nach Sutri führt anfänglich in eine Allee und durch einen Wald der größten älteſten Obſtbäume, die alle im zarten grünen Frühlingskleide mit dem ſchönſten Blütenſchmuck prangten; dann verliert ſich der Obſtwald endlich in einen wirklichen alten Wald und durch dieſen geht es Berg auf, Berg ab, durch Thal und Schluchten, durch Geſtrüpp, Haiden und alte hochſtämmige Waldungen bis faſt nach Sutri. In den ſchroffen, zerriſſenen, ſchön geformten Felswänden an den Wegen und in den Schluchten gibt es viele und oft große, tiefe Höhlen, mit Epheu überrankt, vielleicht Burgen von Wölfen und Füchſen; einige ſehen auch wie von Hirten bewohnt aus. Die Farbe der Felſen iſt ein brennendes Halbroth, vom hellſten bis zum dunkelſten, alle Nüancen durch; dabei ein kaltes Silbergrau, das oft faſt blau und weiß, oft grünlich und gelb ſich bricht. Ueber dieſe bunten Wände nun hängt der dunkle Epheu in ungeheurer Fülle nieder; oben drauf ſtehen die höchſten, ſchönſten Erlen, Ipern und immergrüne Eichen, oft auch junge Lorberen, die ihre grünen

Wurzeln aus den grotesken Riſſen, Furchen und Ritzen der Felſen hervorſtecken. In den Schluchten rauſchte plätſchernd ein kalter, klarer Bach, der oft kleine Waſſerfälle bildet und von der üppigſten Vegetation faſt überwuchert wird, ſo daß man unter dem grünen, blühenden Laube wol ſeinen Nymphengeſang hört, aber nur ſelten ſeine hellen Augen vorblitzen und nach den Vöglein neugierig und liebend blicken ſieht. Merkwürdig iſt die Formation des Erdreichs hier und anders kann ich es nicht beſchreiben, als ſo: Denkt Euch eine Fläche, die plötzlich auseinander berſtet in viele tauſend Sprünge; die Oberfläche wird uns immer gleich und eben erſcheinen und dennoch liegen dieſe tiefen Thäler und Schluchten dazwiſchen. So iſt es bei Tuscanella ſchon, ſo bei Ronciglione, das eben ſehr ſchön liegt. Die Stadt nämlich, getrennt durch eine ſolche Schlucht, liegt zur Hälfte auf einer ſolchen Felſenhalbinſel, die von zwei Schluchten begrenzt iſt, wovon die eine zwiſchen ihr und der Stadt, die andere zwiſchen ihr und einem Obſtwald ſich befindet; über dieſe eine Schlucht nun führt hoch eine kühne Brücke, die beide Theile der Stadt mit einander verbindet. Ungemein maleriſch gruppiren ſich von beiden Seiten Kirchen und Häuſer, bis hinunter in dieſe Thalſchlucht, durch die rauſchend und ſchäumend ein Bach, der mehrere Mühlen treibt, brauſet. Zu Ende der Schlucht ſcheint die Stadt wieder ganz zuſammen zu wachſen und eben dort ſtehen die ſchönen Pinien. Am Bache nun ſind eine Menge Waſchplätze, wo halb nackte, ſchöne Weiber lärmend und lachend ſich bei ihrer Arbeit des Lebens freuen; dazu ſieht zwiſchen den grauen Häuſern die rothe, nackte, ſchroffe Felswand hervor, von dunkelglühendem Grün bewachſen.

Auf der andern Seite nun prangt der blühende Obstwald als ewig junger Kranz dieser gefurchten, alten Felsenhäupter und zwischen diesen Blüten durch leuchtet die ferne Ebene und das ganz ferne Gebirge. So ist diese Gegend bis Sutri; der Himmel mag wissen, welch' mächtige Seufzer und Schmerzen einst so die Mutterbrust der Erde zerrissen!

Zunächst an Sutri hört der Wald auf und es fangen Weinberge an, die bis an die Mauern von Sutri reichen. Da es die letzte Hälfte des Weges ein wenig geregnet hatte, so gingen wir erst einen Augenblick in ein sutrianer Kaffeehaus. Lange suchten wir es trotz der erhaltenen Beschreibung, ehe wir es fanden; endlich entdeckten wir es in einer Apotheke, die beides vereinte, und ich glaube noch viele andere Sachen. Wir fanden hier leider keine Schönheiten, aber sehr nette gefällige und freundliche, dabei doch schon römisch ernste Menschen. Sutri ist ein kleines aber malerisches Nest. Obgleich seine Architektur nur mittelalterlich und uns nichts Schönes aufgefallen ist, so sieht man doch an vielen Stellen noch die Spuren der alten majestätischen Mauern, die sehr ausgedehnt gewesen sein mögen, und diese Ueberreste liegen sehr malerisch, wie überhaupt das ganze Oertchen, das förmlich an einer ähnlichen Felsenhalbinsel, wie die in Ronciglione bezeichnete, zu hängen oder hinauf zu klettern scheint. Die phantastischen Häuser wachsen eins aus dem andern, auf und neben dem andern hervor; oft auch sind wieder in den nackten, rothen Felsen, auf dem eine solche Häuserfamilie steht, Häuser als Höhlen hineingebaut oder gewühlt. Zwischen diesem Bild der Vergänglichkeit und Veränderlichkeit schießt hie und da ein einzelner junger

Lorber, oder quält ſich ein blühender Mandel- oder Pfirſichbaum oder ein breitblättriger Feigenbaum aus dem Geſtein vor. Fahrbar, oder auch gangbar, ſind nur zwei Straßen in Sutri, die andern ſind halb Ziegenwege, halb Treppen von ungeheuern Felsblöcken, die man oft beinahe genöthigt iſt auf allen Vieren zu erklimmen. Dann ſperrt wol noch ein Eſel, eine Ziegenherde, eine ſäugende Mutter, ſpielende Kinder, oder ſolche, die ſich balgen, oder eine Familie, die ihre Wirthſchaft auf der Straße betreibt, den Weg, ſo daß man, wenn man nicht die Häuſer einrennen oder den Abgrund hinunter kollern will, wirklich nicht durchzukommen weiß und oft unwillkürlich mitten in einer Familie ſich befindet. Trotz dieſer poetiſchen Armſeligkeit nun aber und um dieſe noch fühlbarer und pikanter zu machen, ſind an mehreren Ecken der Stadt feſtungsartige Thore aus dem Mittelalter. Rund um dieſe Felſeninſel iſt wieder in den Schluchten ein wogender See üppigen Graſes, junger grüner Kräuter in den ſchönſten Geſtaltungen und blühender, duftender Blumen, und in dieſem Bette fließt ein klarer, dunkler Bach dahin. Die einzelnen Felſen ſind alle mit den ſchönſten Waldungen bekränzt und unter dieſen einer, gerade Sutri gegenüber, ausgezeichnet ſchön. Seine Wände, beſonders großartig geformt, ſteigen ſenkrecht in das grüne Thal, ſo daß ſie nicht, wie aus dieſem aufgewachſen, ſondern wie ſpäter hineingeſchleudert erſcheinen. Plötzlich ſteigt aus dem duftig ſaftigen Grün dieſe harte rothe Maſſe auf, wovon mir nicht blos die Form als ſehr entſchieden und ſchön, ſondern auch die Farbe als beſonders voll und kräftig auffiel. An der einen Ecke iſt ein ganz in ihn hinein oder aus ihm heraus gehauenes altes Amphitheater,

wol das älteſte in Italien, das noch ſehr gut erhalten und höchſt intereſſant iſt, weil man nur wenig daran gebaut und es ganz aus dem Felſen gehauen hat; eine Rieſenarbeit! aber wol auch von Geiſtesrieſen gemacht. Wäre aber auch dies Theater ſonſt nicht intereſſant, ſo würde es doch immer eine der romantiſchſten, maleriſchſten Ruinen ſein. Unten in ſeiner Arena eine blühende Wieſe, auf der in tauſend thaugeſchmückten duftigen Blumenkelchen ſummende Bienen jetzt den Chorus aufführen; über die ſtufenförmigen Sitze, über die dunkeln Fenſterhöhlen der innern Gänge weg ragt auf der einen Seite ein wunderbar ſchöner immergrüner Eichenwald, deſſen Bäume ſo alt, ſo groß und dabei ſo geſund und prangend ſchön ſind, wie ich noch nie geſehen. Die Farbe des dunkeln Grüns, das Rauſchen und Bewegen, das Gebebe und Zittern in den Blättern, die purpurne Nacht in dieſem Dunkel, der kühle, durſtſtillende Duft, der von oben niederweht, ſind ſo zauberiſch, daß ich anders keinen Wunſch empfand, als ein Vogel zu ſein, um in dieſem ſeligen Schattenreich mein Leben hinzubringen. Ja gewiß, da wandern ſie nächtlich die Heldengeiſter der alten Pelasger, da führen ſie noch den Geiſterchor auf. O welche Welt muß das ſein! Welcher erhabene Genuß, da, mit den Vögeln in dem dunkeln Grün verborgen, dieſem Geiſterheldenliede der alten Bäume zu lauſchen! — Aber das kleine Völkchen hat keinen Sinn dafür, es ſpielt nur mit den Elfen der Blätter, trinkt den diamantnen Thau und die Regentropfenperlen, freut ſich des Lebens, ſingt ſeine dunkelgrünen Schattenlieder und ſeine hellwirbelnden Sonnentriller, fliegt höchſtens einmal hinunter in die kühle Nacht, raubt einer verliebt duftenden Blume ſcherzend die Un-

ſchuld und fängt eine Biene oder eine ſchwirrende Libelle. Nur die Nachtigall klagt und ſeufzt, und gewiß zu ihren Tönen wäre dieſer Wald die herrlichſte Bühne, um die Liebe zwiſchen Diana und Endymion oder den Tod des Adonis aufzuführen. Doch dazu iſt die Gegend zu feierlich ernſt.

Ich kletterte die Stufen hinauf, theils außerhalb, wo ſie etwas bröckelig ſind, theils ging ich immer die in den Felſen gehauenen dunkeln Gänge hinauf zu dem Walde, wo ich auf der andern Hälfte durch hellgrüne, leicht belaubte, junge Lorberbäume hindurch die weite, bläulichgrüne, träumende Ferne und meinen geliebten Sorracte ſah. Ich jauchzte faſt, als ich ihn wieder ſah. Durch dieſen Wald, der oben aus lauter Alleen beſteht, gingen wir auch wieder zurück. Auf der andern Seite ſahen wir, tief in den Felſen hineingehauen, eine uralte chriſtliche Kirche noch, die, wie ſie ſagen, einſt ein Tempel war, was ich aber ihrer gänzlichen Schmuckloſigkeit und Roheit, wie auch ihrer durchaus nicht tempelartigen Conſtruction wegen bezweifle. Unbeſtritten aber ward ſie ſehr früh ſchon eine chriſtliche Kirche, das beweiſen die verloſchenen Spuren alter Malereien unmittelbar an der Felswand, die älteſten, die ich ſah. Von hier kehrten wir wieder nach der Stadt zurück und zwar denſelben Weg, den wir gekommen waren. Der Himmel fing an ſich zu theilen, hin und wieder trat ein duftiges Blau hervor, feucht und matt; gleich einem ſchönen Auge nach durchſchwärmter Nacht glänzte die Sonne in den Regentropfen auf Blättern und Blüten, und die fernen Berge, obgleich farblos und ganz grauſilbern und auch wieder ſo hell, daß man ſie kaum von der Luft unterſcheiden konnte,

ſtralten und glühten ſtellenweiſe im Widerſchein des Lichts. Das ernſte Angeſicht der alten Berge leuchtete im Schlaf, wie es vielleicht an jenem ſchönen Morgen geglüht, da das Meer noch über die Berge flutend erſt ſeine Ruheſtätte ſich ſuchte und Mond und Sonne noch liebend neben einander kreiſten. — In Ronciglione riefen wir Meier, der inzwiſchen doch etwas gezeichnet hatte, frühſtückten ein wenig, ſtiegen dann in den Wagen und fuhren bei einem greulich ſchwülen und regneriſchen Himmel bis Boccano. Unterwegs begegnete uns noch ein Däne Namens Biſſen, ein Bildhauer, der von Rom nach Carrara ging; wir unterhielten uns kurze Zeit mit ihm und trennten uns dann wieder. Kurz vor Boccano, ungefähr vier Miglien, brach unſer Wagen und wir mußten alſo bis Boccano zu Fuß. Ich hielt unterwegs mich etwas mit Zeichnen auf, da mein geliebter Sorracte gar zu verführeriſch ſchön ſich aus der Ebene hervorhob; die Andern gingen voran, und ſo verfehlten wir uns in Boccano und kamen in zwei verſchiedene Wirthshäuſer. Mich hatte mein glücklicher Inſtinkt dahin geführt, wo ein Römer mit drei ſchönen Töchtern war, welche letztere ſich für mich, wahrſcheinlich weil ſie mich in dieſer öden Campagne für einen einſamen Wanderer hielten und unten in der Kutſcherſtube ſitzen ſahen, ſo intereſſirten, daß ſie bald alle Drei aus der Gaſtſtube zu mir kamen und durch allerhand Kniffe und Schliche, die ich übrigens ſehr bald verſtand und erwiderte, mich ins Geſpräch zogen, auch bald mit mir ſo mitten im Lachen und Tollen waren, daß, als der Vater kam und uns in ſo vertraulicher Unterhaltung begriffen fand, er nicht anders konnte, als mich zu ſich in Rom einzuladen. Da ich der Töchter Schönheit

immer ſo unendlich pries, ſo wollten ſie nachher durchaus von mir wiſſen, welche von ihnen eigentlich die Schönſte? Schön waren ſie eigentlich alle nicht, ſondern nur üppige, ſchlanke Geſtalten, voll Leben und Blut, mit rabenſchwarzen Haaren und eben ſolchen Feueraugen. Ich ſagte ihnen, daß ich mich auf eine ſolche Entſcheidung nicht einlaſſen könnte, wol aber alle Drei heirathen würde, über welche Aeußerung ſie ſich entſetzten und meinten, ich ſei wol ein Heide, in welchem Glauben ich ſie beſtätigte. Beim Einſteigen in den Wagen, wo ich ihnen behülflich war, was ſie nur zu nach- und hingiebig ſich gefallen ließen, drückte die eine mir die Hand, mich flehentlich bittend, daß ich doch Chriſt werden möchte. Sie fuhren ab, ich aß und lachte und ließ mich dann mit der ſehr hübſchen und wirklich intereſſanten Schweſter der Wirthin ein, die freilich viel ſtummer, ernſter, majeſtätiſch ſtrenger und ſtiller war; daher durfte ich bei dieſer nicht ſo viel wagen, hätte es auch nicht gekonnt und zwar ihrer Ehrfurcht gebietenden, leidend ernſten Züge wegen. Ihre dunkelbraunen Augen glühten aus bläulichem Weiß, von ſchwarzen Wimpern und Brauen beſchattet, hervor, wie ein Feuer, das ſich in ſeiner eigenen Glut verzehrt. Die Geſichtsfarbe war bleichgelb, die Stirn kurz, die feingebogene Naſe echt römiſch, ganz den alten Kaiſerinnenbüſten ähnlich; krausverworren, quellend und dick ſetzte tief auf der Stirn das ſchwarzbraune, volle Haar an; der Mund war dunkelroth, die Lippen voll und üppig, aber verächtlich ſtolz ſich niederziehend und mehr zum Gebieten als zum Küſſen gemacht; aber von Zeit zu Zeit ging über dieſe Lippen ein ſo wehmüthiges, halb ſchmerzliches und halb ſpöttiſches Lächeln, daß es ein Blüten-

ſtrom ſchien, auf dem ein ganzes Heer von Amorinen dahin ſchwamm. Ihre Wange war ganz wenig geröthet, was von Zeit zu Zeit höher aufloderte. Ihre Geſtalt war ſchlank, aber großartig, voll und ſchön, beſonders der ſtarke runde Hals und die ſchön vorſtrebende Bruſt; ein wenig gebeugt trug ſie ſich und das erhöhte eben das leidende Anſehen dieſer Königin der Wüſte. Vielleicht, daß nur die furchtbar giftige Fieberluft hier dieſen Einfluß auf ſie ausübt; vielleicht, daß in den Haiden und Mooren dieſer Wüſte verborgen ihr Geliebter ein kühnes Räuberhandwerk treibt und nur nächtlich beim Geſang der Unken und Eulen mit ihr koſen darf; vielleicht auch, daß ſie die finſtere Zauberkönigin dieſes düſtern, grauen Wüſtenreichs iſt. Kurz, mich zog ſie ſehr an, und ich drückte ihr das offen aus, trank dabei tapfer, ſo daß, als die Andern unwillig über mich und unſere Verfehlung hereintraten, ſie mich ſelig und hart an der Seite meiner Dulcinea fanden, im Geſpräch mit ihrem Schwager und Schweſter, die gerade aßen und mich eingeladen hatten mitzueſſen, was ich freilich ausſchlug. Die Schönheit des Mädchens verſöhnte aber auch bald die Andern, ſie konnten mir nicht länger Unrecht geben, daß ich in dem Wirthshaus geblieben, und bedauerten ſich ſelbſt nur, daß ihr Herz nicht auch einen ſolch feinen Zug gehabt. Unſers Fuhrmanns Wagenreparatur erwartend tranken und ſchwatzten wir fort; da der Wagen aber ſich als irreparabel gezeigt, mußten wir endlich in einem andern kleinen Jagdwagen nach Rom fahren. Ehe wir fortfuhren, winkte unſere Schöne mir noch heimlich aus einem verborgenen Winkel der Küche. Ich ging ſo unbemerkt als möglich zu ihr; ſie ging voraus in einen dunkeln Gang

und als ich sie da erreicht hatte und, wenigstens einen Abschiedskuß erhoffend, sie umfaßte, wand sie sich von mir los und befahl zwar leise, aber in einem so grimmig ernsten Ton: „state fermo!“ daß ich wirklich wie ein zitternder Sklave vor seiner Herrin regungslos stehen blieb. Dann wandte sie sich wieder zu mir und raunte mir heimlich zu, daß sie gleich nach Ostern nach Rom komme, wo sie dann wohne, daß ich am Sonntag nach Ostern sie in St. Peter treffen würde und mit ihr das Nähere wegen des Zeichnens verabreden könnte. Ich hatte nämlich erst bei Tisch sie darum gebeten, wo sie es mir bestimmt abgeschlagen hatte, wie sie später sagte, der Andern und hauptsächlich ihres Schwagers wegen, der es gleich dem Beichtvater erzählen würde. Schon wollte ich wieder gehen, nicht begreifend, wie sie solche Kleinigkeit so wichtig aufgenommen, was sonst gar nicht römisch ist, da aber kam erst die Pointe: sie faßte meine Hand nämlich, drückte sie und fragte mich wahrhaft zärtlich, ob ich ihr nicht einen Brief nach Rom bestellen wolle. Da ich mich sogleich bereit zeigte, zog sie ihn schnell und wie erschrocken aus ihrem Busen, gab mir auf einem Zettel dabei die Adresse, wo ich ihn abgeben sollte, bat mich aber per l'amore di Dio verschwiegen zu sein. Als ich Alles versprochen, wollte sie mir die Hand dafür küssen, was ich natürlich nicht zugab, aber dennoch den statt dessen verlangten Kuß nicht erhielt; doch wurde ich, als ich sie wieder umschlang, nicht ganz so streng und schnell wie vorher zurückgestoßen. Dann aber lief sie schnell hinaus. Ich folgte bald, ging aber durch eine andere Thür wieder in das Zimmer hinein, wo ich die Andern noch trinkend und die Schöne, welche gerade von ihrer Schwester

ausgezankt wurde, ganz zart geröthet fand. Wir stiegen in den Wagen und beim Fortfahren erhielt ich zum Aerger der Andern einen so freundlichen Abschiedsgruß, daß ich mich dessen noch heute mit Vergnügen erinnere. — Das war ein Abenteuer, welches ich Euch wol erzählen kann, da von Hamburg bis Rom es hoffentlich nicht ausgeplaudert wird. Neugierig war ich, die Adresse zu lesen und sobald ichs ungesehen thun konnte, las ich sie. Sie war ziemlich gut geschrieben und lautete: „An Fra Filippo." Nun blieb mir also genug zu rathen übrig. Verschlossen war der Brief, schien aber nur wenige Zeilen zu enthalten. War Fra Filippo ihr Bruder, oder ihr Geliebter, oder ein frommer Priester, der mich, da sie nach meiner früheren Aeußerung mich für einen Heiden nehmen mußte, zum Christen bekehren sollte? Ich rieth und rieth und erfuhr nichts, denn der Ort, wo ich ihn in Rom abgeben sollte, war eine Perlenfabrik und die Vermittlerin daselbst eine alte Signora Agata; auch wußte ich ja nicht einmal, ob sie ihn selbst geschrieben und ob sie überhaupt schreiben konnte.

Es war ein schwüler, aber heiterer Nachmittag; vom vielen Wein und dem Abenteuer müde, schlief ich ein und schlief, bis mich plötzlich der Ruf: da ist der Peter! weckte. Wir waren fast an derselben Stelle, von wo ich ihn zum ersten Mal in meinem Leben sah, und mir war fast, als sei es noch derselbe Moment. Die ganze schwere Leiden- und Freudenzeit schien verschwunden; mir schien Rom wieder dasselbe Räthsel, zu dem ich erst mit der Zeit nach Kampf, Mühe und Schmerzen die Auflösung finden sollte. Bald aber, je näher wir kamen, je klarer ward mir wieder zu Sinn. Nun lagen schon alle die

lieben, bekannten Berge vor mir und hatten ſo glänzend helle blaue Augen, als ob auch ſie mich freundlich grüßen wollten. O ſüße Einbildung! Da lag der Vatican, die Villa Madama, all die ſchönen Paläſte und Villen. So kurze Zeit ich auch nur fortgeweſen, ſo ſchlug doch höher, wie vor Freude bang erbebend, mein Herz, als ich Rom wieder ſah; es ſchien mir nach langer Mühe das plötzlich gefundene Ziel meiner Sehnſucht — der Hafen, wo alle Leiden enden ſollen. Ich konnte es kaum erwarten, wieder in ſeine Thore einzufahren, und betrübte mich ordentlich, wenn es zeitweiſe noch verſchwand. Wenn nach ſo kurzer Zeit der Abweſenheit der Eindruck ſo groß iſt, wie muß dann erſt nach Jahren der Abweſenheit der Eindruck ſein und vollends gar das Gefühl, von Rom zu ſcheiden und zu wiſſen, das Alles ſehe ich niemals wieder! O Gott, welchen Erſatz müßte man erwarten, um dies Gefühl ertragen zu können! Ich habe wol keinen ſolchen Erſatz zu hoffen. Doch wie Gott will! Rom iſt ja auch nicht, wenigſtens bis jetzt nicht, der Hafen, wo alles Leid und alle Mühe für mich endet. Doch wer weiß, was wird?

Wir fuhren noch an dem Grabmal Nero's vorbei; ſo ſah ich nun dieſen verſchrienen Weg von Deutſchland her, den ich ſchon einmal bei Regenwetter ſah, in ſchönſter Abendbeleuchtung, und ich muß ſagen, ich finde dieſe Campagna ſo ſchön in ihren ernſten, vollendet abgeſchloſſenen Formen, Umriſſen und Farben, daß ich nicht ſagen kann, wie faſt alle Reiſende: „da iſt ein deutſches Kornfeld, ein Buchenwald und eine Wieſe mir lieber.“ — Eine halbe Stunde vor Ave Maria fuhren wir in Porta Popolo ein und, nachdem wir erſt eine Mordſchererei am

Thor der Mauth wegen gehabt, wo man uns durchaus hinspediren wollte, über den von eleganten Wagen und Menschen wogenden Corso nach Hause.

Den Römer, der mich in Boccano eingeladen, besuchte ich bald und fand an ihm einen echt römischen Spießbürger, einen Advocaten, und die drei Töchter ganz ernst, gleich als ob sie sich der Art, wie wir bekannt geworden, schämten. Es waren übrigens abgeschmackte Gänse, die, vielleicht zum ersten Mal reisend und etwas von Orvietowein berauscht, sich freuten, in der einsamen Campagna, wo sie nichts als die Weiber des Hauses, den nasenlosen Wirth, ihren Vater und Chausséearbeiter sahen, in mir eine interessantere Gesellschaft zu finden und obendrein einen Forastiero. Da ich also nicht wie früher mit ihnen umgehen konnte und sie mir, um mich anders zu betragen, nicht schön, nicht adelig genug waren, ging ich bald wieder fort und nicht wieder hin; dann waren auch fünf Katzen und vier Hündchen, verzogene, unaufhörlich belfernde Möpse und Windspiele, in ihrem Zimmer, die den Damen immer auf Schoos und Busen saßen, so daß man ihnen gar nicht einmal nahen konnte. Auch kamen während der kurzen Zeit meines Besuchs, wenigstens drei bis vier Abbates und Pretes, lauter Verwandte des Hauses und lauter Widerlichkeiten für mich. Ich empfahl mich also sehr bald und kalt, und dankte Gott, als ich die dummen Schönen, die belfernden Hunde, den langweiligen faden Vater, die schleichenden Katzen und Pfaffen, sowie die Millionen Flöhe hinter mir hatte. Nie gehe ich wieder hin.

Meine andere Schöne sah ich im Peter und zwar schöner und ernster als je; sie trug über ihr gelbliches,

Geſicht einen großen, langen, weißen Schleier und ſchien wirklich wie ein Weſen aus einer andern Zeit oder Welt dieſer entſagt zu haben. Da ſie immer, von vielen Weibern und Pfaffen umgeben, auf den Knien im Gebet lag, wagte ich nicht zu ihr zu gehen, lauerte und lauerte und bewunderte, wie lange dieſe das Knieen aushalten konnte, faſt länger als ich das Stehen. Endlich ſah ſie ſich einige Male um; als ich das bemerkte, ſtellte ich mich in ihren Sehkreis. Kaum erblickte ſie mich, ſo ſtand ſie auf, machte das Kreuz und ging. Am Weihbecken, wo ich wartete, kam ſie zu mir. Schon wollte ich mit ihr reden, als ſie erſt die Finger eintunkte, dann mit denſelben die meinigen berührte und mit einem bittend lächelnden Blick mich einlud, auch mich zu beſprengen und zu bekreuzen, was ich gern und aus vollem Herzen that. Dann gingen wir hinaus; in der Vorhalle dankte ſie mir für die gewiſſenhafte Beſorgung des Briefes und verſprach mir Mitte der Woche ſich zeichnen zu laſſen, nur müßte ich es ſo einrichten, daß Keiner es erführe. Das war ſchwer, da ich bei Neher wohne, jedoch vermochte ich ihn, einen ganzen Tag nicht nach Hauſe zu kommen, ſondern im Studium zu bleiben. An dieſem Tage aber, vorgeſtern nämlich, war ich leider krank, ſo daß ich nicht zeichnen konnte. Sie kam aber; ſo wie ſie ſah, daß ich nicht zeichnen konnte und wollte, ging ſie wieder, ohne ſich auf meine Fragen über Fra Filippo u. ſ. w. einzulaſſen, ſie verſprach mir jedoch heute wieder zu kommen, wenn ſie noch hier ſei. — So eben war ſie auch hier, aber nur auf wenige Minuten; das ganze Geſicht, Hals und Bruſt waren durchglüht, die Wangen dunkelroth, die Augen leuchteten wild und doch wieder

ſo feucht ſchimmernd, wie verklärt. Sie ſprach ungeheuer lebendig und faſt jauchzend, daß ihre Mutter da ſei und ſie mit ihr in einer Stunde nach Rieti reiſe, um ihren Schwager nie wieder zu ſehen, dieſen Birbone. Dabei funkelten ihre Augen vor Freude; ſie war ſehr bewegt und weich und ließ mir auch eine kleine Zärtlichkeit zu, erzählte aber trotz alles Bittens und Fragens nichts vom Fra Filippo. Ich erfuhr nur, daß ſie verheirathet geweſen ſei, und ein Mädchen von zwei Jahren bei der Signora Agata habe; daß ſie jetzt zu Hauſe und ins Kloſter gehe, wo ihr Mädchen ſpäter auch erzogen werden und bleiben ſolle. Dann ſagte ſie mir, daß ich der beſte Giovenetto noch ſei, den ſie kennen gelernt, daß aber überhaupt alle Männer nichts taugen. — Unter vielen Abſchiedsküſſen ſchieden wir; ich muß ſagen, daß mir in meinem ganzen Leben kein ſo räthſelhaftes und mich ſo anziehendes Abenteuer vorgekommen. Gern wüßte ich mehr davon!

. . . . . Nachdem am Charfreitag Alles aus war in dem immer allmächtiger werdenden St. Peter, der zuletzt wirklich jene Urnacht ſchien, in der der Geiſt geſchwebt, um Licht und Finſterniß zu theilen, noch ganz matt vom röthlich verlöſchenden Lichtſchimmer in der bläulich ſpielenden Dämmerung erleuchtet, kam er mir wirklich als ein Sinnbild des unerfaßlichen Myſteriums der Kirche Chriſti hier auf Erden vor. — Jetzt ſchrien die Kirchendiener, daß man zu Hauſe gehen möchte, weil die Kirche geſchloſſen würde, und nun wälzte ſich aus der Dunkelheit eine ſeltſame, ſtille, räthſelhafte Maſſe hervor. An der Thür, wo noch die Lichter brannten, wartete ich mit einigen Freunden, um die Frauen vorbeipaſſiren zu laſſen, die in ihrem ſchwarzen Feierkleide und keinem entſtellen-

den Flitterſtaat, nur ein Schleier im Haar, bei der magiſchen Beleuchtung faſt alle wie ſchöne Räthſel erſcheinen, mit deren Löſung man ſich gern näher beſchäftigt hätte. Stumm, ſprachlos gingen ſie vorüber, und Jeder konnte da erblicken, was ſeine Phantaſie wollte und wonach ſein Herz ſich ſehnte. Die lieblichen Geſichter, ſie ſchienen alle wie barmherzige Erſcheinungen aus dieſer Schöpfungsnacht zu erſtehen. Ach, das war wieder einer von den ſeligen Augenblicken, wo die Seele ſich aus der Welt verliert, wo alle Gegenwart ſchwindet oder nur zu einem Zauberſpiegel wird, in dem wir plötzlich die ſchönſte Vergangenheit und die ſüßeſte Zukunft uns entgegenlachen und mit einander ſpielend uns umarmen ſehen. Da ſind wir Kind und Greis zugleich, ohne zu wiſſen, was wir eigentlich ſind. Ich ward aber bald daran gemahnt, als ich einige bekannte Hamburger Geſichter ſah; es waren — vor denen ich mich ſchnell in eine dunkle Ecke zurückzog. Da war ich aus meinem Phantaſiegarten heraus; jetzt ſah kein Geſicht mir mehr bekannt aus, ich fühlte nur die Sehnſucht, die Lieben hier zu haben, ſie dieſen Genuß empfinden zu ſehen, und fühlte ſchmerzlich nur den Mangel, indem ich immer dachte, warum ſind — nun da und deine Geliebten nicht? Jetzt kamen auch die Engländer plappernd, lärmend und abgeſchmackt an; wie anſtändig betragen ſich dagegen die Franzoſen, die ſich an ſolchen Orten in der That ein gewiſſes feierliches, andächtiges Anſehen zu geben verſtehen. Ich ſah Vernet und ſeine ſchöne Tochter in der Kirche, die ich ſonſt nicht leiden kann, ſie war aber ſo reizend, feierlich myſtiſch anzuſehen, das Haar ſo ſchön geſcheitelt, in zwei Flechten geflochten, daß ich mich heute doch recht ſehr freute, ſie

zu ſehen. Zum erſten Mal hatte ihr Geſicht Ausdruck und einen, wenn auch künſtlichen, aber ſchönen, ſchwärmeriſch frommen, ernſten Ausdruck.

Vom Peter ging ich noch mit einigen Freunden zu den Pellegrini; dies iſt eine alte Stiftung, wo alle Pilger, die nach Rom kommen, drei Tage lang bewirthet werden und wohnen. Die Stiftung ſoll viele hundert Scudi jeden Tag auszugeben haben; ſie ſtammt aus den älteſten Zeiten, wo noch ſo viele Pilger nach Rom kamen. Die Vornehmſten Roms, Cardinäle und ihre Familien, Principes und Principeſſen traten in Brüderſchaft und Schweſterſchaft zuſammen, ſtifteten das Inſtitut und verrichteten darin abwechſelnd die Dienſte; ſo geht es noch heute, nur daß das Inſtitut jetzt weniger nöthig erſcheint, da weniger Pilger nach Rom kommen und es eigentlich nur in der Oſterzeit noch recht beſucht iſt. Dann war es auch im heiligen Jahr ſehr voll, ſonſt iſt es ziemlich leer, weshalb jetzt auch Arme drei Tage lang im Jahr da wohnen und leben können. Als wir hineintraten, kamen wir gleich durch einen ungeheuern Saal, in dem hinter einer Barrière auf beiden Seiten lange Tiſche gedeckt waren, aber der Gäſte und Speiſen ermangelten; an den Wänden hingen viele Epitaphſteine aus Marmor und anderm Stein, die die Namen der Geber und ihre Gaben verkündeten. Es war zu dunkel, um ſie leſen zu können, und die alten Büſten ſchienen wie in grauen Seufzern ſich auflöſend zu wanken, als ob ſie weinend weg ſich wenden möchten von dieſen einſt ſo beſetzten und jetzt ſo leeren Tiſchen! Dann traten wir in ein ſehr helles, etwas kleineres Zimmer; hier waren rund herum an den Wänden erhöhte Sitze, vor denen in der

oberſten Stufe ein Fußwaſchbecken mit warmem und kaltem Waſſer ſtand, das durch zwei verſchiedene Hähne hineingelaſſen wird; auf dieſen Sitzen ſaßen lauter Pilger, alte Männer, ſchöne Jünglinge, Kinder lächelnd, weinend und begehrend. Vor ihnen auf der untern Stufe kniete ein rothgekleideter Bruder, der ihnen die Füße wuſch; an einem Tiſch ſtanden drei bis vier andere, die Salben bereiteten, um die Wunden zu heilen. Ein Bruder wäſcht gewöhnlich vier bis ſechs Pilgern die Füße. Als ich hineintrat, war gerade ein Cardinal, ein alter gemüthlicher Mann, ernſt und würdig, aber freundlich, mit ſchneeweißem Haar, darauf ſein rothes Cardinalskäppchen, ſonſt auch in rother Bruderkutte, beſchäftigt, einem alten Pilger den Fuß zu verbinden. Da der Cardinal etwas beleibt iſt, ſo mochte es ihm wol Mühe machen; das fühlte der Pilger und weinte ganz von Herzen vor Rührung. Der Cardinal ließ aber nicht ab, und ich hätte faſt mit geweint, wenigſtens mein Herz hüpfte vor Rührung; denn iſt es auch nur noch der Nachhall früherer Zeit, ſo ſtellt es doch ſehr anſchaulich die chriſtliche Liebe und das: „Ihr ſeid alle Brüder und Kinder eines Vaters" vor. Als alle gewaſchen waren, ging es in einen zweiten großen Saal, wie der erſte eingerichtet, aber größer und hell erleuchtet; hier ſetzten ſich alle Pilger an die reinen, ſchön gedeckten Tiſche, jeder hatte ein gefülltes Waſſer- und Weinnäpfchen vor ſich und ein Brot, und nun trugen die Brüder jedem Eſſen auf, und zwar ſo delikates und geſundes, wenn auch einfaches Faſteneſſen, daß ich, der ich ſehr hungrig war, auch gern mitgegeſſen hätte. Doch ehe das Eſſen beginnt, tritt einer auf eine Art Altan oder Kanzel, oben an der einen Wand des

Saales und lieſt von dort das Evangelium; dann beten alle und hierauf eſſen ſie. Der alte Cardinal hatte heute viel zu thun, denn jetzt machte er Salat und, als ein deutſcher Pilger Waſſer forderte, ging er ſelbſt, es zu holen. Ganz anders ſahen die Büſten in dieſem Saale aus, im zitternden Lampenſchimmer ſchienen ſie zu lächeln über ihre Stiftung und über ſo viele glückliche, heitere Geſichter. Mancher alte weiße Herr ſchien den Eſſenden zuzurufen: „Eſſet, Kinder, eſſet, und geſegn' es euch Gott! Freut euch des Lebens, ſo lang ihr es habt und in Rom ſeid!" — Als wir lang genug zugeſehen und nichts bekommen hatten, führte uns ein Principe, der deutſch ſprach, herum, zeigte uns die Küche, die Schlafſäle, wo freilich zu ſchlafen nicht die größte Wohlthat ſein mag, da zwölfhundert Menſchen in einem Saal bei einander liegen können. Im heiligen Jahr haben ſie in Allem im Hauſe ſelbſt ſiebentauſend und mit denen außer dem Hauſe zwölftauſend Pilger bewirthet.

Leider konnten wir die Weiber, die von Principeſſen, und vielleicht von mancher ſehr ſchönen, bedient wurden, nicht ſehen, denn da dürfen keine Männer hin. Wir gingen alſo wieder ſehr hungrig aus dieſem Speiſeſaal fort. In der Thür ſtand aber eine ſehr ſchöne Engländerin, eine Witwe, wie ich ſpäter erfuhr, ſchlank und voll, ernſt, kräftig ausgebildet und doch graziös und zierlich, mit ſo vollem, trotzig begehrendem Mund, wie der der ſchönſten Römerin. Dieſe hätte mich beinahe Hunger und Durſt vergeſſen gemacht; doch ſiegte die thieriſche Natur in mir, ich ging in die Kneipe, um recht tüchtig zu eſſen. — Dieſe Engländerin wird noch öfter in meinen Berichten vorkommen, denn ſie iſt es werth.

Am Samstag war in allen Kirchen Weihe des heiligen Oels, der heiligen Kerzen, des heiligen Wassers fürs ganze Jahr; dann Juden-, Heiden- und Türken-Taufe im Lateran, im Baptisterium des Constantin, sowie auch Priesterweihe, Auferstehungsfeier u. s. w. — alles wunderschöne Feierlichkeiten; doch davon ein anderes Mal und nur noch zum ersten Ostertag und dann nach Neapel. Also Ostersonntag, Morgens 9 Uhr, ging ich zum Peter. Es war ein schöner Morgen: die Luft rein und warm, zartes Himmelblau, jedoch mit einem leichten, silberduftigen Schleier und weißen Wölkchen, wie von der Charwoche her noch nicht getrocknete Thränen, überzogen; die Berge hoben hochjauchzend ihre frühlingspochende Brust; in der Luft schmetterten die Lerchen und nach der glockenlosen Charwoche klang mir das harmonische Geläut von allen Thürmen wie das Echo eines Engelchors aus hoher Luft herab. Nachdem ich erst etwas im Freien gewesen, ging ich durch die Stadt. Da sahen alle Straßen, die zum Peter führen, wie wogende Blumenbeete von bunt geputzten Menschen aus, oder wie das Spiel eines Kaleidoskops. Endlich kam ich zum Peter, der wirklich in so sanfter, silberduftiger Glorie stand, als ob sein altes ernstes Haupt jugendlich von sanfter Osterfreude glänze und als sei es noch der Glanz von jenem ersten Morgen, da er den auferstandenen Herrn gesehen. Frühling schien auch seine Steinmassen zu kleiden, denn bis zum Dach hinauf wimmelten aus den dunkeln Fensterhöhlen bunte Menschen wie Blütenknospen hervor und der ganze Platz war bedeckt mit Menschen, die die Stufen hinauf und herunter, in den Arcaden, an den Säulen, auf den Dächern der Arcaden saßen, lagen, standen oder

gingen. Buben kletterten an den Obelisken herum, Wagen voll geputzter Fremden und Römer fuhren dazwischen, dann wieder Pilger, Bauerjungen sowie Militair, das Ruhe und Platz erhalten sollte. Im Peter war es nun noch voller als davor von gallonirten Bedienten, Herrschaften, Mönchen, Cardinälen, Nobelgarden, Pilgern, Bauern, Bettlern, Griechen, Engländern, Franzosen, Römern und Römerinnen, Schweizergarden und Geistlichen; jeden Augenblick ein anderes Costüm und ein anderer Stand. Der Papst verrichtete die übliche Function, die sehr feierlich und schön wie immer, dann las ein griechischer Bischof das Evangelium griechisch und endlich begann der Zug, um den Papst hinauf zu tragen zur Ertheilung des Segens. Ich ging voraus und erwartete ihn in der Vorhalle, und wahrlich! feierlich schön war es, diese Halle gedrängt voll bunter Menschen zu sehen, die alle sehnlichst wie auf Erhörung zu harren schienen; dabei durch die Bögen durch vor sich den ungeheuern Platz mit allen Straßen und Häusern in seiner Nähe über und über wie besäet mit Menschen, die bis in die weiteste Ferne, so weit das Auge reichte, aus dem Duft hervorschimmerten, und darüber das blaue Albanesergebirge zu erblicken. Nach dem Segen stürzten aus allen Thüren der Kirche die Menschen im buntesten Gemisch und mit fürchterlichem Gedränge heraus. Dann kam zur Mittelthür heraus der Festzug, lauter in Gold und Weiß gekleidete Geistliche (zu den Seiten Schweizer in Harnischen, die Platz machten): Bischöfe, Cardinäle, die prachtvoll gekleideten griechischen Geistlichen, und endlich nach mehreren kleinern Kreuzen das große, stralende, funkelnde Kreuz; dann die reiche prachtvolle Bahre von Purpursammet und

Gold, von jungen Geistlichen getragen, auf dieser der prächtige Stuhl und auf ihm, auch ganz in Weiß und Gold gekleidet, mit der stralenden dreifachen Krone auf dem Haupte, der Papst. Er saß etwas hintenüber gelehnt, wie ermattet, und gab langsam und feierlich, wenig die Hand bewegend, den Segen. Sein Gesicht war, trotz dem daß es nicht schön, durch den seligen, friedlich-freudigen Ausdruck anziehend. Er schien wirklich wie aufgelöst von süßer Osterfreude. Zu beiden Seiten hinter ihm gingen junge Geistliche mit den ungeheuern weißen Straußfederwedeln an goldenem Stiel; dann folgten, wie auch vorausgingen, noch viele räuchernde und singende Geistliche. Als der Zug bei mir vorbei war, begab ich mich langsam hinaus; langsam, weil ich zu viele schöne Frauen wieder zu sehen hatte. Als ich außerhalb ankam, war eben der Zug oben auf dem Altan angekommen. Ein Cardinal zerriß die zwei Bannbullen und warf sie herunter; da stürmte nun das Volk darnach, sie aufzufangen, und da ein solcher Haufen bei seinem n die Höhe Sehen die Stufen nicht bemerkte, so stürzten Alle, vielleicht hundert Menschen an-, auf- und durcheinander diese Stufen herunter. Es wirbelte eine große Staubwolke auf, die Kerle erhoben sich und blickten in die Höhe wieder. Jetzt erhob der Papst die Hand; in demselben Augenblicke schien die ganze Erde ein Glockengeläute, vom Donner der Kanonen unterbrochen. Dankbar jauchzend, fast heulend, stürzte die ganze Menschenmasse aufs Knie und, wol kann ichs sagen, ohne zu bedenken, warum; wie von einer magnetischen Kraft niedergezogen, oder vom Himmel selbst niedergedrückt, stürzte auch ich aus ganzem Herzen und mit voller gläubigster

Andacht hin, um ebenfalls den Segen zu empfangen. Dreimal segnete der Papst, und es machte an diesem schönen Tage, in dieser schönen Umgebung wirklich solchen Eindruck auf mich, daß mir der Papst nur der goldene Kelch schien mit himmlischer Osterfreude gefüllt, die sich über die bange, harrende Welt ergießt.

Außer andern vielen schönen Weibern sah ich auf dem Heimweg auch meine Engländerin wieder, der ich auf der Engelsbrücke einmal so nahe kam, daß ich fest an sie gepreßt wurde. Da plötzlich sah sie sich um und da wir von einer Größe fast, so berührten unsere Gesichter sich beinahe. Es wurde mir sehr schwer, ihren schönen Lippen so nahe zu sein ohne zuzulangen; dagegen war es aber nicht schwer, so nahe in ihre lebendig ernsten, klugen, rehbraunen Augen zu sehen, ohne verwirrt zu werden. Das Letztere riskirte ich. Da sie so fest mich ansah, sah ich sie wieder fest an (denn gewiß geziemte es mir als Mann nicht, zuerst feig das Feld zu räumen), bis endlich sie, dieses Augenspiels doch müde, spöttisch lächelnd wieder wegsah. Nun verlor ich sie auch bald aus dem Auge, indem sie in einen Wagen stieg und fortfuhr. So oft ich aber seitdem sie sehe, lacht sie. — Ich ging hierauf zu Tisch und damit ist Ostern vorbei.

Aber für mich dauert der Eindruck länger, da wenig Zeit nachher Overbeck über fünf Stunden daran gearbeitet hat, mich katholisch zu machen, und zwar so furchtbar eifernd und übermenschlich ernst, daß mir ganz unheimlich wurde, ich im ersten Augenblick minutenlang die Sprache verlor und fast besinnungslos, nur erstaunt zuhörend dastand. Hätte er den Augenblick gleich benutzt,

ich wäre Katholik. — Doch mit der Zeit kamen mir auch die Gedanken und mit ihnen die Sprache wieder, und zwar in solcher Weise, daß ich ihm tüchtig auf Alles einwendete. Doch hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, denn heilig ernst meint er es, aber so furchtbar einseitig und verblendet, daß ich das gar nicht mit seinem reichen Künstlertalent und seiner Bildung zusammenreimen kann, so sehr es für mich auch eine Ehre ist, daß er die Versuche macht, weil er mir selbst sagte, daß er das nur bei Menschen thue, die ihn interessiren, die er als Künstler schätze und denen er gerne näher stände; doch drückend ist die Ehre, denn er hat gelobt, mir bald nach meiner Rückkehr einige Pfaffen zuzuschicken, damit ich mich besser instruiren lassen und dann wählen könne. Nun, helfen wird es ihm nichts, obgleich ich ganz ehrlich sage, daß ich, wenn ich immer in einem katholischen Land leben sollte, wünschen würde, katholisch geboren zu sein, und namentlich hier in Rom, wo die ganze Schöpfung so mit der Farbe der Religion harmonirt, daß fast nach jener Gott selbst das Kleid der Religion eingerichtet zu haben scheint; daher hat auch wol überall der an Formen reichere, farbige Süden das prächtigere Gewand des Cultus, der einfachere Norden das einfachere Gewand des Protestantismus.

Von Rom nach Neapel.

Vedi Napoli e poi mori!
Fremdling, ſieh Neapel und ſtirb!

Ziemlich mit der Abſicht ging ich aus Rom, denn ſeit der Rückkehr von meiner letzten Reiſe fühlte ich mich todmüde und krank; von Tag zu Tage ward mir ſchlimmer und ohne gerade darnieder zu liegen, fühlte ich förmlich mein Leben dahinſchwinden. Ich war nicht mehr ich, Leid und Freude, wie Alles in der Welt, hatten für mich den Reiz verloren; ich dachte nicht mehr, ich arbeitete nicht mehr, oder was ich dachte und that, geſchah wie im Schlafe. Von Allem hatte ich mich losgeſagt, ſaß nur den ganzen Tag in der friſchen wunderbaren Gottesluft, in dem ſüßen glühenden Sonnenſchein, der mir kaum warm genug war; wenn es dunkel ward, ging ich ins Haus, zündete die Lampe an und zählte die Minuten meines ſchlaffen Lebens, bis ich einſchlief. Endlich unternahm ich trotz dem, daß Viele mir abriethen und Mancher wol glauben mochte, mich nie wieder zu ſehen, faſt vor Verzweiflung die Reiſe.

Am 12. Mai Morgens 6 Uhr ſtiegen wir in den Wagen — Neher, ein Landſchaftsmaler Meier (auch ein

Würtemberger) und ich. Ehe wir einſtiegen, entſpann ſich zwiſchen Neher und dem Facchin, der unſere Sachen zum Wagen getragen hatte und, wie es ſolche Kerle gewöhnlich ſind, mit ſeinem Trinkgelde nicht zufrieden war, ein Wortwechſel, der bald ſo arg ward, daß der Kerl mit wuthflammenden Augen und zähnefletſchend ein ungeheueres Scheitholz ergriff, Neher drohend, daß, wenn es jetzt Nacht wäre und er ihn auf der Landſtraße träfe, er ihm zeigen würde, daß er ein Römer ſei! Unſere übrige Reiſegeſellſchaft war, erſtens, ein Römer, ein dicker, geſunder, gepolſterter Mann, von zweifelhaftem Stand, da er eigentlich ordinair, unfein und ungebildet in ſeinem Denken und Betragen war und doch wieder in Allem ſolch oberflächliche Politur hatte, wie ungefähr ein Platzbedienter, wofür ich ihn auch anfänglich hielt, ſpäter aber mehr für einen Spion nahm. Er ſelbſt gab ſich für einen Sprachlehrer aus und radebrechte ein wenig Engliſch und Däniſch — war aber auf jeden Fall eine zweideutige Perſon. Unklar wie ſein Stand war ſein Alter, da er jung ausſah und dennoch eine Perrücke und falſche Zähne zu tragen ſchien, oder die Natur hatte abſichtlich bei ihm ſo den Schein des Unnatürlichen angenommen. Er ging ſchwarz angezogen und hatte nichts als einen eleganten Frack und ein Paar neue Nankinghoſen, die ihm hernach an der Grenze Unannehmlichkeiten machten, in ein Schnupftuch gewickelt. Der zweite Reiſegefährte war ein junger Mailänder. War Einem der Erſtere zuwider, ſo war es dieſer noch mehr; denn eher will ich mit zweideutigen Menſchen, Spitzbuben und ſchlechten Kerlen umgehen, als mit ſolchen, deren ganzes geiſtiges Sein noch total im Embryonen-Zuſtand iſt. Ein ſolcher

war dieser junge Mann; sein Körper ausgebildet genug, um alle materiellen Verrichtungen des Lebens auszuführen, wenn auch in seinen Formen (doch das findet man ja leider bei der Mehrzahl der Menschen) höchst unfertig, ja so unfertig wie sein Geist und Herz. Mir war in meiner reizbaren Stimmung dieses Nichtswesen wie warmes Wasser zuwider. Er sprach wenig und in Dem, was er sprach, war gewiß kein Sinn, oder ich verstand wenigstens nichts und hörte nur unartikulirte Töne oder Mistöne; es klang, als ob man einen Engländer Italienisch stottern hörte, und war untermischt mit französelnden und deutschelnden Worten. Der Dritte war ein Carmelitermönch, ein junger Calabrese, der zurück in seine Heimat reiste. Er war auch ein bornirter Kindskopf, aber auch ein eben solches Gemüth, mit dem er alle Heiligen und Wundergeschichten so gläubig aufgefaßt hatte, daß sie für ihn unantastbar dastanden, weshalb er denn auch den Römer, der ihn damit zum Besten hatte, nur belächelte und meinte, was in so vielen Büchern gedruckt stände, das müsse man doch glauben. Der Vierte endlich war ein Prälat aus der Romagna, am Hof des Papstes angestellt, aber deshalb nicht ein unbedingt guter Katholik, sondern ein ganz verständiger, schlichter, bürgerlicher Geist; was dies bei mir überbot und ihn mir vor allen Andern angenehm machte, war, daß er ein äußerst anspruchsloser, gutmüthiger Mann schien, der bei aller seiner Liberalität und Umsicht doch in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen eine Unbehülflichkeit zeigte, die seinem Stand und Alter rührend anstanden. Er reiste, wie wir, zum Vergnügen und war der Einzige, der sich uns zutraulich

anſchloß, ſich gefällig und nicht eigennützig und knickerig zeigte.

Schon in Rom hatte mich bei Allem, was ich ſah und was mir begegnete, eine dunkle Ahnung erfüllt, als wäre Alles dies zum letzten Mal. Ernſter ergriff dies Gefühl beim Hinausfahren aus dem Thor meine Seele. Ich ſchreckte zum erſten Mal aus meiner dumpfen, abgeſpannten Ruhe auf — da lag Rom hinter mir und weiter und weiter zog der Peter ſich zurück. Der Vatican, der Monte Mario, der Lateran, das Pantheon, das Coloſſeum, die Ruinen der Tempel und Torri, immer tiefer hüllten ſie ſich in bleiche dünſtige Siroccoñebel, aber wie mit Banden feſtgeknüpft waren meine Blicke, ich wich nicht von den geliebten Gegenſtänden; je ferner ſie rückten, deſto lauter ſchlugen die Schmerzensſaiten meiner Seele an, ſie wieder zu rufen. Sonſt, wenn ich eine Reiſe antrete, ſind meine Gedanken anfänglich immer auf meine Lieben daheim gerichtet und ich wünſche ſie bei mir zu haben; über dieſen Schmerz aber vergaß ich Alles und dachte nur an Rom. Ich hätte weinen können. Doch dieſe Mühe übernahm der Himmel für mich, es regnete heftig; ich ſchloß die Augen und bemerkte von der ganzen Straße nichts, als daß die Staffage derſelben, die das letzte Mal nur aus zwei todten Pferden, jetzt ſchon aus fünf dergleichen beſtand (das iſt eine der Hauptſtraßen des päpſtlichen Staates). Die zwei früheren Pferde waren faſt von den Hunden verzehrt und boten nur noch ein blutendes Gerippe dem Regen dar, der daran ſpielte und wuſch, um es aufzuputzen für mich zur letzten Luſtreiſe. Auch die beneidenswerthen Vögel, meine lieben Freunde, zwei Adler kreiſten hoch über dem Aaſe herum

und schienen zu harren auf mich, um meinem Triumphzuge voran zu schweben. Königlich und majestätisch schwebten sie in der grauen Regenluft, außer uns die einzigen lebenden Geschöpfe in der ganzen weiten Schöpfung, denn selbst Gras und Blumen schienen versteinert zu sein.

In Albano war Kirchenfest und Markt. Wir gingen durch die Stadt, um schöne Frauen zu sehen, allein leider vergebens. Ich suchte meine zu erstürmende Festung vom letzten Mal auf, ward aber, als ich um Einlaß bat, holdselig lächelnd abgewiesen. Als ich darüber mich sehr beschwerend und Rache schwörend ging, ward ich bald von der schönsten der Donnen eingeholt, die freilich that, als ob sie vorbeiginge, jedoch, da ich sie nicht gleich erkannte, zuerst freundlich grüßte. Genug Einladung für mich zum Gespräch, das sich denn auch bald unter uns entspann, wie es anständigen Leuten auf der Straße geziemt, nämlich daß ich nach Neapel ginge, von da bald zurückkehren, dann in Albano wohnen und sie hoffentlich öfterer sehen würde u. s. w. Da ich endlich scheiden mußte, drückte sie mir sehr herzlich die Hand und empfahl mich dem Schutz der Madonna, worauf ich sie bat, für mich ein Pater noster zu beten.

Von Albano ging's über Censano, aber nicht die Straße, die ich mit S. gemacht hatte, sondern einen andern, aber wunderschönen Weg, durch einen Kastanienwald an Felsenwänden hin, unter sich waldige Felsenthäler, darüber ferne Städtchen, größtentheils auf den Ruinen berühmter alter Städte erbauet und durch dunkle Felsenschluchten die Campagna und das Meer erblickend.

Ziemlich bei Zeiten noch kamen wir in Velletri an. Da die Aussicht von unserm Wirthshaus schön und

vor der Thür ein Markt mit einem Brunnen war, um die das Volk gewöhnlich sich sammelt, auch weil vor der Thür ein schönes Weib mit war, blieb ich zu Hause, doch hauptsächlich, weil ich mich sehr schlecht befand. Als ich allein war, öffnete ich weit die Thore meines Herzens und ließ alle Eindrücke und Gedanken, ohne zu fragen woher und wohin, frei ein- und auspassiren. Diese rasseten nun in bunten, ungeregelten Zügen durcheinander, wie ein Heer, wenn es in einer Stadt auseinandercommandirt worden, in sein Quartier eilt. Da begrüßten sich Ideen mit verwandten Erscheinungen und in die neuesten bunten Bilder der Gegenwart mischten sich ergreifend ernste Klänge einer längst entschwundenen Vergangenheit; — wie ein blinder Greis in einem Kreise blühender Jugend Riesenmärchen erzählt, daß Allen das Herz in mächtigern Pulsen schlägt, so schien der trübrothe Abendhimmel mit seinem erloschenen Auge mitten unter diesem bunten Leben die majestätischen Erscheinungen eines fast zum Märchen gewordenen Zeitalters heraufzubeschwören. Es erschienen mir die alten Helden, aber auch gräßlich blutende Gespenster, vor denen die Natur selbst sich entsetzte; wie wenn die Inschriften auf einem Leichenacker plötzlich an zu tönen fingen und zu tiefen, geisterartig hallenden Worten würden, so tönten erhabene Namen durch die stille Natur. Velletri war die Hauptstadt der Volsker, die Vaterstadt des Augustus. Nero, Tiberius, Caligula und Otto hatten ihre Villen dort. Einige Miglien rings herum Ruinen alter Städte oder die Orte, wo sie standen, darunter Lavinium, das noch sogar vom Aeneas stammt, Cora, Norma, Setia, Solmona u. s. w. So gehen die Zeiten hin und von all' ihrer Herrlichkeit und

Größe bleibt wenig Anderes als die Namen zurück. Dennoch meinte ich einen lebendig-blühenden Athemzug und ein lebend-frisches Wort aus jener Heldenzeit zu verspüren, als mit Ave Maria die Weiber ihre Ziegen zur Stadt trieben und an dem Brunnen das müde Vieh tränkten. Einige waren zu Pferde oder Esel, auf denen sie wie triumphirende Amazonen saßen, mit einem melodischen, stolzen Befehlston die Thiere lenkend, andere waren zu Fuß, der nassen Straße wegen die Röcke aufgeschürzt, daß man die schönen, wohl geformten Beine sah; erhitzt vom Gehen hatten viele auch die Tücher abgenommen und die Aermel hoch aufgekrämpt, auf diese Weise ihre schönen Arme und goldgebräunten Nacken zeigend; manche trugen Reisig oder Grasbündel, die meisten aber hatten schöne, halbnackte Kinder, theils auf den Schultern, theils sie an der Hand führend — das war ihr Königsschmuck, ihr Adelstolz, mit dem sie hochentzückt zu prunken schienen. Einige von den Weibern zu Pferd hatten wol vier bis sechs Kinder um sich, theils hinter sich auf dem Pferd, theils vor sich sitzend, so daß sie an ihrem Nacken oder ihrer Brust hängend sich selbst hielten; ein noch ganz kleines oder zwei schliefen entweder an der noch entblößten Brust, oder sogen auch in durstigen Zügen. Die größten der Kinder liefen dann oft nebenher und trieben das Vieh. So wogte das über den Markt und die schönsten Gruppen, die man sich denken kann, sah ich; dazu hatte der Abend sich aufgeheitert und dunkelblau und ernst, wie das Grabmal einer großen Zeit, trat hinter dieser Volksgruppe das Volskergebirge hervor. Mit dem silbernen Geplätscher des Springbrunnens vermischten sich die melodischen Klänge der stolzen Weiberlippen. Nun

läutete es Ave Maria und so königlich die Geſtalten, ſo graziös, kindlich-demüthig ſchlugen alle das Kreuz und beteten leiſe murmelnd vor ſich hin ein Ave. Es war ergreifend, eben noch dieſe ſtolzen Töne zu hören und plötzlich nur noch das Gemurmel des Waſſers zu vernehmen, denn die ganze Menge war für einen Moment lautlos.

Nachher unterhielt ich mich noch, bis die Andern kamen, angenehm und zärtlich mit meiner Nachbarin, einem ſchönen Weibe. Sie ſah es mir an, daß ich krank ſei, und als ich ihre desfallſige Frage beſtätigte, empfahl ſie mir erſt allerhand Mittel und endlich viele wunderthätige Bilder. Als ich ihr aber ſagte, daß mir wol nichts helfen würde, ſo ward ſie ſehr ernſt, empfahl mich dem Schutz der Madonna und aller Heiligen und verſprach mir jeden Morgen für mich zu beten. Dann kopfſchüttelnd und achſelzuckend ging ſie und ſagte halblaut zu einer Nachbarin, die mich auch verwundert anſah: „é malato assai quel poveretto; mi pare un viso moribondo.“

Einen ſonderbaren Eindruck machte es, als ich den andern Morgen aufſtand, noch ehe der Kutſcher uns weckte; es war noch Nacht, ich ging vor die Thür, da lag der Markt ganz todt und ſtill, den ich ſo bunt, ſo lebendig Tags vorher geſehen hatte; wie mit einem ſilbernen Leichentuch ſchien der leuchtende Mond all' dies Leben verdeckt zu haben. Die Fenſter der Häuſer, aus denen ſonſt bunte Menſchen ſahen, ſtarrten jetzt wie die Augenhöhlen in Todtenſchädeln mich an: wol ſchien der Mond hinein in die leere Höhle, konnte aber keinen Glanz erwecken. Nur hin und wieder aus einzelnen Häuſern

flimmerte durch die Spalte des Ladens der matte nächtliche Schimmer eines Lämpchens — vielleicht für eine Wöchnerin, einen Kranken und Sterbenden angezündet, vielleicht vor einem Hausaltärchen brennend. An einigen Häusern brannten matt vor Heiligenbildern ewige Lampen. An einer Straßenecke übte sich der kühle, Morgen verkündende Wind, eine solche ewige Lampe auszulöschen.

Wie dunkel muß der Glaube sein, in welchem so viele trübe Lämpchen nöthig sind, um uns den Weg zu zeigen! Und dennoch, lieber diese trüben Wegweiser als gar keinen; wollen wir ohne sie den Weg finden, wie bald verlieren wir ihn und irren im Dunkeln! Nein, bis einst der wahre Morgen anbricht, möge Gott in unserm Herzen eine ewige Lampe des Glaubens anstecken und uns mit Oel versorgen, damit es uns nicht wie den thörichten Jungfrauen ergehe, um im Finstern Angst und Qualen zu tragen!

Kein Laut durchtönte die Stille; nur der Springbrunnen tönte melancholisch und schien mir der ferne, leise Marsch eines Gespensterzugs. Als ich nun gar hinüberging und in die offene Kirche trat, in der auch zwei ewige Lampen ihr röthliches Licht zitternd in die weite Dunkelheit verstreuten, da ward mir gar unheimlich, ich glaubte schon den Zug nicht blos nahen zu hören, sondern auch zu sehen. Ich selbst erschien mir als ein zu Mitternacht erwachter Geist, der nun die Plätze besucht, wo er mit lärmenden Genossen einst in heller Tageslust geweilt, spähend, ob er nicht noch einen dieser Freunde fände. Es ergriff mich endlich ein solches Grausen, daß ich zu den Andern, die noch schliefen, gehen und sie

wecken mußte. Sie ſtanden auf, riefen den Kutſcher und fuhren mit mir fort.

Nun ging es durch die Stadt, hinaus und hinein in die berüchtigten, berühmten pontiniſchen Sümpfe. Das Wetter war äußerſt günſtig, denn trübe, melancholiſche Wolken umſchleierten den Himmel und ließen nur von Zeit zu Zeit die Sonne wie ein ſchönes Auge aus dunkeln Wimpern blicken. Ich habe immer ſolch Wetter lieber, als einen ſtets ſonnenhellen, heitern Himmel; ſo ſchön derſelbe iſt, ſo ſcheint es mir mehr die Feiertagsmiene des Himmels. Ich wage nicht näher zu treten und es mir bequem zu machen, ich fühle mich ihrer ſo unwerth, als wie der ewigen Seligkeit, weshalb auch Beides gleich fremd vor mir daſteht; nie werde ich heimiſch darin werden. Im Fegefeuer ſchon eher, das mir auch intereſſanter vorkommt, eben wie ein ſolch wechſelndes Wetter, wo Sonnenſchein und Regen, heitrer und dunkler Himmel ſich ablöſen, um ſich gleichſam vorzubereiten zur Sabbathsfeier. Wie auch eine Schöne, die ich immer freundlich ſehe, mir kalt erſcheint, da ich, voll Schmerz und Trauer, unmöglich denken kann, daß ihr noch nie des Lebens Nacht ſich aufgethan. Lieber belauſche ich eine Schöne im Bad und Negligée, als daß ich ſie immer im höchſten Putz, alle Reize hervorhebend und alle Mängel verdeckend ſehe. Gerade dieſe Mängel, dieſe Nachläſſigkeiten ſind oft ſo reizend in ihrer Art. An dieſer Bläſſe des Geſichts, an dieſer ungezwungenen Haltung, an dieſem ungeordneten Haar, da hängen meine Blicke gern; ich ſuche mir die Schönheiten heraus oder erzeuge die zu einer Schönheit noch fehlenden Reize in meiner Phantaſie. Aber wird uns Alles ſo fertig entgegenge-

tragen, da wagen wir nichts anzurühren, aus Angst etwas in Unordnung zu bringen; da ermüdet die Phantasie bald, wo sie für sich nichts zu thun findet. Hingegen ein schönes Gesicht von Schmerz und Leid erfüllt, das ist ein Anblick, so reizend, daß ich immer tiefer und tiefer mich hineinsenke. Das ist eine Welt für meine Phantasie, da wird sie nie müde und fertig. In einem solchen Hohenliede des Erdenleids und der Himmelsseligkeit finde ich Alles, was ich finden will: Trost und Verzweiflung.

Eine kleine Strecke aus Velletri hinaus hatten wir die Sonne aufgehen sehen; davon noch ein paar Worte, es war zu schön! Die Hälfte des Horizonts ihr gegenüber war die fast unbegrenzte Fläche der Paluden, ganz in grauröthlichem, glimmerndem Duft liegend; auf der andern Seite schloß das Volskergebirge mit seinen ernsten, schönen Formen die Gegend. Fast sah man nichts als seine auf- und abschwingenden und stürzenden Umrisse sich hinter und in einander verschieben. Bläuliche Nebel, die zwischen den einzelnen Gebirgslagen wallten, trennten diese außerordentlich schön von einander, da sonst Alles von einem goldigen Morgenton räthselhaft umhüllt war, der die einzelnen kleinen Formen dem Auge verbarg, so daß man kaum die Orte sah, wo einst die alten Städte lagen und ihre Ruinen und jungen Nachschößlinge noch liegen. Der nächste Mittel- und Vorgrund selbst, die Paluden, eine ungeheure Ebene, die aber erstlich hier noch etwas hügelig, eine schöne, geschwungene Linie und dann fast durchgehends unendlich üppig bewachsen, ist theils mit kurzem Gestrüpp, theils mit schönen Waldungen, Feldern, ungeheuern Wiesen, Schilf und Moorge-

wächsen aller Art bedeckt. Weiter links lag noch im bläulichen, golddurchfluteten Nebelschimmer das Latinergebirge und vor ihm ein schöner ernster Wald, der sich großartig, auf mehrere Hügel vertheilt, ausbreitete. Besonders schön war die Farbe der Bäume, die meisten Kork- und andere immergrüne Eichen, die in der tiefsten, gesättigtsten Farbe sich abschattirten. Zwischen diesen Bäumen ragten dann auch Ipern, der saftig grüne, triumphirend schlanke Lorber, junge goldgrüne Kastanien und hin und wieder silbergraue Weiden hervor. Der Boden, der aus einer ganz rothbraunen Masse, halb Stein, halb Erde, bestand, war von grauen und gelben Erdarten durchschnitten und bewachsen mit den herrlichsten, buntfarbigsten Haide- und Sumpfblumen.

Das war die Gegend. Ueber dieser Gegend trat nun an einem ernsten, trüben Himmel, der nur wenige Blicke in die blaue Seligkeit erlaubte, die Sonne prachtvoll hinter dem Volskergebirge hervor. Weit über die dunkle Erde schossen ihre goldenen Stralen, am Himmel zogen ungeheure Wolkengebilde, schwarze und weiße, wie in ernsten Trauerchören, daher, in ihrer Mitte die Sonne wie eine heilige Opferflamme tragend, den Scheiterhaufen der Erde zu entzünden und die königliche Leiche alles Schönen, Großen und Göttlichen zu verbrennen. Bald schien auch an allen Ecken die Erde zu brennen, da aber zog sich die Sonne hinter Wolken und der Himmel verhüllte sich mehr und mehr; schon regnete es über uns leicht und nur noch in der Ferne schien auf Augenblicke hin und wieder die Sonne. So fuhren wir weiter und weiter in die Sümpfe hinein. Trotz dem aber konnte ich unmöglich die Sümpfe so finden, wie sie verschrien

ſind. Die Luft mag wol ſchlecht ſein, darüber konnten wir nicht urtheilen, da es überhaupt fürchterlich ſchlechtes Wetter wurde; aber gern will ich das den Erfahrungen ſo vieler Jahrhunderte glauben, obgleich jetzt durch die vielen Canäle das Ungeſunde der Gegend ſehr verringert iſt und ſie vielleicht nicht ärger als die Aria-cattiva in den Niederungen Roms iſt. Oede iſt die Gegend allerdings, aber auf keinen Fall wüſt und unfruchtbar, da man nichts als die üppigſten Wieſen und Fluren und auf ihnen die größten Herden des ſchönſten Viehs, Pferde, Büffel, Ochſen und Kühe, Schweine und Schafe ſieht. Und was ihre poetiſche Schönheit betrifft, ſo gehört ſie zu dem Ergreifendſten und Intereſſanteſten, was ich je geſehen. Das ſchöne Volskergebirge zieht ſich im Nordoſten längs der ganzen Ausdehnung der Sümpfe hin, von Velletri bis Terracina. Gegen Südweſten beſtimmt das Meer die Grenze, welches man aber nicht ſieht, wie überhaupt nach der Seite hin, wenn man es ſo nennen will, die Gegend am wüſteſten, wenigſtens am meiſten von Menſchenſpur verlaſſen ausſieht und größtentheils mit niederem Geſtrüpp bedeckt iſt, aus dem nur hin und wieder einzelne große Eichen oder Pinien hervorragen.

Die Gebirge ſind hoch, ihre Umriſſe und Formen mannichfaltig, aber immer ernſt und reizend. Welche Zeit liegt hier verſenkt, welche Städte lagen einſt noch vor der Gründung Roms da, wo nichts als Wald und Sumpf jetzt iſt! Welch ein Volk trieb ſich in dieſer Fläche umher, welche Namen ſchwirren noch durch ihre Luft wie Grabgeläute! Hier lag Pometia, das ſich noch von den Lacedämoniern zu ſtammen rühmt. Privernum, Antium, das Forum Appii und viele, viele andere; in

weniger Miglien Umkreis dreiundzwanzig blühende Städte, die von den größten Männern und mit den ausgezeichnetsten Kunstwerken geziert waren. Antium, von dem jetzt vielleicht nichts mehr als der Name existirt, machte einst Rom zittern und, nachdem es zerstört, bereicherte es seinen Sieger. Dort waren die berühmtesten Tempel, dort fand man den borgheſischen Fechter, den berühmten belvederischen Apollo u. s. w. Gewiß das ist ein Grab zu nennen, und wol gerecht hat die Natur es eingerichtet, daß diese Gegend ewig dumpfer Grabesduft umweht, damit der heilige Boden nicht entweiht werde dadurch, daß eine spätere Pygmäenwelt auf dieser Heldenbühne das kleinlich bürgerliche Drama ihrer Geschichte spiele.

. . . . . Wir fuhren immer weiter und immer ärger fing es an zu regnen, so daß zuletzt die ganze Welt ringsum sich in Regen aufzulösen und Erde, Himmel und Meer zu verschwimmen schien in dieser ernsten, feuchten Umarmung. Wir kamen zuerst durch Cisterna, ein ziemlich anständiges Dörfchen mit einem mittelalterlichen Castell. Hier, erzählt die Legende, sei der Ort, bis wohin die Christen zu Rom dem heiligen Paulus entgegengekommen. Dann kommt Torre-de-tre-ponti und hier fangen die eigentlichen Sümpfe an. Einige Miglien von hier am Meere ist noch ein verhängnißvoller Ort, berühmt durch den traurigsten Verrath, der hier geschah: Torre d'Astura, wo ein Herr von Astura in seinem Hause den letzten Hohenstaufen, den liebenswürdigen Conradin fing und dem Könige von Neapel, dem blutdürstigen Karl von Anjou, auslieferte.

Die Gebirge werden, je weiter man kommt, immer

wilder und kahler und rücken der Straße immer näher, wodurch ihre Massen nicht mehr so reich und mannichfaltig erscheinen, wohl aber begreiflich machen, daß sie ein erwünschter Schlupfwinkel für Räuber sind. Die Straße selbst führt schnurgerade von Velletri fast ganz bis Terracina, mit den schönsten Eichen, Ulmen, Kastanien besetzt. Auf der Seite gegen das Meer, hart neben der Straße, folgt ihr immer ein Canal, in dem ich viele Büffel bis an die Ohren in Wasser stehen und nur den Kopf heraushalten sah. Diese müssen nämlich so arbeiten und die Canäle von Schlingpflanzen, Schlamm u. s. w. säubern, denn indem sie immer mit den Füßen hin und her stampfen, verwickelt sich dieses um dieselben; wenn sie nun lange genug getreten haben, werden sie herausgetrieben, von diesem Unrath befreit und dann wieder hineingetrieben zu neuer Arbeit.

Je ärger es anfing zu regnen, je mehr Muße hatte ich, mich mit diesen Bestien, die mich sehr interessirten, zu beschäftigen. Am sonderbarsten sieht es freilich aus, wenn sie so im Wasser stehen und nichts als dieser ungeheure Kopf herausragt, der von weitem ein Stein oder etwas Aehnliches zu sein scheint, bis man näher gekommen die teuflisch wilden, hellblauen, stieren Augen, die ungeheuern, niedergebogenen Hörner, die schwarzen Borstreihen und den struppigen Bart um das höhnisch rothe Maul sieht. Man trifft sie hier im Wasser, am Wege und auf den Feldern bei Heerden von hundert Stück und jedem Alter, ganz abgeschabt und grauhaarig, junge bis zu den kleinsten Kälbern, die an der Mutter saugen. Die Kühe sehen etwas civilisirter, kuhartiger aus; die Stiere hingegen ungeheuerer, halb ein colossales Schwein,

halb Kameel, halb Ochs. Sie haben fürchterlich breite und ſtarke Beine und Füße, die eigentlich das Gefährlichſte ſind, indem ſie, wenn ſie einen Menſchen attakiren, dieſen nur mit den Hörnern niederwerfen, dann aber recht con amore, als ob ſie den Kanal der Weltgeſchichte von allem Unkraut ſäubern ſollten, mit den Füßen zu Brei ſtampfen. Ich habe dieſe Thiere, obgleich ſie eigentlich nicht ſchön ſind, ſehr gerne, ſie machen auf mich einen merkwürdig fremden, morgenländiſchen Eindruck; namentlich in dieſer Gegend, wo man rings umher weit und breit keinen Menſchen oder Haus ſieht, da verſetzt mich ihr Anblick in Gedanken nach Aſien. Die Hirten haben mit Ziegenfell die Lenden bewickelt (ihre Beine ſind nackt), haben nur Sandalen an, einen Mantel um und einen Spitzhut auf, und die elenden pyramidenförmigen Strohhütten vollenden das Ganze. Uebrigens iſt es doch merkwürdig, wie der Geiſt über die Materie herrſcht; ein ſolcher Hirt mag wol oft ſo mit ſeinem Vieh ſich emaillirt haben, daß er mehr dieſem als einem Menſchen gleicht; ſeine materielle Kraft verhält ſich ſo gegen die des Thiers, daß es ihn wie einen Maulwurfshaufen zertreten kann, und dennoch gehorcht es ihm, obgleich er vielleicht nur ein Fünkchen Geiſt hat, blos weil es dieſe Uebergewalt empfindet. Ein wüthender Büffel würde vielleicht keinen Bären, keinen Löwen fliehen, aber er fügt ſich dem Drohwort eines armen Hirtenbuben.

Nach Torre-tre-ponti kömmt man noch durch Bocca di Fiume, wo es eine neue Brücke von Marmor gibt, dann Meſa, Ponte-maggiore und endlich Terracina. Aber alle dieſe Orte bis Terracina ſind faſt nur einzelne ſchmutzige Poſthäuſer und daneben eine elende Oſterie.

In einem solchen Neste passirte uns noch eine fatale Geschichte, d. h. sie hätte fatal auslaufen können; es regnete nämlich unaufhörlich und da wir in diesem nassen Wetter von Morgens 3 Uhr bis 11 Uhr gefahren und noch nüchtern waren, verlangten wir sehr nach einem Imbisse. Unser Vetturin aber, ein malitiöser und sehr grober Kerl, der gegen den Contract nur in Terracina wenig Stunden bleiben, vorher aber nirgends halten wollte, wollte uns nicht aussteigen und etwas genießen lassen. Wir geriethen mit ihm deshalb in Streit, d. h. blos Neher und ich, denn Meier konnte zu wenig Italienisch und die Pfaffen, die uns Recht gaben, mochten sich ihres Standes wegen nicht hineinmischen; der Römer und der Mailänder waren elende, zitternde Feiglinge. Der Streit ward aber endlich so arg, daß er uns Beiden auf das furchtbarste drohte und schimpfte, ja zuletzt thätlich gegen uns werden wollte. Jedoch wußten wir ihm noch zu imponiren und ihn davon abzuhalten. Ja in Ponte-maggiore, ohne bis dahin auf all' sein Sprechen, Fragen u. s. w. eine Sylbe zu erwidern, befahlen wir Beide anzuhalten, stiegen aus, um zu frühstücken, und forderten auch die Andern dazu auf. Der Römer und Mailänder folgten nicht, sondern blieben im Wagen, die Andern aber folgten alle.

Die Gegend war hier so reich, so wild und melancholisch dabei, als ich nie eine sah. Die ganz kahlen, nackten Berge in grotesken Formen schon ganz nahe der Straße, und zwischen ihnen und dieser nur noch finstere Eichengruppen und wild verschlungenes Gestrüpp, aus dem noch eine Ruine einer ehemaligen antiken Brücke blutig roth hervorschimmerte. Die Wiesen ringsum waren so mit gelben Blumen überwuchert (wahrscheinlich eine

Art Kuh- oder Butterblume), daß man kein Grün mehr sah und in dieser trüben Landschaft die gelbe Fläche wie vom Feuer erleuchtet glühte. Gelb ist überhaupt eine Farbe, auf die der Schatten und das Dunkel wenig wirkt, und je lichtloser die Umgebung, je mehr Alles in einander schwimmt, desto greller tritt das Gelbe hervor.

Das Posthaus war eigentlich nur ein Stall mitten in einem Misthaufen, kein Fenster, keine Thür, Alles nur mit Latten verschlossen. Die Kneipe daneben war noch schlechter, es gab nur eine Bank und einen Tisch, aber keinen Stuhl, und Alles war verräuchert und schmutzig. Im Hintergrunde war ein Herd mit fast verglimmenden Kohlen; dabei sah man kein Kind, kein weibliches Wesen, nur rauhe, wilde, verstört aussehende Kerle, die alle mit sonderbar messenden Blicken den Fremden musterten. Ihr Costüm war das bekannte Räubercostüm: ein spitzer Hut mit bunten Bändern umwickelt und Federn und Medaillen daran, eine sammtverbrämte Jacke, eine bunte Schärpe um den Leib, kurze Hosen von Ziegenfell und über die Unterbeine lederne, an den Seiten zugeschnallte Gamaschen. Die Brust war mit vielen Kreuzen, Ketten und Medaillen, unter denen die des heiligen Antonius besonders hervorragte, behängt. Das war das Costüm der Kerle, die alle groß, schlank und stark gebaut waren, alle gleich schwarz verbrannt von der Sonne und erhärtet in Sturm und Wetter. Der Eine hatte einen schönen Kopf, vollen schwarzen Bart, lange schwarze Locken, die wild über Nacken, Stirn und Augen hingen; in tiefen Höhlen, unter großen Augenlidern liegend, sahen flammend, stechend zwei schwarze Augen hervor. Die Nase war gebogen, aber fein; die Lippen, schmal und zusammen gebissen,

zogen höhnisch, aber tragisch ihre Winkel nieder. Der Zweite war ein dicker, lustig aussehender Mann. Der Dritte, ein Greis mit schneeweißen Haaren, der des Lebens müde nichts mehr sprach, nur melancholisch, tief bedeutsam mit seinen schönen, schwarzen, fast verloschenen Augen unter den weißen Brauen vorsah und von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelte. Der Vierte war ein ganz junger, unbärtiger, aber häßlich verwachsener Mensch. Das war die Gesellschaft in der Kneipe. Der Wirth war ein junger, freundlicher, hübscher, aber ganz todtenbleicher Mann, mit rothen verweinten Augen, einem Munde, um dessen Lippen nie ein Freudenlächeln geschwebt zu haben schien und die mehr blau als roth gefärbt waren. Sein Koch, ein ganz zerlumpter, fürchterlich verwachsener Kerl, der aber in einem interessanten, originellen Kopf ein Paar unstäte Augen hatte und, wie wir gleich merkten, halb verrückt war, da er immer bei jedem Stück, das er bereitete, ein tiefes Compliment gegen das Feuer machte und „eccellenza, si" sagte. Ganz heimlich ward mir nicht in dieser Kneipe, obgleich der Wein, wozu wir nur ein einziges gemeinschaftliches Glas erhalten konnten, gut war. Das wenige Essen, das da war, nämlich Eier und Brot, war ebenfalls gut. Das Salz dazu sah schwarz wie Schieferstaub aus. Obgleich wir mit dem Wirth sowol als mit den Gästen uns in ein Gespräch einließen und sehr nette Leute gefunden hatten, so stieg doch unsere Aengstlichkeit, als der Vetturin wieder wuthflammend, Schaum vor dem Munde und fluchend und schimpfend gerade auf Neher und mich zuging, drohend, auf der Stelle fortzufahren, wenn wir ihm nicht sogleich folgten. Wir sagten ihm ruhig, das möge er

immerhin, worauf er wirklich Miene machte, es zu thun; jedoch wurde er von den Leuten, denen wir Alles erzählt hatten und die gleich unsere Partie nahmen, zurückgehalten. Jetzt befürchteten wir Mord und Todtschlag, da er ihnen und uns fürchterlich drohte und die Kerle sich das nicht gefallen lassen wollten und schon von Messern sprachen. Wir suchten sie übrigens zu beruhigen, was uns endlich auch gelang. Der Vetturin mußte, blos um ihm zu zeigen, daß wir die Padroni, noch eine Viertelstunde warten, dann stiegen wir ein, bezahlten eine unendlich billige Rechnung und nahmen Abschied von den maulfaulen, aber entschlossenen, thatfrischen Kerlen.

Wir fuhren also fort, der Kutscher grunzend wie ein Schwein und wir im Wagen italienisch über ihn schimpfend und drohend. Der Regen ließ nach und wir passirten noch das letzte leere Wachthaus, wo, wie bei allen, über der Thür geschrieben stand: „Corpo di Guardia", aber es ist keiner darin. Endlich, nachdem die Felsen ganz nah' an die Landstraße vorgerückt sind, weichen sie wiederum etwas zurück und bilden ein kleines, halb eingeschlossenes Thal; hier bietet sich nun plötzlich, wie durch einen Zauberschlag verwandelt, eine neue Welt und fremde Schöpfung dem Auge dar. Die üppigste, südlichste Vegetation bedeckt diese kleine Ebene und zieht sich fast bis zur Hälfte der Berge hinauf; das Ganze scheint ein Garten oder Gebüsch, von Maulbeer-, Feigen-, Oel-, Orangen- und Citronenbäumen zu sein, die bunt durch einander stehen und zwischen denen dann Lorbern, Pappeln, Cypressen, Kastanien, Platanen und viele Palmen hervorragen. Die meisten Palmen, die ich jemals sah. Dieser ganze Wald scheint hier durch eine ewig grüne

Kette eng verbunden zu sein, denn der Wein rankt in mächtigen Stämmen aus dem Boden bis hinauf in die höchsten Gipfel, von denen er herunterhängt und seine liebenden Arme von Baum zu Baum schlingt, und unter diesem Baldachin wächst Getreide aller Art. Der Mais hebt seine stolzen Aehren bis in das Rebendach. Welch glückliches Land und welch ein segensreicher, beneidenswerther Himmelsstrich! Bei uns ist ein Aehrenfeld ganz der Sonne preisgegeben und doch hat sie kaum Kraft genug, das Getreide zu reifen; der Boden, ganz allein zu seiner Nahrung gepflegt, hat kaum Saft genug, die Aehren zu nähren. Hier nährt derselbe Boden (an Flächeninhalt) Getreide, Wein, Baumfrüchte, er gibt Holz und Seide und drei- bis fünffach erntet man von einem Felde.

Der Regen ließ nach, der Himmel heiterte sich auf und die Sonne schien lächelnd auf die feuchte Welt, die mit ihren nassen, flimmernden Gräsern, Blumen und Früchten ihr entgegenlächelte, wie ein Kind die Thränen noch in den Augen hat, wenn mitten im heftigsten Weinen irgend etwas Ergötzliches plötzlich die Züge verklärt. Jetzt hatten wir nämlich die Sümpfe hinter uns und dies waren schon die Gärten und Vignen von Terracina, das wir auch sahen.

Wir kamen in Terracina an und machten hier kurzen Prozeß mit unserm Kutscher, um für die übrige Reise keine weitern unangenehmen Auftritte zu haben. Wir ließen nämlich alle unsere Sachen abpacken und ins Wirthshaus tragen, erklärten ihm dann vor der versammelten Postdienerschaft und zwei Gensdarmen, daß so und so unser Contract sei und wir demselben gemäß den Nachmittag

und die nächste Nacht dableiben würden; wenn er das nicht wolle, so möge er weiter fahren, bekomme aber keinen Bajoc Geld von uns. Er schwieg, bat endlich um Verzeihung und willigte in Alles. Jetzt erst gingen wir in eine kleine Osterie, aßen und tranken und strichen dann in der Gegend herum. Das eigentliche Städtchen Terracina liegt am Berge und zieht sich bis zu der halben Höhe hinauf; unten, wo die Ebene nur sehr schmal und an der äußersten Spitze nicht mehr Land ist, als die Breite der Landstraße bietet, liegt der neuere Theil, der am Hafen herum gebaut ist. Das Meer sieht man nicht eher, als bis man fast daran ist; dann aber, plötzlich um diese Felsecke hervor, breitet sich der ganze schöne Golf von Terracina aus. Dunkelblau war das Meer, einzelne ganz grüne und violette Streifen, so wie auch einzelne graugelbliche, als ob Silber und Gold sich mischten, zogen darüber und auf diesem schönen, Regenbogen spielenden Grunde streute die Sonne ihre Millionen funkelnder Diamanten aus, als ob sie damit locken wollte die Geister des Wassers und die Menschen ins Wasser. Duftig gehüllt in Nebel lagen die schönen fernen Gebirge, an deren äußerer Spitze Gaeta lag, das sie wie Riesenarme, die dem Meerkönig eine Krone bieten, in die Fluten hinausreichten. — Auf dieser Seite schloß zunächst, ganz hart im Vordergrund, der groteske Felsblock die Landschaft, der ganz nackt und rothgelb in kühnen schönen Formen plötzlich aus dem Meere hervor zu wachsen scheint, dann auf der Landseite wieder bis zu seiner halben Höhe schroff hinab sinkt, hier etwas rund ausgebogen sich fortzieht, dann in größeren Massen sich hoch erhebt, in einem weiten, bebüschten und begrasten Plateau sich

ausbreitet und durch dieſes mit dem übrigen Gebirge zuſammenhängt. Auf dieſem Plateau liegt eine große mächtige Ruine eines Schloſſes Theodorich's des Oſtgothenkönigs, des erſten Barbaren, der König von Italien war. Unten in dieſem Felsblock an der Straße ſind Grotten und Höhlen, die jetzt zu Magazinen gebraucht werden. Nach der andern öſtlichen Seite begrenzt die Ausſicht zu äußerſt das ſchöne Cap Felice. Die äußere Spitze der Sümpfe iſt gewiß auch ein in jeder Hinſicht ſehr merkwürdiger Punkt; aus der ganz ebenen Fläche der Sümpfe erhebt ſich plötzlich, einer Inſel gleich, ein kühn und großartig geformtes Gebirge, oder eigentlich nur Berg, denn die ganze Halbinſel oder das ganze Vorgebirge iſt ein reich ausgeladener Berg und welch ein Berg! der Monte Circello, auf dem die Circe gewohnt haben ſoll, zu der Ulyſſes gekommen. Es ſoll eine ſchöne, originell romantiſche, aber ernſte Gegend ſein, wo man noch den Tempel der Sonne, den Palaſt der Circe und viele Ueberbleibſel alter Städte zeigt. Sobald ich irgend einmal kann, muß ich hin, denn allein das Erwähnte würde mich ſchon locken, den Ort zu ſehen, über den einſt des blinden Greiſes Phantaſie mit ihren ſchützenden Adlerfittigen ſeinen Liebling begleitend ſchwebte, und da müſſen die Worte des Gedichtes aus Fels und Grotte, Wald und Mauer, Meer und Luft als lebende Bilder uns entgegentreten, unſere Seele aus dieſer Welt, Jahrtauſende zurück, in die Homer's verſetzen. Der nächſte Vorgrund, auf dem man ſich ſelbſt befindet, iſt die ſüdliche, fruchtbare Ebene, die zwiſchen den Bergen liegt, als ob ſie ein Füllhorn von Ueppigkeit und Ueberfluß hier ausſchüttete. Schön ſehen die Orangen aus in ihrem dunkeln

Laub, in deſſen ernſt geſättigtem Grün die goldenen Früchte und die blendend weißen Blüten ſchimmern. Aber in ihrer Art auch wunderſchön die Palmen, ſobald ſie wirklich ein Baum und nicht mehr als Seltenheit gehegt, elend und kleinlich ſind: ein ſchöner ſchlanker Stamm, wie mit ſilbernem Schuppenpanzer bekleidet, nach oben etwas dicker werdend als unten, ſcheint er faſt nur aus der Erde wie eine Springbrunnenſäule aufzuſteigen und dann ſich in ſeine Blätter zu vertheilen, die fächerartig durcheinander ſich neigend und beugend, winkend und nickend ſich wieder zur Erde niederzuſehnen, aber wie durch einen Zauber zurückgehalten zu werden ſcheinen. Ihre Farbe iſt hellgrün, bläulich, gelblich, durcheinander; ihre Stengel werden unten am Stamm zu gelber und endlich hochbraungelb, und ſitzen ſo, wie in einem Kelch, in den obern Schuppen des Stammes. Die Früchte, die auch hier heraus, aber niederhängen, gleichen großen goldenen Quaſten oder Troddeln, aus vielen, vielen einzelnen Perlen an einer Schnur gezogen. Ihre Stengel ſind auch gelb, werden aber nach vorne immer röther und endlich hochgelbroth. Das ſcheint die goldene Paradieſes Frucht, die unter dem beſchattenden Schutz der abwehrend ſchaukelnden Blätter ſitzt, die auch bei dem unmerklichſten Luftzuge immer in zitternder Bewegung ſind und in die hohe, blauglühende Luft mit ihren zarten Armen greifen, als ob ſie die Sonnenſtralen fangen wollten. Ein eigenes Rauſchen oder Raſcheln erzeugt es, wenn ihre Blätter ſo aneinander ſtreifen; es klingt faſt wie ein fernes Steingerölle oder das Klatſchen einer Brandung. Sie heißen, wenn ich nicht irre, Federpalmen, ihr Blatt beſteht aus vielen einzelnen ſchmalen, langen Blättern, die in regel-

mäßiger Vertheilung an einer langen Rippe an drei oder gar vier Seiten hinunter sitzen.

In Terracina zeichneten wir Manches, gingen hinauf in die Stadt und sahen die wunderschönen Kinder, Weiber und Männer aus dem nahen Gebirge (es war Sonntag und alles Volk in der Kirche, Kneipe und auf der Straße). Wir besahen Alles, was zu sehen war. Die Cathedrale ist eine alte Kirche im Basilikenstyl; ihre Façade hat der ganzen Breite nach eine Vorhalle, deren Dach von alten, zum Theil antiken Säulen getragen wird. Die Säulen stehen auf einem Treppenabsatz, indem eine Treppe aus vielen Stufen zur Kirche hinauf führt, halb innerhalb der Vorhalle, halb außerhalb. Die Thürme wie das Gesims der Vorhalle sind mit ungeheuer alten Mosaiken verziert. Inwendig ist die Kirche leider viel modernisirt, jedoch Kanzel und Altar und manche andere Dinge sind noch alt und schön erhalten; die Kanzel ganz mit Mosaik belegt, ruht auf fünf Säulen von Granit. Innerhalb der Vorhalle steht noch eine Urne von Granit, unter der eine lateinische Inschrift besagt, daß dieselbe früher zum Quälen der Christen gebraucht worden wäre, später denselben aber als Weihbecken (wol eher als Taufbecken) gedient habe. Die äußere Rückseite dieser Kirche ist noch der Ueberrest eines Tempels: vier schöne große Marmorsäulen tragen einen reichen, mit schönen Arabesken verzierten, außerordentlich graziös gearbeiteten und ernst construirten Sims (es soll die Façade des Tempels des alten Anxur gewesen sein). Dann sind noch einige antike Grotten in dem Felsen hier, wo man sagt, daß der Kaiser Galba einen Palast hatte; dann noch Spuren der antiken Mauer Anxur's, einige Gräber, worin noch Urnen

und Wasserbehälter, und endlich noch eine Spur des einstmaligen, vom Antoninus Pius gebauten Hafens, der ziemlich groß gewesen sein muß. Manche Päpste haben die Idee gehabt, ihn wieder herzustellen, aber kein Papst wird je das thun — treibt doch ihr eigenes Schiff, das Schifflein Petri, irre auf der hohen See umher und sie haben selber für dasselbe keinen Hafen mehr.

In einem Stall vor der Stadt sieht man noch ein vortrefflich erhaltenes Stück der alten Via Appia, die hier vorbeiging. An der kahlen Felswand, etwas weiter von Terracina, sieht man viele Stufen, vielleicht einst eine Treppe zu Gräbern, die dort oben in den Fels gehauen waren. Ich trieb mich größtentheils den Nachmittag oben unter dem Volk herum, oder unter unsern Palmen in einem Klostergarten. Nur gegen Sonnenuntergang ging ich auf der Straße einsam hinaus bis an den Fuß des schroffen Felsblocks. Es war ziemlich windig, der Himmel wieder bewölkt, die Berge mit blaugrauem Duft, das Meer aber, noch viel dunkelblauer als die in ihren purpurnen Sternenmantel gehüllte Nacht, mit weißen schäumenden Wogen bedeckt. Hinter gespenstisch hochgethürmten Wolkengebirgen ging ganz bleich gelbroth der Mond auf und auf der andern Seite hinter schwarzen goldgesäumten Wolken die Sonne unter. Das Meer brüllte und tobte so furchtbar, daß unter mir die Erde zu zittern schien und die steilen Felsen über meinem Kopf zu wanken und umzustürzen drohten, da an ihrem Fuß die Brandung wüthete und ihre weißen, nagenden Zähne wetzte, dann hoch empor sprang und sich bäumte, als wolle sie den unten mürbe genagten Felsen packen und zu sich niederreißen in den Grund. Vier bis fünf Manns-

höhen hoch warf die Brandung ihre schäumenden Wogen in die Höhe, die dann zum Theil zischend niederrauschelten oder in tausend flammenden Wassertropfen rings umher versprühten. Auf dem Grunde flogen leicht und schattenlos einige weiße Möven, das einzige lebendige Wesen, das ich sah. Lang saß ich und erbaute mich an diesem erhabenen Bußpsalm der Schöpfung. Ja bei solcher Melodie wird mir ganz wohl, Trost und Hoffnung, Lebensmuth und Gefahrenlust kommt in meine Seele. Jauchzend, als wollte ich das Getobe des Meeres überschreien mit theuern Namen, ging ich fast ausgelassen heiter zu Hause und fühlte zum ersten Mal mich seit meiner letzten Reise aufgelebt und frisch. Wir aßen und zechten darauf tapfer bei Tisch.

Am andern Morgen standen wir sehr früh auf, es graute eben. Das Meer war ruhig und seine Bewegung schien nur noch der Nachhall vom Abend, wie nach heftigem Weinen sich noch lange die Brust immer schwächer und schwächer schluchzend hebt. Graudämmerig lag der Monte Circello da und über ihn hatte der bleiche Mond eben den sonst ganz bedeckten Wolkenhimmel getheilt und sah wehmüthig scheidend auf die noch ruhende Welt.

Von Terracina einige Miglien weiter passirten wir die päpstliche Grenze und ungefähr eine Viertelstunde darauf die neapolitanische. Von der Gegend kann ich nichts sagen, da das Wetter zu schlecht war; es regnete immerwährend, so daß man fast nichts sah. Wie der Himmel, so meine Seele, mir war elend zu Muthe. Die Straße ist schön mit Bäumen bepflanzt und von Zeit zu Zeit sieht man Ruinen alter Grabmäler, da dieselbe eine große Strecke weit die Richtung der alten Via Appia nahm.

Trotz des Regens sahen wir doch an einem Brunnen schöne, mit Waschen beschäftigte Mädchen, die in dem dunkeln klaren Wasser mit ihren wohlgeformten nackten Beinen standen, den Rock in schönen Falten so hoch aufgeschürzt, wie es nur möglich war; Arme, Nacken und Brust auch fast ganz entblößt, um nicht die Kleider naß zu machen. Es waren vollkommene Figuren von einem alten Basrelief. Auch eines schönen Effects muß ich noch erwähnen, den wir erblickten: Vor uns auf der rechten Seite der Straße nach Neapel hin liegen gegen das Meer zu wieder ungeheuere bewaldete Sümpfe und in diesen bildet ein kleiner Golf des Meeres eine Art Landsee. Dieser lag ganz silbern vor uns, eingeschlossen rings von tief dunkeln, schwarzen Waldungen, hinter denen sich auf der einen Seite die Gebirge von Fondi und Itri, schöne ernste Gebirge, hinziehen, die in dieser ganz farblosen Beleuchtung nur durch Hell und Dunkel sich von einander unterschieden und mit den Gipfeln in der Regenluft verschwanden, oder von Wolken bedeckt waren. Plötzlich theilte aber die Luft sich und einige Sonnenstralen schossen schräge herunter auf den See. Vor den dunkleren zogen kleinere Wolkenstreifen ganz golden hin, wie wenn um eines Ritters schwarz gepanzerten Nacken ein zarter, weißer Weiberarm sich schlingt. Der See, auf den die Stralen sich senkten und der eigentlich allein beschienen war, brannte wie geschmolzenes Gold in dunkelm, irdenem Tiegel. — An der Grenze, also fünf Miglien noch von Fondi, mußten wir declariren, was wir bei uns hatten, und diese Declaration eigenhändig unterschreiben, worüber in der größten Langenweile wol eine Stunde verstrich, während welcher Zeit ich nichts Anderes zur Unterhaltung fand, als an dem

Felsen, an den hier gleichsam die Dogana hingebaut ist, einen wunderschönen blühenden, wol ein bis anderthalb Stockwerk hohen Cactus.

In Fondi selbst angekommen mußten wir gleich auf die Dogana und uns visitiren und nachsehen lassen, ob unsere Aussage sich richtig befände oder nicht. Die Leute waren übrigens für ein Trinkgeld hier sehr gefällig, nur gar zu langsam, da die Procedur wieder eine Stunde dauerte, während welcher übrigens Neher und ich eine schöne Kirche besahen. Fondi selbst ist überhaupt sehr interessant; eine kleine Stadt nur, aber mit vielen schönen Denkmälern aus dem Mittelalter, berühmt durch manches Ereigniß. Barbarossa, der es einst mit Sturm nahm, gab es seinen Soldaten zur Plünderung preis, und schon damals mag Manches zerstört worden sein, das noch so existirt. Später im Jahr 1534 wurde es fast ganz von einer türkischen Flotte zerstört, die eine durch ihre Schönheit berühmte Gräfin von Fondi, Giulia Gonzaga, rauben wollte; und noch scheint von dieser Giulia ein Abglanz hier über den Weibern zu stralen. Es sind viele schöne Frauen hier, mit wunderschönem Haar (aber fast alle blond oder hellbraun und ins Rothe spielend), das sie in Flechten mit bunten Bändern durchwunden und mit einer großen silbernen Spange festgehalten tragen. Die Cathedrale ist ein altes gothisches Gebäude, mit schönen Säulen und Nebenaltären, einer Thür mit Basreliefs, einem antiken päpstlichen Sessel, einer ganz mit Mosaik ausgelegten Kanzel (oder vielmehr einem Lesepult) und endlich in einem Nebenaltar mit einem Sarkophag von drei Karyatiden getragen (drei graziös bewegte, reich und edel gewandete weibliche Figuren), an dem

drei Medaillons, Heiligenbruſtbilder ſind; an dieſem Sarkophag ſteht auf jeder Seite ein Engel, der mit der einen Hand einen Vorhang zurückzieht, mit der andern ein Rauchfaß ſchwingt. Zwiſchen ihnen auf dem Sarkophag ſteht nun ein kleiner Sarg, oder ein Paradebett, in dem, hinter dem zurückgezogenen Vorhang, ausgeſtreckt ein geharniſchter, ſchöner Ritter iſt, auf deſſen Zügen wirklich eine faſt erſchütternde Ruhe liegt. Das Ganze iſt unter einem gothiſchen Bogen, der ein Kreuzgewölbe bildet, das blau ausgemalt und mit goldnen Sternen verziert iſt. In derſelben Capelle iſt auch auf Goldgrund ein ſchönes altitalieniſches Bild, eine Verkündigung und zwei Heilige. In einer andern Kirche iſt eine Himmelfahrt Mariä, wahrſcheinlich von Pinturicchio, ein großes Tempera- oder Oelbild und ſonſt manche alte, ſchöne Bilder und Sculpturen. Auch iſt die Darſtellung der Plünderung durch Barbaroſſa's Truppen in einer Kirche; es ſind jedoch die meiſten Sachen reſtaurirt und moderniſirt und nur, was noch als Ruine ſteht, iſt echt und ſchön. Die Dogana ſelbſt liegt in Ruinen, wahrſcheinlich eines Kloſters, und der jetzige Hof war vielleicht einſt Kirche oder Refectorium, denn man ſieht noch Mauern mit ſchönen, reichen Fenſtern und einzelnen Verzierungen. — Bei Fondi iſt auch die Grotte, in der, wie Tacitus erzählt, Sejanus dem Tiberius das Leben friſtete. Dann lebte und lehrte hier ein berühmter Heiliger der katholiſchen Kirche, der heilige Thomas von Aquin, der in einem Dominikanerkloſter in der Nähe wohnte.

Nachdem wir im Café del Barbaroſſa gefrühſtückt hatten, fuhren wir bei immer ſchlechter werdendem Wetter fort. Mich intereſſirten in dieſem Wetter eigentlich

nur die Pferde, und ich fühlte, daß es doch noch viel elender sein müsse, ein Lohnkutschergaul zu sein, als der elendste Mensch. Mein Mitgefühl machte, daß ich mich ordentlich in ihr Leben hinein dachte und zuletzt alle die feinen Nüancen ihrer Seele verstand; wie sie trotzig sind und den quälenden Menschen verachten wollen, dann wieder klug ihm schmeicheln, sich einander trösten, zuletzt mit stolzem Gleichmuth ihre Bürde tragen und immer treu und edel sind.

Auch das Volk amüsirte mich, das ich so auf der Straße sah, da es schon ganz verschieden von dem römischen, weit grimassirter, carrikirter in Form, Bewegung und Ausdruck und weit unruhiger, kleinlich exaltirter in Geberden, Geschrei und Hantirung ist; dabei schmutzig und lumpig in der Kleidung erscheint und eine gräßlich mistönende, widerliche Sprache hat. — Durch Itri fuhren wir im Regen und kamen dann nach Mola. Wol ließ diese Gegend im schlechtesten Costüm errathen, daß sie eine Zauberschöpfung sein müsse. Mola liegt ähnlich wie Terracina: auf der einen Seite von hohen, aber üppigen, bewaldeten Gebirgen umgeben, in denen viele kleine Villen, Dörfer und Klöster liegen; auf der andern Seite gegen Neapel zu, wohin sich der Meerbusen am weitesten ausdehnt, umkränzt diesen eine majestätische Bergkette, hinter der an ihrer äußersten Spitze ganz blaß schon der Vesuv hervordämmert. Weit geöffnet ist der Golf, so daß man einen weiten Meerhorizont vor sich hat, auf dem sich bei heiterm Wetter einige Inseln zeichnen. Auf der andern Seite, die der bei weitem kleinere Bogen des Golfs ist, begrenzt diesen ein ziemlich flach geschwungener Hügelrücken, der gegen seine Spitze hin sich senkt, so daß

ſolche Grotten, von denen gegen Gaeta zu, einige Minuten von dieſer Villa, noch eine Reihe von ſechs bis acht ſehr ſchön erhalten ſind und auch für Bäder Cicero's gelten. Mir gefiel es hier unten zu gut, ich ließ die Andern fortgehen, um Stadt und Kirche zu beſehen, und blieb hier. Gern wäre ich hinübergefahren nach Gaeta, doch ging das Meer ſo wild und hoch, daß alle Andern keine Luſt hatten und wir auch keinen Schiffer finden konnten, der die Fahrt unternehmen wollte. — Als die Andern fort waren, zog ich mich aus und watete in letzterwähnten Grotten; denn da das Meer ganz in dieſe hineintritt, kann man unmöglich trocknen Fußes hinein. Als ich zurückgewatet war, fand ich an der Stelle, wo ich meine Kleider gelaſſen, ſechs ſchöne Weiber oder Mädchen, die auch, die Röcke hoch aufgeſchürzt, im Waſſer ſtanden und an einem kleinen Brunnen, der hier aus dem Felſen kommt, wuſchen; das war der nämliche Ort, wo meine Kleider lagen, und ſo fühlte ich mich anfänglich etwas genirt, in dieſem Zuſtande hinzugehen. Da ich aber ſah, daß die Weiber ſich gar nicht genirten, ſo genirte ich mich auch nicht, ging hin, wie ich war, und fing mit ihnen, die auch halb nackt waren, gleich während des Anziehens ein Geſpräch an, welches ſich ſo hübſch geſtaltete, daß ich angezogen noch lange ſaß. Hier in dieſer Gegend muß auch der durch Homer berühmte Brunnen ſein, bei welchem Odyſſeus der Tochter des Königs der Läſtrygonen begegnete, und ſo wandelte ich die gegenwärtige Scene in jene längſt verſchollene; wenn ich auch kein Odyſſeus ſein konnte, die Weiber hätten alleſammt aus königlichem Blute ſtammen können. — In Mola liegt auch die Ruine des alten Formiä, der Stadt

der Läſtrygonen. — Endlich ging ich wieder hinauf in den Orangenhain und hier auf den Stufen der weinbelaubten Treppe, von dem Bad oder dem Orangenduft betäubt, ſchlief ich, nachdem ich lange geſchrieben, Manches ſkizzirt und Vieles in Kopf und Herzen durchgearbeitet hatte, ein, bis mich endlich gegen Ave Maria ein paar Weiber, die jetzt mit der Arbeit fertig waren, weckten, indem ſie mich vor der Fieberluft warnten, die Abends eintrete. Ich dankte ihnen und ging hinauf, wo ich die Andern fand, mit Neher auf den Altan ſtieg und mich noch an der ſelbſt im regnichten Thränenſchleier ſchönen Welt erbaute. Abends kamen noch viele vornehme Familien, die alle in dem einen großen Gaſtzimmer, durch eine ſpaniſche Wand getrennt, eingepfercht wurden. Uns empörte dieſe Manier höchlich, da bei der einen Familie ein reizend ſchönes Mädchen war; wir ſuchten indeſſen, bis wir ein Loch in der Wand fanden, und ſahen dann der Reihe nach abwechſelnd durch.

Am andern Morgen ſtörte mich mein Unwohlbefinden, vielleicht durch das Bad Tags vorher verſtärkt, aus dem Schlaf. Ich ſtand auf und ging in den Garten, wo ich unſern Kutſcher eben bei der Toilette ſeiner Pferde traf; es war 2½ Uhr Morgens und noch ganz Nacht, der Himmel grau und wolkig, das Meer dunkel, aber vom Reflex des regneriſch mondbeſchienenen Himmels wie mit einem röthlich grauen Schleier überzogen. Der Mond, der hin und wieder durchblickte, erhellte mit magiſchem Glanz die ernſte Landſchaft — wenn er erſchien, ſchien ſilberne Muſik die Welt zu durchtönen und ſein Spiegelglanz auf der weichen, zitternden Fläche des Meeres der goldene Bogen zu ſein, mit dem er, über ſilberne Saiten

ſtreichend, wunderbar wehmüthige Töne aus jeder gleichgeſtimmten Bruſt hervorrief.

Nachdem ich eine gute Stunde im Garten zugebracht, waren endlich Alle zur Reiſe fertig und es ging fort durch das eben erwachende Mola, das lang am Golf hingebaut iſt und größtentheils wol von Fiſchfang und Obſtzucht lebt. Ehe wir noch aus Mola heraus waren, fing es ſtark zu regnen an, ſo daß ich nur nach vielen Kämpfen meine Wagengeſellſchaft überreden konnte, wenigſtens ein Fenſter aufzulaſſen; freilich ſah ich nichts, aber ich mußte Luft ſchöpfen. So fuhren wir durch eine weite, wie es ſchien, fruchtbare Ebene, bis an den Garigliano, ein Fluß der bei den Alten Liris hieß und Latinum und Campanien trennte. Die Sümpfe des Garigliano ſcheinen noch zu beben von jener Zeit her, wo ſie den ſtolzeſten Römer Schutz in ihren öden Ebenen ſuchen ſahen. Hier mußte Marius, der Heeren kühn entgegenging und ſeinen Nacken vor keinem Feinde bog, vor des rachſüchtigen Sulla's hinterliſtigen Mördern ſich verbergen. Hier fand man Den bis an den Hals in das ſumpfige Waſſer getaucht, deſſen Haupt faſt ſtets bis zu den höchſten Regionen hinauf geſtrebt; ja noch ſcheinen die waldigen Hügel bewundernd zu zittern vor jenem Blick, der die Mörder fliehen machte und ihn befreite.

In der Gegend ſind noch manche Ruinen des alten Minturnum, Amphitheater, Aquaducte u. ſ. w., die in ihrer melancholiſch ernſten Trauer der Inhalt der Regenmelodie zu ſein ſchienen. Ueber den Garigliano paſſirt man eine eiſerne Brücke, die bei den Italienern (die in ihrer naiven Indolenz ſich durchaus nicht mit neuen Erfindungen befaſſen mögen und alle dieſe, wo ſie ausge-

führt sind, als ein Wunder betrachten) großes Aufsehen macht. Im Gebirge, etwas zur Seite, liegt noch Suesso, einst eine der vorzüglichsten Städte der Volsker, jetzt ein kleines Nest, mit schönen Ruinen malerisch gruppirt. Es war die Vaterstadt des römischen Satyrikers Lucilius.

Von S. Agata bis Neapel fährt man fast ununterbrochen in einem Walde, der anfänglich sehr romantische Partien bietet, in der Ferne weitgestreckte Hügellagen mit kleinen Städtchen und ungeheuern Waldungen, näher ein schönes, oft sehr auseinander geklüftetes Erdreich, das tiefe Schluchten bildet; durch diese Schluchten rauschten Waldbäche, die von den üppigsten Schilfgewächsen und Farrenkräutern so umkränzt sind, daß sie oft dem Auge ganz verborgen werden. Von oben über den Felsen her hängen dann wild verworrene und verschlungene Gebüsche herab, zwischen durch aus den Felsen schießen Feigen-, Myrthen- und Lorberbäume, und oben auf der Ebene stehen uralte, immergrüne Eichen, Oliven, Kastanien und Ulmen, um die der Wein sich bis zu den Wipfeln hinauf geschlungen hat, der dann, wie des Emporstrebens müde, in vollen schweren Festons wieder matt niederhängt und schläfrig zu dem nächsten Baum seine Arme zu strecken scheint, bis er auch diesen mit seinen unwiderstehlichen Ketten umschlingt. So ist die Gegend anfänglich, ungefähr bis Sparanisi, eine einzeln stehende Locanda, wo wir vor gießendem Regen nicht weiter konnten, in einem elenden Loch mehrere Stunden verweilen und Mittag machen mußten. Es war eine Masse schon echt neapolitanischen Volkes da, das Zuflucht suchte wie wir, mit vielen von Mauleseln gezogenen Carreten. Vorher trafen wir hart an der Landstraße, auf einer ziemlich ebenen,

weitläuftig bewaldeten Fläche des Berges, die neapolitaniſche Armee, die hier ein großes Manoeuvre ausführte; die Regimenter manoeuvrirten ſchön trotz Regen und Wetter und wenn auch die langen Reihen der Infanterie etwas langweilig ausſahen, machten die Schwenkungen der Cavallerie und das Blinken ihrer Säbel ſich deſto beſſer. Und als der Boden zitterte von dem Stampfen der galoppirenden Schwadronen und das Schmettern der Trompeten das Echo des Waldes weckte — als die Pferde wieherten und ihre Mähnen im Winde flatterten, als die Säbel klirrten und der muthige Angriff geſchah, da wachte faſt ein verklungenes Jugendgefühl in mir auf und ſo ſehr mir ſonſt alles Militair zuwider, war ich doch in äußerſter Spannung; ich ſtreckte den Kopf weit aus dem Wagen heraus, um jede Bewegung verfolgen zu können, und fühlte faſt Luſt, dabei zu ſein und mitſpielen zu können.

Nach einigen Stunden, freilich immer im Regen, fuhren wir von unſerer Kneipe fort und um 4 Uhr kamen wir in Capua an. Der ganze letzte Theil der Straße, und ebenſo von hier weiter bis Neapel, iſt, wenn auch in der Idee feenartig reizend, doch langweilig; man ſieht nichts mehr, als, ſo weit das Auge reicht, eine unendliche Ebene von Wald und Feld. Es iſt das grandioſeſte Bild einer unermeßlichen Ueppigkeit und Fülle des geſegneteſten Landes, das ich je geſehen; aber langweilig iſt es eben, weil es, ohne das Ende abzuſehen, immer dasſelbe iſt; ein Baum ganz gleich wie der andere, denn alles ſind junge ſchlanke Ulmen, die dem Wein als Stab dienen und von welchen dieſer in ſo vollen ſchweren Reben herniederhängt, daß er, was ihnen an Laubfülle ab-

geht, da sie des Holzes wegen immer sehr beschnitten werden, ersetzt und förmlich einen undurchsichtigen Wald bildet, der aber leider nicht malerisch schön erscheinen kann, da er keine große Massen bietet, sondern nur aus ganz vereinzelt kleinen, fast, möchte ich sagen, einzelnen Blättern besteht. Unter diesem Walddunkel sind nun noch Felder von Früchten aller Art und zwischen diesen führen ungeheure breite, weiße Straßen, die selbst trotz Regen und Wetter von Frachtwagen, Vieh, Carreten, Kutschen, Reitern zu Esel und Pferde und Fußgängern, Ziegen-, Schwein- und Schafherden wimmelten. Ich freilich, da der Regen mir den Blick in die Ferne verschlossen, befaßte mich mit der nächsten Nähe und fand da, trotz der Monotonie des Ganzen, Interessantes genug für mich, wie ich mich überhaupt immer, wo die Ferne und das Ganze der Schöpfung nicht zu mir in fesselnden Tönen spricht, mit ihren einzelnen Lauten beschäftige und dann bisweilen eine ganz neue und eben so reiche, nur in ihrem Maßstabe kleinere Welt aufgehen sehe. So z. B. interessirten mich damals die mannichfachen Schönheiten der Weinreben, ihre wunderschön gezeichneten und gefärbten Blätter, ihre duftenden Blüten, ihre oft zu dicken knorrigen Stämmen gewordenen Ranken, so wie die üppigen Blumen und Kräuter auf den nackten, schön gezeichneten und gefärbten Felswänden am Wege, die schlanken, zierlich geblätterten Pappeln, Ulmen u. s. w. Ich belauschte auf diesem Wege die kleinere Natur und lernte auch in ihr den Schöpfer der großen erkennen. Ein Buch mit sieben Spiegeln that sich mir auf, aus dem ich manche weise Sprüche mir fürs Leben ins Herz prägte.

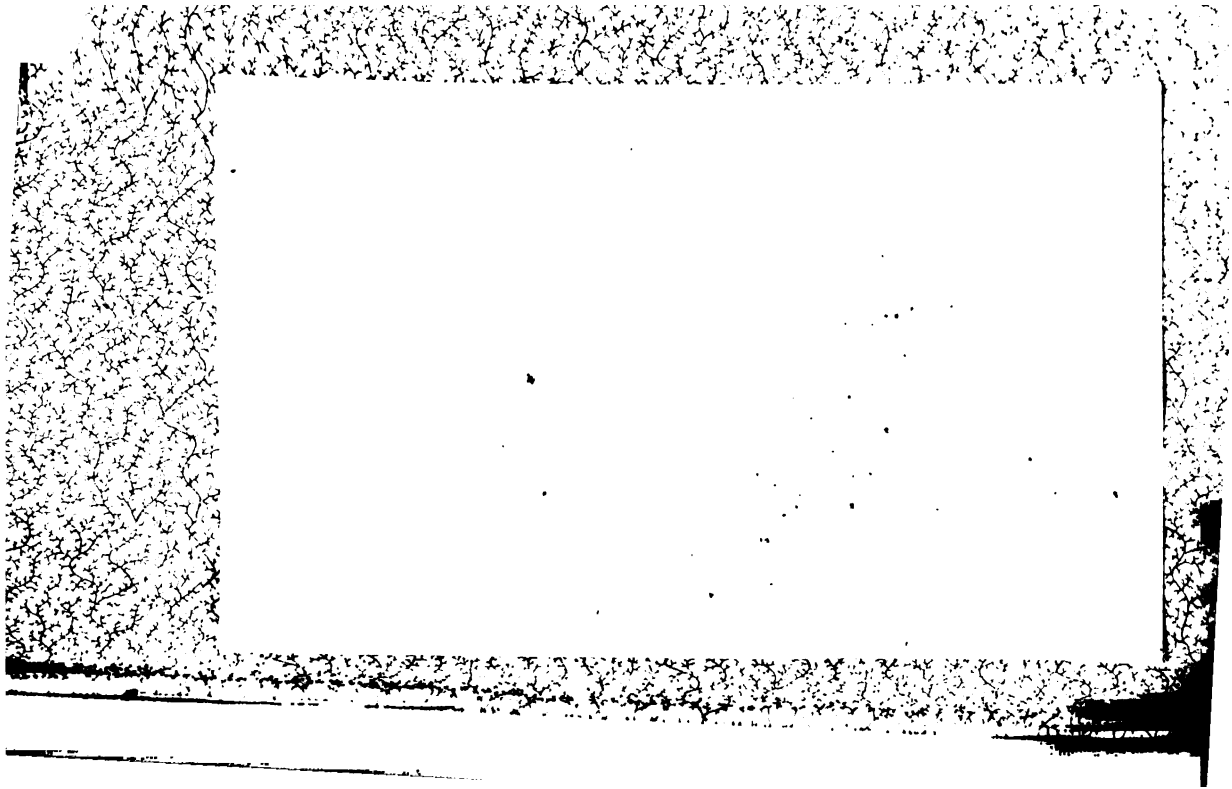
In Capua nun, wo wir im Regen lange Zeit auf

unſere Päſſe am Thor warten mußten, ſtieß ein Wagen voll betrunkener Soldaten von der Schweizergarde in Neapel zu uns; es waren acht Kerle, gemiſcht aus allen deutſchen Stämmen: ein Baier, ein Würtemberger, zwei Schweizer, ein Sachſe, ein Hannoveraner, ein Oeſterreicher und ſogar ein Berliner. Mit lallender Zunge erzählten ſie uns ihre Heldenthaten von dieſem Tage, wobei freilich der Berliner als der redſeligſte ſich auszeichnete, ſchimpften über Neapel, die Garde und den König, fluchten, daß ſie, nachdem ſie den ganzen Tag auf dem Weg von Neapel zugebracht und, da ſie 80 Bouteillen Wein ausgetrunken, Einer ſich ſogar ein Loch in den Kopf geſchlagen hätte (der wirklich fürchterlich blutete und ganz bleich vom Blutverluſt ausſah), nun nicht einmal wüßten, wo ſie Quartier fänden. Wir amüſirten uns, obgleich die Kerle wirklich unausſtehlich waren. Mich ergötzte beſonders Das, daß trotz dem langen Leben unter andern Nationen der Berliner ſeine berliner Renommage und Witze nicht verloren hatte. — Endlich kamen unſere Päſſe, wir nahmen von unſern Freunden Abſchied und fuhren weiter. Die Gegend bleibt immer dieſelbe und der Regen blieb es auch. Wir paſſirten Averſa; hier ungefähr lag früher Atella, bei den Römern durch ſeine Späße und ſeine witzigen Mottos, ſo wie durch ſeine unanſtändigen Schauſpiele berühmt und berüchtigt. Es wurde von den Barbaren zerſtört. Als die Normannen Neapel und Capua erobert hatten, erbauten ſie 1030, um beide in Reſpect zu halten, Averſa in dieſer Gegend. Karl von Anjou zerſtörte aber daſſelbe, weil es ſich gegen ihn, unterſtützt von dem Hauſe Reburſa, das er ausrottete, empört hatte. Lange Zeit blieb es zerſtört und unbewohnt, bis

auf und in den Ruinen ſpäterhin wieder dieſe jetzige kleine Stadt erbaut wurde. Endlich, nachdem wir lange noch in Regen und Nacht gefahren und, ohne es zu bemerken, aus der waldigen Gartengegend immer zwiſchen mehr und mehr Häuſer gerathen waren, kamen wir allmälig in Neapel an. Die Straßen waren nun breiter und gepflaſtert und die Häuſer größer; es war mehr Licht darin und es gab auch Lampen auf den Straßen, wo es von Menſchen lebte und webte und wo uns ein dumpf tönendes Geſumſe und Geſurre von Geſprächen und Fußtritten umgab. Es fuhren mehr Wagen und Kaleſchen und je weiter wir kamen, deſto mehr nahm dies Alles zu. Endlich kamen wir bei einem ungeheuer großen Haus vorbei, wol länger als unſer Krankenhaus, nur etwas weniger langweilig, ſo viel ich bei Nacht aus den Hauptmaſſen erkennen konnte. Ich glaube, es iſt ein Waiſenhaus oder Hospital. Merkwürdig war unſere Einfahrt noch dadurch, daß wir innerhalb der Stadt in einer und derſelben Straße von vier Doganen viſitirt werden ſollten, dem wir jedoch theils durch Geldſpenden, theils durch ſehr ſchnelles Vorüberfahren, theils durch allerlei Ausflüchte entgingen. Dieſer Unfug kommt daher, daß die Regierung die Doganen verpachtet hat und ſich deshalb nicht darum kümmert. Dann wurden wir von Facchinen wie von Straßenräubern angefallen, die ſich auf allen Seiten an unſern Wagen hängten. Wir geriethen mit denſelben in den fürchterlichſten Streit, ſo daß wir mit unſern Stöcken dreinſchlagen mußten; endlich, nachdem wir einige derbe Hiebe ausgetheilt, kamen wir langſam durch die Stadt und in der uns anempfohlenen Locanda an. Wir fanden, Gott Lob! Platz dort, ließen unſere

Sachen hineintragen, bezahlten den Vetturin, wiesen die mit ihrem Trinkgeld unzufriedenen Facchinen unter Androhung von Ohrfeigen zum Hause hinaus und machten's uns dann bequem. Ich dankte wirklich Gott, daß wir angelangt waren, denn in einem solchen Wetter bei meinem elenden Zustande den ganzen Tag zu fahren, war eine Höllenaufgabe, und ich fühlte mich todtkrank, dachte an Arzt und Apotheke, sogar an Sterben und an einen kürzlich in Rom verstorbenen Bekannten. Auch dachte ich an Euch und an alle meine Lieben; da ward mir recht wehe, noch weher als mir war! Ich dachte an meine Arbeit und daß ich so ganz umsonst in der Welt gewesen, der ich doch so Vieles gewollt. Kurz, ich verbrachte, nachdem ich mit den Andern ein wenig Wein getrunken hatte und zu Bett gegangen war, eine schreckliche Nacht, bis ich endlich einschlief, aber gräßliche Träume hatte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



B'D DEC 1 - 1914